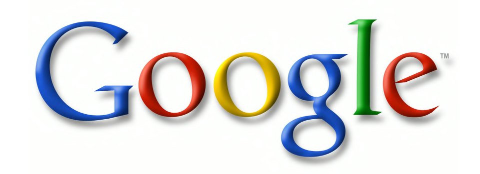
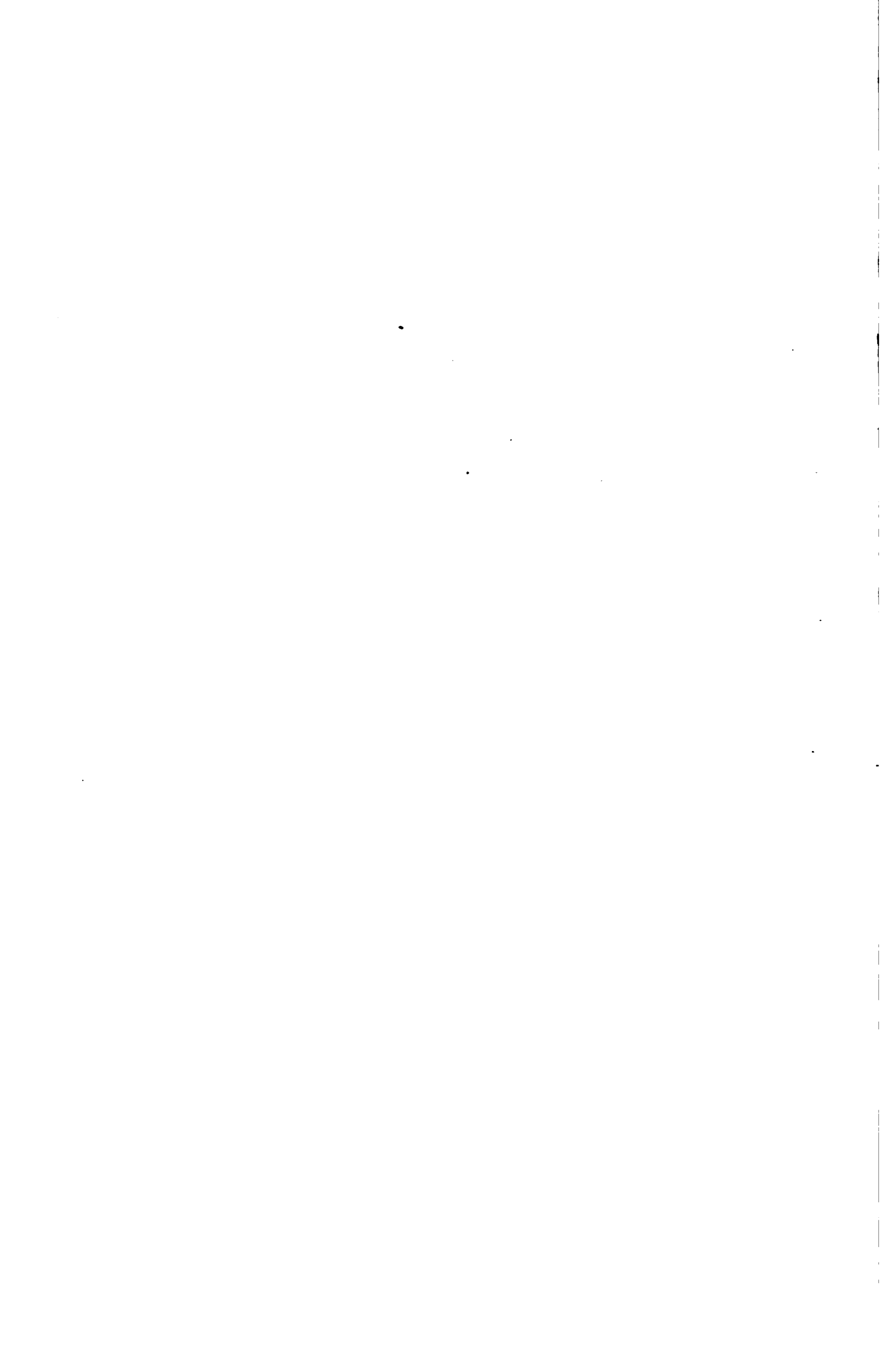


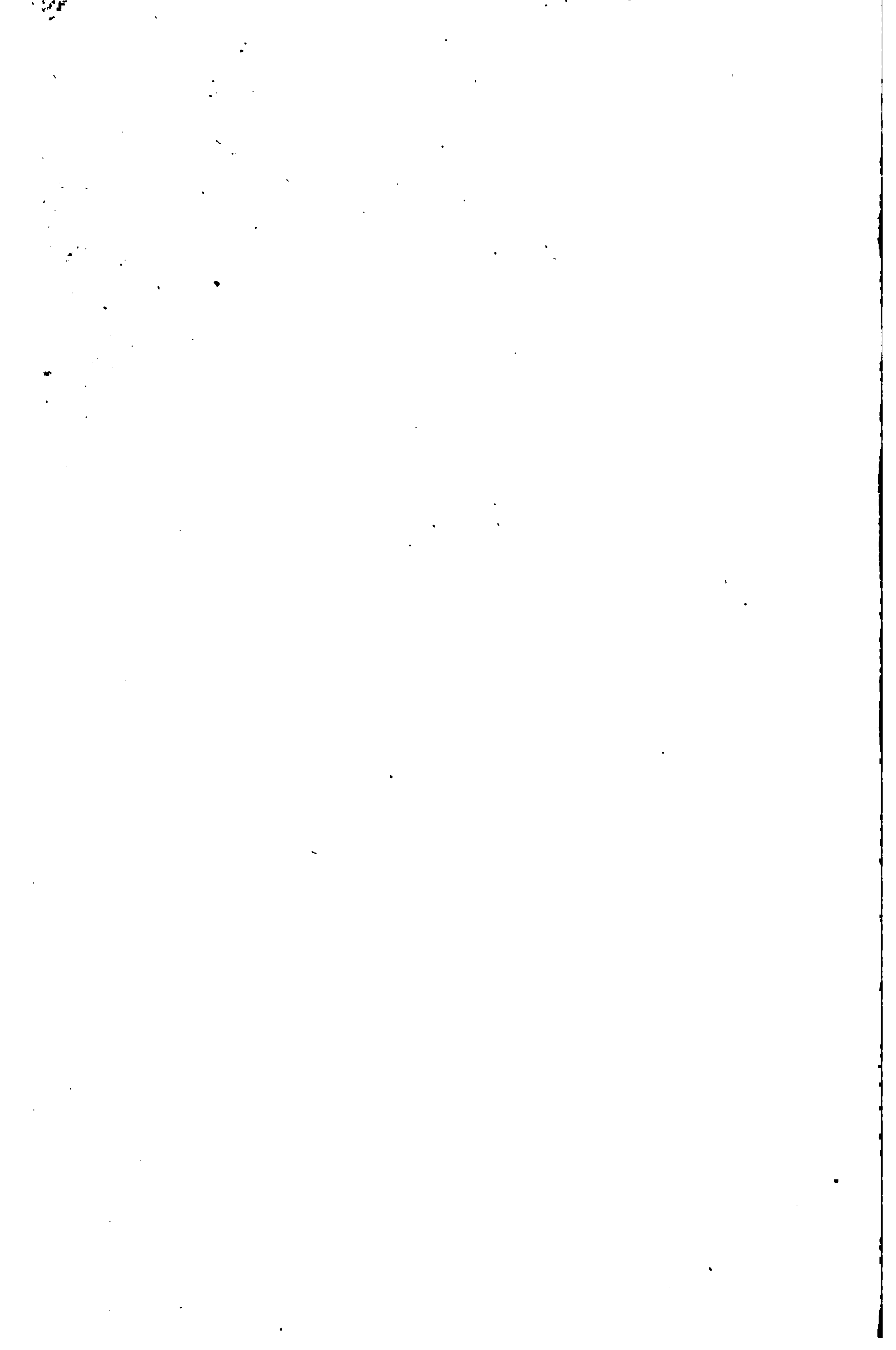



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Die Erlöserin.

Dritter Band.



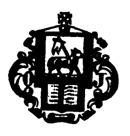
Die Erlöserin.

Roman

von

Fanny Lewald.

Dritter Band.



Berlin, 1873.
Druck und Verlag von Otto Janke.


TAYLOR INST
UNIVERS
1 2 JUL 1974
OF OXFORD
LIBRARY

Erstes Capitel.

Der Brief Gabrielens, in welchem sie ihrem alten Bekannten, dem Theater-Director Holm, die Anzeige machte, daß das schöne junge Mädchen, welches er vor einem Jahre an jenem Wintermorgen bei ihr angetroffen habe, Schauspielerin zu werden beabsichtige, kam demselben recht gelegen. Er erinnerte sich des Vorganges und des Mädchens sehr genau, und er lächelte über die flüchtige Auskunft, welche die gefeierte Künstlerin neben den dringenden Empfehlungen, ihm über die Herkunft ihres Schützlings zu geben für genügend gefunden hatte.

Er war erster Heldenspieler gewesen, bevor er die Direktion des Theaters übernommen, und hatte auf der Bühne und bei den Frauen Erfolge gehabt, deren er nicht vergessen hatte. Er kannte auf seine Weise, wie die Welt und die Menschen, so die Frauen im Besonderen; und er war der Ansicht, daß es unter Verhältnissen gerathen und geboten sei, zwischen den Zeilen dasjenige zu lesen und schweigend zu verstehen, was

schriftlich auszusprechen man für nicht angemessen erachtet hatte. Er kannte daneben auch sein Publikum und wußte, wie er dasselbe zu nehmen habe. Er zögerte also nicht, Gabrielen der Bereitwilligkeit zu versichern, mit welcher er ihr zu dienen geneigt sei.

Die Theilnahme an dem Theater war in der alten großen See- und Handelsstadt in jenen stillen Friedenszeiten eine ganz allgemeine. Die Holm'sche Direktion stand in gutem Ansehen. Der Direktor galt dafür, manchem Talent zu schöner Entfaltung verholfen zu haben, und die geselligen Verhältnisse der Stadt waren den Künstlern günstig. Der Adel der Provinz und des angrenzenden Landes, welcher während des Winters von seinen Gütern in die Stadt kam, hatte ebenso wie die reichen Kaufherren und diplomatischen Konsuln und Agenten seine festen Logen im Theater. Die Offiziere der Garnison, die jungen Beamten der verschiedenen Kollegien und Behörden bildeten ein sehr belebtes und dankbares Publikum. Es nahm schnell und lebhaft Partei für den und jenen Künstler, aber es war eben deshalb auch nicht leicht zufriedenzustellen, wenn es darauf ankam, für einen ihm werth gewordenen Schauspieler, den es entbehren sollte, den passenden Ersatz zu finden; und einen solchen schaffen zu müssen, war der Direktor gerade in dem Falle.

Die erste Liebhaberin für das ernste Fach wollte in einigen Monaten für immer von der Bühne scheiden. Sie war durch mehrere Jahre der unbedingte Liebling des Publikums gewesen, hatte aber schon seit längerer Zeit ein Liebesverhältniß mit einem reichen

Kaufmannssohn gehabt, der sie jetzt, nach dem Tode seiner Eltern, heimzuführen beabsichtigte. Ihr Kontrakt ging bald nach dem neuen Jahr zu Ende, gerade in dem Zeitpunkte, in welchem die länger werdenden Tage und das bessere Wetter die regelmäßigen Besucher des Theaters von demselben fortzulocken beginnen. Der Direktor hatte deshalb schon seit Monaten darauf gedacht, wie er durch Gastspiele und neue Darbietungen den eigentlichen Stamm der Theaterfreunde auch über diesen Zeitpunkt hinaus in dem Interesse für das Theater festhalten könnte. Eine junge Anfängerin vorzuführen, welche Gabriele ihm als sehr talentvoll schilderte, die von ihr empfohlen, die nebenher ihr ähnlich und sehr schön war — etwas Anziehenderes konnte er sich gar nicht wünschen. Er entschloß sich also, gegen seine sonstige Geschäftspraxis, das Anerbieten, welches man ihm machte, ohne Vorbehaltung anzunehmen.

Er schrieb noch in derselben Stunde, in welcher er Gabrielens Brief empfangen hatte, um Hulda zu benachrichtigen, daß sie sich auf die Reise machen möge, da er in Folge der Fürsprache ihrer Beschützerin, nicht abgeneigt sei, sich ihrer Ausbildung zu unterziehen, falls ihr Talent sich ausreichend erweisen und ihr Fleiß seine Bemühungen zu lohnen versprechen sollte. Er gab ihr dabei an, wie sie ihre Reise einzurichten habe, meldete, daß er zu ihrer Ankunft eine Wohnung für sie vorbereiten wolle und sagte ihr Alles, was sie sonst noch wissen mußte. Wie er dann aber ihren Namen

auf die Adresse schreiben wollte, welche Gabriele ihm angegeben hatte, fiel ihm der prosaische Klang desselben auf, und er bedeutete ihr noch sofort, daß sie ihren bisherigen Namen auf der Bühne abzulegen, und einen wohllautenderen dafür zu führen haben werde.

Bei der Probe am Vormittag zeigte er sich sehr wohl aufgelegt. Er sprach mit dem Regisseur von dem bevorstehenden Eintreffen einer sehr viel versprechenden Aspirantin, von deren Erwerbung er bisher geflissentlich geschwiegen habe, obschon seit Jahr und Tag sein Augenmerk auf sie gerichtet gewesen sei. Er scherzte mit der ersten Liebhaberin, in welcher er jetzt bereits die künftige Frau des reichen Kaufherrn zu verehren anfing, darüber, daß sie nur noch die Zeit nützen solle, sich in dem Gedächtnisse ihrer Bewunderer festzusetzen, denn er habe eine Nachfolgerin für sie in Aussicht, die zunächst durch ihre jugendliche Schönheit dem Andenken an sie gefährlich werden könne. Er ließ sich aber nicht bewegen, weder dem Regisseur noch Feodoren den Namen der Erwarteten, oder irgend etwas Näheres über ihre Verhältnisse mitzutheilen; und eben weil er die Angelegenheit mit kluger Berechnung als ein Geheimniß behandelte, sprach man davon am Abende in den Garderoben wie in den Koulissen, und gleich an dem nächsten Tage war unter den täglichen Besuchern des Theaters schon davon die Rede, daß der Direktor irgend etwas mit der Einführung einer neuen jungen Schauspielerin im Sinne habe, das er sonderbarerweise geheimnißvoll behandle.

Als der Direktor in das Kaffeehaus an der Promenade kam, in welchem man die Zeitungen zu lesen pflegte, fand er zwei der eifrigsten Verehrer Feodoren's an einem der Tische sitzend. Der Eine war ein reicher Land-Edelmann, der den Winter immer in der Stadt zubrachte, der Andere einer der beliebtesten Aerzte der Stadt, der in seiner Jugend Theater-Arzt gewesen und auch später mit dem Theater, für das er eine große Vorliebe besaß, noch immer im Zusammenhang geblieben war. Sie waren Beide unverheirathete Lebemänner, Beide noch in dem Alter, das sie bei den Frauen wohlgelitten machte, und da sie neben ihren Fachkenntnissen ästhetische Bildung und künstlerischen Geschmack besaßen, zählten sie in Allem, was sich auf die Künste, besonders aber in demjenigen, was sich auf das Theaters bezog, zu den Autoritäten, auf die man sich berief. Ihr Schweigen oder ihr Beifallspenden war von Einfluß auf das Schicksal eines Stückes, wie auf den Erfolg eines neuen oder eines gastirenden fremden Schauspielers.

Auch hatte man kaum die ersten Grüße und Worte mit einander gewechselt, als Herr von Hochbrecht die Frage aufwarf, was es denn mit dem Gerüchte auf sich habe, von dem ihm Feodore heute gesprochen, als er ihr nach der Probe aufgewartet habe. „Wollen Sie damit den Eifer der Eifrigen anspornen, so haben Sie das nicht nöthig," sagte er, „denn Feodoren's Ehrgeiz war nie reger, als eben jetzt, weil es sie danach verlangt, als der fortdauernd gefeierte Günstling des Publikums von der Bühne zu scheiden."



„Wäre es auch nur,“ setzte der Doktor mit seinem sarkastischen Lächeln hinzu, „um ihren Gatten lebenslang daran erinnern zu können, welchen Triumphen sie um seinetwillen entsagt, und welche Huldigungen er ihr dafür als Ersatz zu gewähren habe.“

Der Direktor aber versicherte, daß hier weder von einer Kriegslist noch sonstigem heimlichem Antreiben die Rede sei. Er habe natürlich seit lange auf eine künftige Stellvertreterin für Feodore denken müssen, und da die unselige deklamatorische Schule, welche die Bühnen mehr und mehr zu beherrschen anfange, kaum ein Subjekt finden lasse, das Feodoren in ihrer natürlichen Grazie zu vergleichen sei, in welcher doch gerade der Reiz bestanden habe, den sie namentlich in ihrer ersten Zeit für den gebildeten Theaterfreund gehabt, so habe er sich unter der Hand fortdauernd nach einer jungen Person umgethan, die er sich heranbilden und allmälig in die Rollen einführen könne, welche durch Feodoren's Abgang neu zu besetzen sein würden.

„Und dieses Mädchen glauben Sie nun aufgefunden zu haben?“ fragte Hochbrecht.

„Ich kann kaum sagen, daß ich es gefunden habe,“ entgegnete der Direktor. „Es ist mir ohne alle mein Bemühen zugekommen wie ein Vogel, der uns in das Fenster fliegt.“

Als darauf die beiden Anderen wissen wollten, was damit gemeint sei, erzählte er ihnen, wie er die junge Person vor einem Jahre bei Gabrielen angetroffen habe, und daß schon damals für sie die Rede von einer theatralischen Laufbahn gewesen sei. Man

fragte, wo sie her stamme. Der Direktor sagte, sie sei in einem Pfarrhause auf dem Lande herangewachsen und erzogen.

„Und ist es ein hübsches Mädchen?“ erkundigte sich Hochbrecht.

„Eine Schönheit!“ versicherte der Direktor, während er, um seiner Versicherung Ausdruck zu geben, seine Finger küßte und in die Luft warf. „Eine Schönheit ersten Ranges, für die Bühne wie geschaffen. Groß, stolzer Nacken, schöne Büste, hellblond, mächtige Augen — die ganze Mutter.“

„Sie kannten die Eltern also?“ fragte Hochbrecht.

„Nein! Das Mädchen ist verwaist.“

„Aber Sie erwähnten doch eben erst der auffallenden Aehnlichkeit zwischen der Tochter und der Mutter!“ erinnerte der Doktor.

„Bewahre!“ rief der Direktor. „Ich habe die Eltern nie gesehen!“ Und da nun die Freunde, deren Neugierde rege geworden war, in ihn zu dringen anfingen, versicherte er mit dem Tone eines Mannes, der sich über eine von ihm begangene Ungeschicklichkeit ärgert, er begreife nicht, wie er zu dem Worte gekommen sei, es müsse ihm wie eine landläufige Redensart über die Lippen geschlüpft sein. Er habe gar keine Kenntniß von des Mädchens Herkommen, als diejenige, welche er von Gabrielen erhalten habe, die dessen Beschützerin mache.

„Wem aber sieht sie denn ähnlich?“ erkundigte sich Hochbrecht, der nicht leicht von einer Sache abzubringen war, die er sich in den Sinn gesetzt hatte.

„Gabrielen!" sagte der Direktor, als habe er das vorher schon gesagt.

Die Freunde lächelten verständnißvoll. Der Direktor indessen meinte, dabei sei wirklich Nichts zum Lachen. Er könne auf seine Ehre betheuern, daß jene Redewendung gar Nichts habe sagen sollen oder können. Er wisse nicht einmal, wie Gabriele selber mit dem Mädchen bekannt geworden sei. Indeß die Aehnlichkeit desselben mit seiner Beschützerin sei wirklich überraschend. Er vermuthe also, Gabriele sei eben durch diese von ihr bemerkte Aehnlichkeit auf Hulda aufmerksam geworden, denn sie selber sei es gewesen, die ihn auf dieses eigenthümliche Spiel des Zufalles hingewiesen habe.

„Klug und voraussichtig von beiden Seiten!" scherzte der Doktor mit jener leichten Ueberlegenheit, welche er die Anderen immer fühlen zu lassen wußte, ohne sie so stark zu betonen, daß sie ihnen lästig werden konnte. Und dem Direktor auf die Schulter klopfend, fügte er hinzu: „So schlingt ein Mann, der in der Schule der Frauen das Schweigen lernte, wenn es sein muß, das eigene Wort hinunter, um seine Indiskretion zu verbergen. Also seien Sie ganz unbesorgt. Sie haben Nichts gesagt, wir haben Nichts gehört, und Ihre junge Schönheit debutirt für uns wie für das Publikum als die schöne Unschuld aus dem Pfarrhause."

Man gefiel sich in dem scherzenden Gespräche und kam dabei auf die Art und Weise zu reden, in welcher früher die Heranbildung für die Bühne erfolgt sei.

Man verglich sie mit dem üblich gewordenen Einstudiren einzelner Paraderollen, und erst als man sich trennte, fragte Hochbrecht um den Namen der Erwarteten.

Das mahnte den Direktor an den Namenswechsel, zu dem er Hulda veranlassen wollte, und ohne sich zu fragen, ob sie mit dem Verfahren einverstanden, ob sie geneigt sein werde, ihren ehrlichen Vaternamen abzulegen, nannte er mit der dreisten Entschlossenheit, die ihn in seinem Leben schon über manche Bedenklichkeit mit Erfolg hinweggehoben hatte, den Namen einer alten Schauspieler-Familie, die, weit verzweigt, seit nahezu einem Jahrhunderte ihre Angehörigen auf vielen Theatern hatte, und mit der von Seiten ihrer Mutter auch Gabriele zusammenhing. Der Name hatte für diesen Fall den Vorzug, kein ungewöhnlicher zu sein, so daß man auch zufällig darauf verfallen konnte, ihn anzunehmen, wenn man sich zu verbergen wünschte. Er klang in der Zusammensetzung mit „Hulda" dem Ohre angenehm, erweckte, wenn eine Schauspielerin ihn führte, ein günstiges Vorurtheil, und der Direktor meinte Hulda leichtlich davon überzeugen zu können, daß sie ihrer Beschützerin ein Zeichen ihrer Dankbarkeit gebe, wenn sie sich unter die Aegide ihres mütterlichen Familiennamens stelle.

Welche Schlüsse die Welt bei Hulda's Aehnlichkeit mit Gabriele etwa daraus ziehen könne, daß das Mädchen eben diesen Namen führte, das kam dabei für den Direktor gar nicht in Betracht. Mochte man sich die Sache zurechtlegen wie man eben wollte. Der Reiz

eines vermutheten Geheimnisses konnte der Debutantin nach des Direktors Menschenkenntniß nur zugute kommen. Er empfahl natürlich den Theaterfreunden, über die Sache vorläufig noch zu schweigen, da man erst sehen müsse, was sich aus dem Mädchen machen lasse. Sie nannten das Beide selbstverständlich. Aber das Theater war in jenen Tagen politischer Windstille in Deutschland die große Angelegenheit der gebildeten Gesellschaft, und noch ehe zwei Tage hingegangen waren, sprach man in allen Cirkeln der Stadt von der Ankunft einer schönen, jungen Debutantin, und knüpfte an sie und ihre Herkunft Vermuthungen, die schnell in Gerüchte umgewandelt, und bald als Thatsachen erzählt und angenommen wurden.

Zweites Capitel.

Hulda hatte bei der Ausführung ihres Planes weniger Schwierigkeiten gefunden, als sie erwartet hatte. Sie war in der Familie des Kastellans freundlich aufgenommen worden, hatte ihr vertraut, daß sie genöthigt und gewillt sei, fortan selber für ihren Lebensunterhalt zu sorgen; und wie man dabei die Vorzüge und Nachtheile erwogen hatte, welche mit der Stellung einer Erzieherin verbunden zu sein pflegen, hatte Hulda gestanden, daß ihr, seit sie Gabriele spielen gesehen habe, wohl bisweilen der Gedanke gekommen sei, auf die Bühne zu gehen, indeß eine solche Absicht vor ihrem Vormunde auszusprechen, habe sie nie gewagt. Ihre Gastfreunde fanden diesen Einfall aber keineswegs ungehörig oder überraschend. Sie hatten Verwandte, die Schauspieler waren, und eben erst unter günstigen Bedingungen bei dem Theater in ihrer Vaterstadt eine Anstellung gefunden hatten. Mit diesen war Hulda bald bekannt geworden, ihnen hatte sie sich

anvertraut, und der Rath und Beistand dieser Beiden hatte ihr dazu geholfen, ihrem Vormunde und der Familie des Kastellans den Glauben beizubringen, daß sie an dem Orte, nach welchem sie sich begeben wollte, eine Stelle als Erzieherin gefunden habe.

Es war ein Spätabend, als sie in der alten Handelsstadt, die für das Erste ihre Heimat werden sollte, auf der Post von der Matrone in Empfang genommen wurde, bei welcher sie nach der von dem Direktor getroffenen Veranstaltung ihre Kost und ihre Wohnung finden sollte.

Frau Rosen war die Wittwe eines Beamten, die sich nach ihres Mannes frühem Tode in der Nothwendigkeit befunden hatte, sich mit ihren Kindern, wie sie konnte, durchzuhelfen; und da ihr ganzes Erbe in einem kleinen Häuschen bestanden, welches ihr Mann einige Jahre vor seinem Tode erworben, hatte sie sich und die Ihren in die Dachstübchen desselben untergebracht, um die übrigen Räume miethweise an Fremde überlassen zu können.

Die Nähe des Theaters war ihr dabei zu statten gekommen. Einer oder der andere fremde Bühnenkünstler, der sich zu längerem Gastspiel an dem Orte aufgehalten, hatte sich in ihrem Hause einquartiert, verschiedene junge Schauspielerinnen lange bei ihr gewohnt. Jeder hatte sie dienstfertig und umsichtig gefunden, Jeder sie dafür gerühmt, bis endlich ihr Haus zu einem beliebten Absteigequartier für Schauspieler geworden war, als welches es sich eines guten und ausgebreiteten Rufes erfreute.

Als Hulda ihr von dem Direktor zugewiesen wurde, hatte Frau Rosen ihre eigenen Kinder bereits versorgt. Nur die jüngste Tochter war noch bei ihr zurückgeblieben, und da sie geschickte Hände hatte und Kleider und Putzsachen mit besonderem Geschmacke zu fertigen verstand, war diese Geschicklichkeit zu einer neuen und vortheilhaften Erwerbsquelle für die Frauen geworden, so daß von Noth und Sorgen für sie nicht mehr die Rede, und der Aufenthalt in ihrem Hause für die Gäste nur um so angenehmer geworden war.

Da Hulda genöthigt war, sich in ihren Ausgaben auf das Unerläßliche zu beschränken, hatte man ihr ein kleines Stübchen zurechtgemacht; aber es war behaglich und freundlich eingerichtet, wohl durchwärmt, die beiden Erkerfenster sahen in die jetzt nackten Wipfel der Bäume hinein, welche die Alleen der Promenade bildeten. Sie gönnten dadurch der an Licht und Luft Gewöhnten, den Blick auf einen weiten Horizont, und die gutwillige, ihnen durch Gewohnheit zur Natur gewordene Freundlichkeit, mit welcher Mutter und Tochter dem fremden Ankömmlinge begegneten, machten Hulda einen Muth, dessen sie recht sehr bedurfte.

Alles, was ihr schwer, was ihr bedenklich däuchte, wovor sie sich scheute, das war den beiden Frauen altvertraut, schien ihnen einfach und das Natürliche zu sein. Sie kannten den Direktor, den Regisseur, sie kannten das ganze Personal des Theaters und alle Beamten desselben, bis hinab zu dem Schneider und dem Friseur und deren Gehilfen.

Sie zählten mit sichtlicher Genugthuung alle die Berühmtheiten auf, welche zu beherbergen sie die Ehre gehabt hatten. Die gefeierte Feodora, welche die Bühne nun bald verlassen sollte, fehlte unter ihnen nicht; ja Feodora hatte in diesem Hause sogar einmal den Besuch der unvergleichlichen Gabriele empfangen, von deren Schönheit und von deren majestätischer Haltung Frau Rosen mit wahrhafter Begeisterung sprach.

Kaum aber hatte die Mutter Gabrielens Erwähnung gethan, so wurde ihre Tochter, die bleiche, kränkliche Beate, die immer Putz und Schmuck für Andere verfertigte und sich selbst so unscheinbar als nur möglich trug, auf Hulda's Aehnlichkeit mit Gabriele achtsam, und die beiden Frauen versicherten lebhaft, schon dieser Umstand sei für dieselbe ein ungemeines Glück und werde ihr bei dem Publikum mehr nützen, als sie jetzt noch irgend zu ermessen fähig sei.

Hulda hatte es gar nicht besser treffen können, als es ihr hier geboten ward. Weder ihre Schüchternheit noch ihre geringe Ausstattung, deren sie selber sich fast schämte, überraschten ihre Wirthinnen. Sie hatten schon mehr als einmal Anfänger in ihrem Hause aufgenommen, die dürftig und ungekannt unter ihrem Dache gelebt, und deren Name nachher im weitesten Kreise gefeiert, deren Talent eine Quelle der Ehren und des Reichthums für dieselben geworden war. Beate ging ihr gefällig und geschickt zur Hand, als Hulda sich in ihrer kleinen Stube einzurichten anfing, und als sie sie danach verließ, blieb Hulda endlich mit einem Gefühl beginnenden Wohlbehagens in dem

engen Raum zurück, das zu empfinden sie bei ihrer Ankunft weit entfernt gewesen war.

Es gefiel ihr in dem Stübchen, es that ihr wohl, daß sie sich vor Mamsell Ulrikens hassendem Uebelwollen nun geborgen wußte, daß sie dem jungen Pfarrer nicht mehr zu begegnen brauchte, dessen Liebe und Bewerbung sie geängstigt hatten, daß sie sich nicht mehr gegen das Uebelwollen fremder Leute zu verwahren hatte, welches nicht verdient zu haben sie sich bewußt war. Sie wollte und mußte jetzt vergessen, was unwiderbringlich für sie verloren war, und es war ihr eine Erleichterung, zu denken, daß jetzt Niemand von ihr wisse, daß sie selbst für Emanuel verschwunden sei, der sie verlassen und ihr die Treue gebrochen hatte.

Ihre Vergangenheit mußte nun für sie vergangen sein, es konnte sie hier kaum Etwas an dieselbe mahnen. Nur die Sterne des Himmels, die ihr geleuchtet hatten am fernen Meeresstrande und denen sie zuerst ihr Lieben und ihr Leiden anvertraut, die waren als treue Gefährten mit ihr gegangen und leuchteten ihr auch hier, und sprachen ihr von der Kindheit und der Heimat, von Mutter und von Vater; und sie gelobte sich und ihnen, sich selber treu zu bleiben und festzuhalten an dem Glauben und der Sitte, in denen die geliebten Eltern sie erzogen hatten.

Aber wie der Schlaf sich dann auf ihre müden Augen niedersenkte, tauchten andere Bilder vor ihr auf. Sie stand wieder in dem großen Saale des gräflichen Schlosses wie an jenem Morgen, an welchem sie Emanuel's Bild zuerst gesehen hatte, und das gol-

dene Sonnenlicht schien wieder so hell und blendend von der Seeseite in den Saal hinein, daß der blanke Fußboden davon in Flammen leuchtete, und sie es kaum gewahrte, wie aus seiner Mitte der König der kleinen Leute, mit der goldenen Krone auf dem Haupte, emporgestiegen war, gefolgt von seinem ganzen Troß. In kostbaren Schreinen und Gefäßen trugen die Kleinen die Fülle von Herrlichkeiten heran: farbenprangende Gewänder aller Art, strahlende Diademe und grüne Lorbeerkränze. Und der kleine König ließ sich die Herrlichkeiten reichen und bot sie Hulda dar; und wenn sie emporgehoben wurden aus den kleinen Truhen, wuchsen sie und wurden stattlich, daß Hulda sah, sie waren ihr bestimmt und konnten ihr passen und wohl anstehen. Und sie freute sich all des Schönen und all des Besitzes, und streckte die Hand aus nach des Diademes funkelnder Pracht. Aber wie sie es ergriffen hatte und vor den Spiegel trat, der goldumrahmt zwischen den Fenstern hing, sah sie in demselben, hoch über ihrem Haupte, den schönen Kopf Emanuel's, und seine Augen blickten sie an, so traurig und so vorwurfsvoll, daß sie erschrocken die Hände sinken und das Diadem zu Boden fallen ließ. Das gab einen lauten, schweren Schlag, und so festgeschmiedet und gefugt der Schmuck erschien, sprang er in tausend Stücke. Die flogen wie schwirrende Sternschnuppen hierhin, dorthin, daß sie ihnen mit dem Auge kaum zu folgen vermochte. Wie darauf der letzte dieser Lichtstrahlen in der Luft erlosch und Hulda sich in dem Zimmer umsah, war Alles, Alles fort: der König und

die kleinen Leute, und die Kleider und die Geschmeide, die sie vor ihr ausgebreitet hatten. Sie war wieder in dem großen Saale ganz allein. Nur einen Ring mit blauem Steine hatten die Kleinen ihr zurückgelassen. Sie bückte sich, ihn aufzuheben, und wie sie ihn an ihren Finger stecken wollte, war es der Ring, den sie Emanuel zurückgesendet hatte, und die unvergeßlichen Worte: „Dich und mich trennt Niemand!" glänzte ihr von dem goldenen Reifen zauberisch hell entgegen.

Sie erwachte mit einem Freudenschrei und faßte nach der Hand, aber es saß kein Ring daran, sie hatte ihn ja selbst zurückgesendet. Sie mußte um sich blicken, sich zu besinnen, wo sie sei und ob sie wache oder träume. Sie fuhr sich über Stirn und Augen, als wolle sie die Truggebilde, oder als könne sie damit die Erinnerungen bannen, die wider ihren Willen vor ihr aufgestiegen waren, und sie bemerkte mit Erstaunen, daß das bleiche Licht des Wintermorgens schon durch ihre Fenster fiel.

Die Hausuhr schlug die achte Stunde, Frau Rosen klopfte an die Thüre. Sie kam sich nach dem Befinden ihrer neuen Hausgenossin und nach deren nächsten Bedürfnissen zu erkundigen.

Die waren nun freilich bescheiden genug! Und doch lag für das Mädchen, welches bis dahin immer nur Anderen gedient und Anderer Verlangen zu befriedigen gehabt hatte, ein Reiz darin, daß jetzt Jemand seinen Befehlen und Wünschen nachzukommen genöthigt

und gewillt war. Denn wie nahe Abhängigkeit und Freiheit, wie dicht das Gehorchenmüssen und das Gebietenkönnen auch auf einander folgen, die Kluft, welche sie trennt, ist sehr bedeutend, und man überschreitet sie nicht, ohne in sich eine Wandlung dadurch zu erfahren. Hulda erschien sich plötzlich in einem neuen Lichte, sie dünkte sich in aller ihrer Bescheidenheit vornehmer und wichtiger als bisher, und wie die Stunde dann herankam, in welcher sie sich in die hart am Theater gelegene Wohnung des Direktors zu begeben hatte, machte sie sich voll wachsender Hoffnung auf den Weg.

Die Probe war beendigt und gut von statten gegangen. Der Direktor war in der besten Laune. Er trat, von dem Regisseur begleitet, eben aus der Vorhalle des Schauspielhauses auf die Straße hinaus, und da er Hulda erwartete, erkannte er sie sofort, als sie herankam, und hieß sie mit freundlicher Anrede willkommen.

„Nun,“ fragte er, „habe ich nicht Recht behalten mit meiner vorjährigen Bemerkung, daß zur Bühne alle Wege führten, wie nach Rom? Ihnen sah ich es gleich auf den ersten Blick an, noch ehe Ihre treffliche Beschützerin mich auf Sie hingewiesen hatte, daß Sie von den Unseren wären, und daß ich Sie früher oder später auf der Bühne wiederfinden würde.“

Er stellte sie darauf dem Regisseur als die erwartete Schülerin vor; die anderen Schauspieler, welche inzwischen ebenfalls das Theater verlassen hatten und auf die Straße gekommen waren, gingen grüßend an dem Direktor vorüber, sahen Hulda neugierig und

scharf in das Auge, und am Abende wußte das ganze Personal, daß die Tochter Gabrielens angekommen sei, daß sie wirklich schön und der Mutter ähnlich sei, daß sie aber dagestanden habe, als wäre sie vom Sirius niedergefallen in die ihr fremde Welt.

Und fremd, völlig fremd war die Welt für Hulda, in die sie sich versetzt fand. Alles war ihr fremd, Alles verwirrte sie, Alles widersprach den Anschauungen, in denen sie erzogen worden war. Mit klopfendem Herzen, mit flammenden Wangen stand sie in dem Arbeitszimmer des Direktors, diesem und dem Regisseur gegenüber, um vor den Beiden, wie der Direktor es nannte, Auskunft darüber zu geben, was sie könne und wolle, und feststellen zu lassen, was für sie zu thun, und wie sie zunächst zu fördern und zu verwerthen sein möchte.

Der Direktor hieß sie irgend ein Gedicht sprechen, das sie auswendig kannte. Er gab ihr eine Scene zu lesen, die ihr fremd war; der Regisseur machte ihren Gegenpart dabei, und da sie auf Befragen erklärt hatte, ein wenig musikalisch zu sein, ersuchte sie der Direktor, ihm am Klaviere ein Lied zu singen. Er wollte wissen, ob sie sich jemals im Komödienspiel versucht habe, und obschon die Blicke der beiden Männer, die das Auge nicht von ihr wendeten, sie beunruhigten und ängstigten, gab sie sich alle Mühe, tapfer ihr Möglichstes zu thun. Denn neben der Schüchternheit und Scham, die ihr das Herz bedrückten und die sie nur mit Aufbietung ihres festen Willens über-

wand, wachte in ihr ein neues Empfinden auf: eine trotzige Freude darüber, daß sie an diesem Platze stand, daß sie aus eigener Wahl und eigener Machtvollkommenheit that und unternahm, was Alle, die bis zu dieser Stunde an ihrem Schicksale theilgenommen hatten, mit Ausnahme von Gabriele, ihr zu thun widerrathen und verboten haben würden, was — und sie hatte eine Art von Wollust in dem Gedanken — was vor Allem Emanuel sie beschworen haben würde, nicht zu thun.

Ohne daß sie ein Bewußtsein davon hatte, wirkte diese Stimmung auf ihre Erscheinung und auf ihre Ausdrucksweise ein. Sie hob sich stolzer, sie sprach lebhafter und freier, sie bemerkte es, daß sie den beiden Männern wohlgefiel, daß die prüfende Achtsamkeit, mit der sie sie zuerst betrachtet hatten, sich in Zufriedenheit verwandelte; und die kleinen Beifallszeichen des Einen oder des Anderen, hoben ihren Muth und steigerten ihre junge Kraft.

Als er die Prüfung beendet hatte, ließ der Direktor sich zu der Aeußerung herbei, daß sie gut beanlagt sei und daß er sich deshalb geneigt fühle, ihre Ausbildung zu übernehmen. Der Vortheil des Versuches liege dabei zunächst allein auf ihrer Seite. Es werde Monate unausgesetzter Arbeit und fortdauernden Unterrichtes bedürfen, ehe man daran denken könne, sie vor dem Publikum erscheinen zu lassen. Gefalle sie diesem nicht — und sein Publikum sei sehr wählerisch und schwer zu befriedigen — so habe er Zeit und Mühe verloren, während sie eine gute Schulung gewinne, die ihr in allen Fällen von Nutzen sein werde.

Indeß um Gabrielens willen sei er bereit, sich auf das Unternehmen einzulassen. Sie möge das ihrer Beschützerin und ihrem Vormund schreiben, und inzwischen an die Arbeit gehen.

Er sagte ihr das Alles mit einer würdevollen Freundlichkeit, die er sehr wohl an den Tag zu legen wußte. Sie hörte ihm wie der Stimme ihres Schicksals zu. Es ging Alles weit leichter, weit schneller, als sie es erwartet hatte. Sie wollte danken, wollte versprechen, das Ihrige zu thun, und konnte vor Erregung das Wort nicht finden, konnte sich selbst nicht sagen, ob Hoffnung oder Bangen, ob Freude oder welch' ein anderes Empfinden, ihr Herz bewegten.

Der Direktor entließ sie mit einem Händedruck, der Regisseur nannte sie scherzend die künftige Kollegin. Als sie sich schon abgewendet hatte und ihre Straßenkleidung anlegte, meinte der Direktor, da sie nun die Bretter zu betreten denke, welche die Welt bedeuten, werde sie gut thun, ihre etwas urwaldliche Kleidung der jetzigen Zeit und ihren künftigen Verhältnissen doch mehr anzupassen. Mamsell Beatens geschickte Hände würden ihr dazu gewiß behilflich sein.

„Mit Ihrem Haare müssen Sie beginnen," sagte er. „Die schönen um den Kopf gewundenen Flechten, die, wie ich Ihnen vor einem Jahre sagte, wenn Sie sie niederhängen lassen, einem Käthchen von Heilbronn vortrefflich anstehen werden, sehen im Leben doch zu ländlich aus. Ein schöner Apollo-Knoten, lange englische Locken, werden Sie vortrefflich kleiden. Ziehen Sie noch heute unseren Friseur zu Rathe,

wenn Sie selbst damit nicht zu Stande kommen sollten. Man muß schön aussehen, so schön als möglich; das ist eine Pflicht für Sie, Mademoiselle, und Sie werden sie erfüllen können, wie mir scheint!“

Er meinte ihr mit diesem Komplimente ein Vergnügen bereitet zu haben und sah mit Verwunderung, daß sie es nicht als solches aufnahm, sondern sich seiner Anordnung mit ernstem Schweigen unterwarf und still von dannen ging. Er konnte sich das nicht erklären, denn was wußte er von ihr? wie konnte er ahnen, daß seine Forderung, sie möge ihre Haartracht ändern, sie mit einemmale weit zurückwarf von dem Ziele, das er ihr verlockend vorgehalten hatte.

Ihre Flechten sollte sie nicht mehr um ihren schlichten Scheitel winden? und Emanuel hatte diese Haartracht so an ihr geliebt!

Sie erschrak, wie ihr das plötzlich bei den Worten des Direktors durch den Sinn schoß. Es lag wie ein Zauber über ihr und in ihr. Was sie auch dachte, was sie that, es führte sie Alles, Alles auf ihn zurück, zurück zu ihm. Sie hätte sich hassen und ihn hassen können, weil es ihr so ganz unmöglich war, ihn zu vergessen, der sie doch vergessen hatte ganz und gar.

Drittes Capitel.

Der Direktor und der Regisseur sahen Hulda mit zufriedenem Lächeln nach, als sie über den Theaterplatz nach ihrer Wohnung ging.

„Königlicher Anstand! Natürlich majestätische Haltung, trotz der elenden altmodischen Fähnchen, die sie an sich hat,“ sagte der Direktor, und ihm beistimmend, meinte der Regisseur; „In untergeordneten Rollen, und vollends für das kleine Lustspiel wird sie kaum verwendbar sein.“

„Ich habe den Gedanken, daß sie sich die Bühnenpraxis allmälig selber machen solle, nachdem ich sie heute hier in Ruhe gesehen und gehört habe, auch schon aufgegeben,“ erklärte der Direktor. „Das Profil ist ernst, der Ausdruck der Augen und die Stimme zum Tragischen geneigt. Sie kam mir damals, als sie sich bei Gabrielen so verlegen in die Ecke drückte, weit weniger bedeutend vor. Das Talent ist unbestreitbar; der rechte sichere Instinkt. Aber eben weil sie schön ist, muß man sie erst auf die Bühne bringen, wenn man sie sehen lassen kann, und da sie ganz in

unserer Hand ist, da sie Begeisterung hat, wird man ihr leicht einige Rollen einstudiren können. Damit verpflichten wir uns Gabriele, und überreden dieselbe vielleicht, bei uns zu spielen, um sich zu überzeugen, wie wir den rohen Diamant, den sie uns anvertraut, geschliffen haben."

Man verabredete darauf, was für Hulda zunächst zu thun sei, und als die beiden Praktiker sich trennten, warf der Direktor seinem Regisseur leichtweg noch die Bemerkung hin, er möge darauf sehen, daß man sie gut behandle und ihr die Wege möglichst ebne.

„Ich meine die anderen Frauenzimmer," setzte er hinzu, „wegen der Männer bin ich unbesorgt, die wird sie zu gewinnen bald verstehen. Aber die Delmar wird je älter, um so intriganter, hat noch immer einen Anhang, und selbst Feodorens bin ich in diesem Falle nicht ganz sicher. Die Weiber sind fast alle kleinlich, und wo ihre Eitelkeit in das Spiel kommt, fast alle unberechenbar. Den Rosens, bei denen ich Hulda untergebracht habe, will ich es selber sagen, daß sie sich ihrer anzunehmen, sie gut zu halten haben. Und da man ja jetzt Alles mit Dampf betreibt und Alles schnell von statten gehen soll, so wollen wir doch einmal zusehen, ob wir dasjenige nicht in einigen Wochen leisten können, wozu man sonst wohl ein paar Jahre zu gebrauchen pflegte. Das Mädchen bringt eine gute Bildung, Kenntniß der Klassiker und eine gute Haltung mit; das erspart ein gut Stück Arbeit und wird uns das Wunderthun sehr erleichtern."

Und wie ein Wunder erschien auch Hulda Alles, was vorgegangen war, seit sie die Schwelle des Theaters einmal überschritten hatte. Wie ein Wunder betrachteten Frau Rosen und die Tochter die Dringlichkeit, mit welcher der Direktor ihnen die junge Mietherin besonders zu empfehlen kam.

Freilich, Hulda war sehr schön, sie hielt sich auch anders, als die Anfängerinnen es zu thun pflegen. Sie war einfacher und vornehmer, zutraulicher und zurückhaltender, als die Anderen sich zu zeigen pflegten. Sie nahm Rücksichten, ohne sie für sich zu fordern; und die freundliche Schonung, mit welcher sie der kränklichen Beate dienstfertig begegnete, hatte diese und noch mehr die Mutter von der ersten Stunde an so sehr für Hulda eingenommen, daß es der Empfehlung des Direktors gar nicht erst bedurfte. Indeß eine besondere Bewandtniß, darüber waren Beide einig, mußte es trotzdem mit Hulda haben, und daß man dieses mit der Zeit erfahren würde, dessen waren sie gewiß. Inzwischen thaten sie, was nur in ihren Kräften stand, die nöthige Metamorphose in des jungen Mädchens Tracht und Kleidung in ein paar Tagen so viel als möglich hervorzubriugen, und Hulda's Wangen färbten sich in hellem Roth, ihre Augen leuchteten, ihre Lippen konnten das zufriedene Lächeln nicht verbergen, als sie sich, modischer gekleidet und frisirt, zum erstenmal in ihrem Spiegel sah.

Wie eine Krone saß der Apollo-Knoten hoch auf ihrem Scheitel. Die Fülle der langen Locken, die ihr fast bis zum Gürtel niederflossen, umrahmte die schöne

Form der Wangen; das volle Kinn sah rosig aus der breiten Halskrause hervor, die über dem knappen Spencer ihren Hals umschloß, während die engen Aermel die Form der schönen Arme zeigten, und die weichen Falten ihres schlichten wollenen Kleides, die ganze Mächtigkeit ihrer Gestalt verriethen.

Wenn er mich so sähe? dachte sie, und es schoß ein triumphirendes Gefühl durch ihre Brust, denn sie empfand es, wie sie schön sei, schöner, weit schöner und weit jünger als Konradine, die er ihr vorgezogen hatte — so schön, daß es sie reizte, gesehen zu werden, um der Wirkung willen, die hervorzubringen sie gewiß war. Und mit der Arglist der plötzlich in ihr erwachten gefallsüchtigen Eitelkeit neigte sie sich zu Beaten nieder und fragte dann ganz verschämt, ob sie nicht häßlich sei in dieser neuen fremden Tracht.

Es war die erste geflissentliche Lüge ihres Lebens, die sie aussprach, das erstemal, daß sie absichtlich Komödie mit sich und vor den Anderen spielte. Aber, als wäre sie in ihrem Innern wie in ihrem Aeußern umgewandelt, freute sie es, daß sie es zu thun vermochte, und die Betheuerung der beiden Frauen, daß sie bezaubernd sei, erfüllte sie mit ungekannter Lust.

Sie konnte die Stunde kaum erwarten, in welcher sie sich zur Zeit der Probe in das Schauspielhaus begeben sollte. Rastlos ging sie von dem Spiegel nach dem Fenster, um zu sehen, ob die Thurmuhr drüben noch immer nicht die zehnte Stunde weise, und von dem Fenster nach dem Spiegel, um noch einmal und noch einmal sich zu überzeugen, daß sie es sei, deren Antlitz

ihr entgegenleuchte — Sie, die Ulrike so feindselig verfolgt, die es hatte als ihr höchstes Glück erachten sollen, ihr Leben hindurch in einem weltentlegenen Pfarrhause dem öden Wellenschlage des Strandes zu lauschen, und sehnsuchtsvollen Herzens dem Fluge der Vögel nachzuschauen.

Sie ahnte es nicht, wie reizend es sie kleidete, als sie fröhlich wie ein Kind die Hände zusammenschlug bei dem Klange der Musik, unter welcher festen Schrittes eine Abtheilung Soldaten der Garnison zur Parade zog. Alles gefiel ihr heute: die vorübergehenden Menschen, die dahinrollenden Equipagen, ja selbst die alte Brotverkäuferin an der Ecke, zu deren Zeitvertreib und Unterhaltung die wechselnden Bewohner des Rosen'schen Hauses wesentlich gehörten, und die von manchen derselben mehr zu sagen wußte, als sie selbst ihren besten Kunden zu erzählen nöthig fand. Sie hatte auch Hulda die Tage hindurch beobachtet und hatte ihre eigenen Gedanken darüber, als das schöne Mädchen zum dritten- viertenmale das Fenster öffnete und nach der Uhr und auf die Straße schaute.

Hulda mußte lachen, als die alte Hökerin sie so aufmerksam betrachtete, und erschrak heute nicht mehr so, wie noch am verwichenen Tage, als ein Vorübergehender ebenfalls aufmerksam auf sie wurde, und sich umwendete, um sie noch einmal anzusehen. Sie war ja da, um angesehen zu werden; sie mußte wie ihre altmodische Kleidung auch ihre ländliche, altväterische Schüchternheit abzulegen suchen. Sie mußte es lernen, aufzutreten stolz und frei, wie Gabriele, wie die Fürstin

und wie Konradine; denn wie wollte sie sich auf der Bühne behaupten, wenn schon das Auge eines Vorübergehenden sie in Verwirrung setzte? Behaupten aber wollte, mußte sie sich von jetzt an um jeden Preis; darin bestand die Rechtfertigung des Schrittes, den sie eigenmächtig unternommen hatte, damit allein vermochte sie es zu entschuldigen, daß sie entflohen war und auf die Bühne ging.

Das trockene, mild zum Froste neigende Wetter, der leicht bewölkte Himmel, der doch die Sonne durchschimmern ließ, standen den altersgrauen Häusern, den spitzen Giebeln, den mächtigen Rathhausthürmen und dem weiten Theaterplatze sehr wohl an. Es sah heute Alles klar und sauber aus. Die Menschen bewegten sich leicht und schnell, die Wagen rollten lustig an ihr vorüber, sie merkte es deutlich, wie sie die Blicke manches Vorübergehenden auf sich zog, und es gefiel ihr Alles: die Stadt, die Menschen, ihre neue Freiheit, und sie sich selbst am Besten.

Mit einer Entschlossenheit, die weitab lag von der Bangigkeit, mit welcher sie vor wenigen Tagen an der gleichen Stelle gestanden hatte, trat sie in die Vorhalle des Theaters ein. Es standen dort wieder verschiedene Männer beisammen, aber dieselben kannten sie bereits, denn Einer von ihnen, ein junger, schöner Mann, näherte sich ihr, nannte sie mit dem neuen Namen, welchen der Direktor für sie ausgewählt hatte, und erbot sich, sie nach der Bühne zu geleiten.

Sie folgte ihm durch lange Gänge, über Treppen und durch Korridore, in denen Dunkelheit und schwacher

Lampenschimmer phantastisch mit einander wechselten, bis sie die ebenfalls nur sparsam erleuchtete Bühne erreichten, vor welcher die Weitung des Zuschauerraumes in geheimnißvollem Schweigen dunkel dalag, während rund um sie her sich für ihr ungewohntes Auge ein wüstes Durcheinander in lauter, hastiger Unruhe hin und her bewegte. — Hier schob man Wände hin, dort rückte man eine wackelnde Stein-Balustrade auf ihre rechte Stelle. Im Hintergrunde zog man eine im Windzuge flatternde breite Wand empor, die nach Nichts weniger aussah, als nach dem blauen Himmel, den sie zu bedeuten hatte. Zur Rechten stellte man ein paar Hermen unter die vorgeschobenen Bäume, zur Linken trug man einen fahlen Rasensitz aus der Coulisse in den Vordergrund. Da hingen Schnüre nieder, dort lagen noch Latten auf dem Boden, und dazwischen standen die Schauspieler und Schauspielerinnen in sorglosem Gespräche bei einander, schritten die Arbeiter in ihren schmutzigen Jacken mit geschäftsmäßiger Gleichgiltigkeit zwischen ihnen durch.

Man hatte den „Tasso" zu probiren, den alle Betheiligten wer weiß wie oft gespielt hatten. Es zeigte Keiner ein besonderes Interesse, Keiner von Allen sprach von der am Abende bevorstehenden Aufführung; Niemand konnte ahnen, was es für Hulda zu bedeuten hatte, daß man eben heute den „Tasso" spielen würde und welch ein glückverkündendes Omen es sie dünkte; denn im „Tasso" hatte sie Gabriele zum erstenmale gesehen.

Der Regisseur befand sich auch schon auf der Bühne. Als er Hulda mit dem jungen Manne aus dem Hintergrunde hervorkommen sah, trat er an sie heran.

„Ei, sieh' da," meinte er, „da haben Sie sich ja bereits mit Ihrem künftigen Partner zusammengefunden, und ich sehe mit Vergnügen, daß selbst Sie für unsern Lelio nicht zu groß sind. Ja, wir können uns sehen lassen neben Groß und Klein, mein lieber Lelio!" scherzte er, indem er dem Genannten die Hand zum Willkommen bot; und auf Hulda hindeutend, setzte er hinzu, es werde darauf ankommen, wie Mademoiselle sich mache, und ob und wie bald sie für Feodorens jugendliche Partien zu brauchen sein werde. Er glaube, wenn Lelio sie ein wenig unterstütze, könne man Mademoiselle in wenigen Monaten ihr Glück versuchen lassen; und wenn man wieder eine neue junge Liebhaberin vorführe, so werde die Delmar sich erst recht in ihre seit mehr als zwei Lustren chronisch gewordenen neunundzwanzig Jahre festsetzen."

„O! sie wird wieder einmal außer sich gerathen, aber doch hoffentlich den Gedanken aufgeben, sich eine oder die andere von Feodorens Rollen anzueignen. Der bloße Gedanke, mit ihr spielen zu sollen, hat wie ein Alp auf mir gelegen; wie ein Alp, den das sonnige Erscheinen von Mademoiselle mir von der Seele nimmt. Ich meine", und Lelio stellte sich stolz aufgerichtet und sehr selbstgefällig neben Hulda, „wir werden besser zu einander passen, als —"

„Als Potiphar und Josef!“ fiel der Regisseur ihm lachend ein, während Lelio ebenfalls lachend sich den Anschein gab, das böse Gleichniß aus Zartgefühl zurückzuweisen, und plötzlich abbrach, als eine kaum mittelgroße, schwarzgelockte Dame an sie herankam, die von ihnen als Mademoiselle Delmar begrüßt und angeredet wurde. Die Delmar betrachtete Hulda, zog, als könne sie dieselbe nicht deutlich genug erkennen, die Augen leise zusammen, hielt sich endlich das Lorgnon vor und fragte: „Vermuthlich Mademoiselle Hulda, des Direktors neuer Schützling?“

Dann wendete sie sich, noch ehe sie eine Antwort erhalten hatte, von den Dreien ab, und Hulda hörte deutlich, daß sie gegen einen Anderen die Bemerkung machte, man sehe es an der plumpen Größe, daß diese junge Person vom Lande stamme. Mit solcher Körpergestalt sei man für die Bühne nicht zu brauchen.

In dem Augenblicke aber trat der Direktor ein, und mit ihm eine schöne, noch jugendliche Frau. Sie trug einen mit kostbarem Pelzwerk verbrämten eng anliegenden Oberrock von weißem Atlas, einen kleinen mit weißen Federn gezierten Hut von schwarzem Sammet, und wie sie den Hut vom Kopfe nahm und achtlos auf die Seite legte, bemerkte Hulda, daß ein mit Edelsteinen reich besetzter Kamm ihr Haar zusammenhielt.

Nach Frau Rosens und Beatens Schilderung konnte das nur Feodora sein, die hier wie eine Herrin auftrat. Aber es freute Hulda, weil es sie an Ga-

brielens edle schöne Art erinnerte. Die Angekommene reichte Lelio die Hand, der ihr entgegenging und schritt mit flüchtigem Gruße an der Delmar rasch vorbei. Das Zeichen wurde gegeben, die Nichtbetheiligten traten auf die Seite, die Arbeiter entfernten sich schnell, die Probe nahm ihren Anfang, und die feierlich ahnungsvolle Stimmung, mit welcher Hulda an jenem Abende, an welchem sie Gabriele zuerst gesehen, vor dem noch niedergelassenen Vorhange gesessen hatte, bemächtigte sich ihrer Seele wieder.

Der Zauber der wundervollen Dichtung ergriff sie auch heute mit seiner unwiderstehlichen Gewalt, als die beiden Leonoren aus dem Hintergrunde hervortraten. Sie sah den öden Raum nicht mehr, der sie umgab. Die Latten und die Brettergerüste waren für sie plötzlich wie verschwunden. Die todte Leinwand, das angestrichene Holz belebten sich. Die Bäume hoben ihre immergrünen Aeste zu dem blauen Himmel hell empor, die Rosenhecken blühten auf das Neue. Es war wieder Italiens Himmel, das schöne Belriguardo in dem sie athmete, und es bewegte Hulda bis in das tiefste Herz, als wieder die beiden Leonoren mit einander in den Vordergrund schritten und abermals die Worte:

Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
Und siehst dich selber an und lächelst wieder.
Was hast du? Lass' es eine Freundin wissen?
Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt."

ihr Ohr berührten.

Ihre Freude, ihre Begeisterung, wuchsen mit jeder Scene. Ihre Wangen glühten bei dem Gedanken wie es ihr sein würde, wenn sie an dieser Stelle diese Worte auszusprechen hätte, die ihr vertraut und eigen waren wie die Lieder ihrer Kindheit; und der erste Akt war an ihr vorübergegangen, ohne allen Anstoß, schön und abgerundet. Die herbe Delmar, deren Feindseligkeit gegen die bevorzugtere anmuthsvolle Feodora selbst im Spiele immer leise durchklang, entsprach dem Charakter der Sanvitale wohl, Feodore war eine vollendete Prinzessin. Der Direktor, der Gewicht darauf legte, sich gelegentlich auch noch als Schauspieler zu zeigen, war ein passender Darsteller für den Herzog. Der Regisseur zeichnete den Antonio bestimmt und deutlich, und Lelio war mit der hohen, schlanken und vornehmen Gestalt, mit dem feinen Profil und der Fülle seines bräunlichen Gelockes ein Tasso, wie man ihn besser kaum verlangen konnte. Sie erschienen Alle mit sich, und soweit als möglich, auch mit einander wohl zufrieden.

In der Pause, welche dem ersten Akte folgte, sah der Direktor sich nach Hulda um und sprach sie mit ein paar flüchtigen Worten an. Während dessen hatte Lelio, der mit Feodoren auf dem besten Fuße stand, sich dieser zugesellt.

„Haben Sie gesehen,“ fragte er, „da drüben steht die Tochter Gabrielens?“

„Und ist sie ihr denn wirklich so ähnlich, als man es sagt?“

„Ungemein, nur noch viel schöner, als die Mutter je gewesen sein kann. Wie geschaffen für eine Julia, Emilia, Melitta! — Die Delmar sah sie mit wahrem Grimme an.“

„Und der Grimm verschönt die Holde nicht und verjüngt sie jedenfalls auch nicht!“ meinte Feodora lachend, während sie, von Lelio begleitet, quer über die Bühne, und geradenweges zu Hulda ging.

Das war gegenüber einem fremden, ihr ganz unbekannten jungen Frauenzimmer etwas so Auffallendes und so völlig gegen ihre Art, daß der Direktor es mit Verwunderung bemerkte, wie sie sich mit freundlicher Rede an die Ueberraschte wendete. „Hatte ich Unrecht,“ sagte er zu seinem Vertrauten, dem Regisseur, „als ich Ihnen gestern aussprach, daß Feodora nicht zu berechnen sei?“

„Eine vorübergehende Laune, eine Neugier und nichts weiter!“ meinte dieser. Aber Feodora gab in diesem Augenblicke keiner Laune nach. Sie wußte es sehr wohl, was sie wollte, und was sie mit ihrer Zuvorkommenheit bezweckte.

Sie bewunderte Gabriele, sie hatte sich nach derselben gebildet und liebte sie auf ihre Weise; und da sie ebenso wenig als die Anderen daran zweifelte, daß Hulda Gabrielen angehöre, beschloß sie sich zur Gönnerin des schönen Mädchens aufzuwerfen, besonders weil sie der ihr widerwärtigen und abgeneigten Delmar damit etwas Verdrießliches zu thun sicher war. Sie konnte dies auch in voller Ruhe wagen. Sie war noch schön genug, die Nebenbuhlerschaft selbst mit

der ersten Jugend nicht scheuen zu dürfen, und die Zeit war für sie nahe, in welcher sie als eine der reichsten Frauen der Stadt, nur noch Beifall zu spenden, und ihn nicht mehr zu erringen haben sollte.

Gütig und herablassend zugleich fragte sie die freudig überraschte Hulda, wann sie von ihrer Beschützerin die letzten Nachrichten erhalten hätte. Sie nannte es die schönste Bürgschaft für die Zukunft Hulda's, daß eine Gabriele sie ihres Antheils werth erachte, und sagte, sie sei sehr gern bereit, sich ihrer um Gabrielens willen anzunehmen, soweit ihre Dienstverhältnisse und ihre Pflichten gegen ihren Bräutigam es thünlich machen würden. Später aber, wenn sie ganz frei sein werde, könne sie wohl noch mehr für sie thun, und sie wolle das um so lieber, als sie, weil kein besseres da wäre, doch immer ein ganz erträgliches Vorbild für sie sein dürfte.

Sie hatte die letzten Worte absichtlich so laut gesprochen, daß sie der Delmar nicht entgehen konnten, die spöttisch mit den schmalen Lippen zuckte. „Feodora thront heute wieder auf dem Golde des Hauses Van der Vlies!" sagte sie zu dem neben ihr stehenden Schauspieler.

„Und doch wird sie sich manchmal hierher sehnen!" meinte dieser.

„Manchmal?" rief die Delmar, „sie wird vor Langweile sterben in dem goldenen Käfig, in den sie nie hineingehen würde, wenn sie es nicht selber fühlte, daß ihre Zeit vorbei ist; oder wenn Van der Vlies

die Claque noch so, wie früher, durch seine Leute bezahlen und verstärken ließe. Sie kann nicht leben ohne das Theater, ohne das Publikum, mit dem sie koquettirt."

„Oh!" fiel Lelio ein. „Ich glaube, sie wird es gar nicht übel finden, behaglich aus ihrer Prosceniums-Loge auf uns herabzusehen, und mir und Ihnen ihren Beifall oder ihr Mißfallen auszudrücken, je nach dem."

„Nun! Sie werden es ja wohl wissen, wie Sie sich Feodora's Gunst erhalten!" entgegnete die Delmar, indem sie sich im Zorne von ihm wendete, als das Zeichen zum Beginn des zweiten Aktes gegeben wurde.

Die Probe ging danach ruhig ihren Weg. Als sie zu Ende war, nahm der Direktor Hulda mit sich in das Büreau, ihr die Rollen zuzutheilen, die man sie memoriren lassen wollte; und ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sich schon in dieser Stunde eine Meinung für und wider sie gebildet, daß sie ohne all ihr Zuthun eine Partei für sich gewonnen und, ohne es zu wissen, sich eine Feindschaft zugezogen habe, kam sie froh und guten Muthes nach Hause.

Arglos wie ein Kind erzählte sie beim Mittagstische den beiden Frauen von den Erlebnissen des Morgens; aber was sie überrascht hatte, was ihr sonderbar erschienen war, das Gute wie das Böse, Frau Rosen und Beate wußten es ihr zu deuten, ihr den Zusammenhang der Dinge darzulegen. Sie sprachen von Feodorens mehrjährigem Liebesverhältnisse mit ihrem

jetzigen Verlobten, von der Leidenschaft der Delmar für den schönen Lelio, den seine Liebe zu einem begüterten jungen Mädchen, das man ihm versage, unempfänglich mache für die Fallstricke, welche die Delmar ihm lege, und für die rasende Eifersucht, mit der sie ihn verfolge, so daß sie zum Gespött darüber werde. Daneben wurden in Betreff der übrigen Männer und Frauen des Theaterpersonals in größter Unbefangenheit noch Abenteuer aller Art berührt.

Es waren Erzählungen, Vorstellungen, Worte, Redewendungen, die so natürlich und so harmlos ausgesprochen wurden, als liefe das, was sie enthüllten, nicht fast durchweg gegen die Moral und Sitte, als herrsche die Freiheit, welche man sich in jenen Bereichen aus eigener Machtvollkommenheit vergönnte, auch durch die ganze andere Welt. Eine widerwärtige Erinnerung tauchte dabei in Hulda's reiner Seele auf.

Nur einmal in ihrem Leben, nur Einen Menschen hatte sie in solcher Weise sich vor ihr äußern hören. Und doch schreckte sie heute vor den Mittheilungen der beiden Frauen nicht zurück, wie einst im Walde vor den Gedanken und vor den Worten Michaels. Die schöne Feodora, der schöne Lelio, der reiche Kaufmann, die Eifersucht der Delmar, interessirten sie. Es beschäftigte sie, es zog sie an, sie fühlte sich damit verbunden, es reizte sie und stieß sie doch auch wieder ab. Sie blieb sich die Antwort schuldig, als die Frage sich in ihr erhob: „Was würde Dein frommer Vater, was würden die Mutter, der Adjunkt, der Amtmann, was würde Emanuel empfinden,

säßen sie in diesem Augenblick an Deiner Seite, und hörten sie die Erzählungen, die man Dir eben macht?"

Emanuel? Wer hatte es verschuldet, daß sie hier war, als nur er allein! — Es flog ein schmerzlich trotziger Gedanke durch ihren Sinn. Er hatte sie immer mit der blonden Tochter der Ceres verglichen. Jetzt hatte sie gekostet von des Granatbaumes unheilvoller Frucht und war der Welt verfallen, in der dieselbe reifte — der Welt, die fortan auch die ihre sein sollte. Sie konnte und sie wollte jetzt nicht mehr zurück.

Die beiden Rollen lagen vor ihr, das Lernen derselben war ihr ein Genuß. Sie arbeitete, bis am Abend die Stunde herankam, die sie in das Theater rief, und der Eindruck, den die treffliche Vorstellung des „Tasso" wieder auf sie machte, vollendete den zauberischen Bann.

Früh am anderen Morgen trug sie selbst den Brief zur Post, in welchem sie dem Amtmanne von sich und ihrem Vorsatze, Schauspielerin zu werden, festen Herzens Nachricht sendete.

Viertes Capitel.

Emanuel hatte gleich nach dem Tode seines Bruders die Reise nach dem Schlosse seiner Väter angetreten. Nur ein paar Tage hatte er daran gewendet, Konradinen in ihrem Stifte aufzusuchen, aber auch dies flüchtige Beisammensein hatte die Verlobten wieder auf das Neue überzeugt, wie wohl sie einander verstanden und wie viel Gutes sie von ihrer gemeinsamen Zukunft zu erwarten berechtigt wären.

Man war der Trauer wegen übereingekommen, die Verlobung den Bekannten erst gegen das Neujahr zu melden und die Hochzeit nicht vor dem Beginne der guten Jahreszeit zu feiern. Inzwischen wollte die Gräfin, um den Verkehr zwischen dem Brautpaare und zugleich die Einrichtungen zu erleichtern, welche für den neuen Haushalt von beiden Seiten beabsichtigt wurden, ihren Winteraufenthalt in der Residenz, in ihrem Hause nehmen, und Frau von Wildenau und die Tochter hatten verheißen, ihr bald dorthin zu folgen. So war Alles auf das schicklichste und beste vorbereitet, und Emanuel setzte ruhigen Sinnes die

Reise nach seinen Gütern fort. Er hatte zum erstenmale in seinem Leben eine ernste, nicht aufzuschiebende Arbeit, er hatte nothwendige Geschäfte, eine bestimmte Aufgabe vor sich, und er empfand darin eine ungewohnte Genugthuung.

Seine Verlobung mit Konradinen, der Tod des einzigen Bruders, die Erbschaft, welche ihm in dem großen Majorate zugefallen, waren einander rasch gefolgt, und bildeten eben deshalb einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Er hatte bis dahin in voller Freiheit nur sich und seinen Neigungen gelebt, jetzt hatte er für Andere zu sorgen. Es traten Ansprüche aller Art an ihn heran, denen zu entsprechen er sich binden und bis zu einem gewissen Grade selbst auf jene persönliche Freiheit verzichten mußte, die er doch als sein höchstes Gut zu erachten gewohnt gewesen war. Aber zu seinem eigenen Erstaunen sagte ihm diese neue Lage zu, und während er sonst immer mit einem geheimen Widerstreben gen Norden gefahren war, überfiel ihn diesmal, je mehr er sich dem Ziele seiner Reise nahte, ein Verlangen nach der Heimat, obschon er wußte, daß dort keiner seiner Angehörigen ihn erwarte, und daß er dort zunächst Nichts finden werde als verlassene Räume und wehmüthige Erinnerungen aller Art.

An der letzten Poststation standen die eigenen Pferde für ihn bereit. Der Kutscher, der Vorreiter waren ihm Beide fremd. Er war seit Jahren nicht in der Heimat gewesen, auch der verstorbene Majoratsherr hatte sich schon lange nicht mehr dauernd auf dem Schlosse aufgehalten. Die Güter waren ver-

pachtet, die Pachtzeit ging zu Ende. Es war auch in diesem Betrachte unerläßlich, daß er nach Hause kam, um, so gut er es vermochte, nach dem Seinigen, nach dem Besitze und Erbe der Familie zu sehen.

Es war nicht eben spät, aber die Sonne neigte sich schon, als er sich dem Flusse nahte, der nach dieser Seite die Grenze seiner Güter machte. Der Prahm, mit dem man ihn zu überschreiten hatte, wartete seiner am Ufer; die Klänge eines schwermüthigen Liedes, mit dem die Leute sich die Zeit des Wartens kürzten, schlugen an sein Ohr, noch ehe er das Wasser sehen konnte. Er kannte dieses Lied von Jugend an, aber er hatte es später auch gehört. Er wußte Tag und Stunde, er wußte, wie es ihn gerührt, als Hulda es ihm zum erstenmale gesungen hatte.

Die Fährleute drängten sich mit freudiger Geschäftigkeit zu des Gutsherrn Dienst. Der Alte, der sie führte, war seit seiner Jugend auf der Fähre. Er hatte auf derselben Emanuel hinübergeführt, als er noch ein Kind gewesen war und auf der Mutter Schooß gesessen hatte. Er sprach nur wenig deutsch, aber er ergriff des Herrn Rock und Hände, sie zu küssen, wie sehr es dieser ihm auch wehrte. Obschon Emanuel des Litthauischen nicht eben mächtig war, verstand er es doch genugsam, um zu hören, daß der Alte und die Anderen sich jetzt guter Zeit getrösteten, da die Nachricht sich verbreitet hatte, daß der neue Erbe in dem Schlosse seiner Väter leben werde nach der Väter Brauch; und Emanuel sagte sich dies stillschweigend selber zu.

Durch den sinkenden Abend, auf dem breiten, von dem beginnenden Froste getrockneten Wege, trugen die vier Rappen aus dem eigenen Gestüte ihn durch die mächtigen alten Kiefernwälder, die sich erst kurz vor dem Dorfe zu lichten begannen. Er konnte den Thurm der Kirche und die Zinnen seines Schlosses nicht mehr sehen, als er den Wald verließ, und es war völlig dunkel geworden, als der Hufschlag seiner Pferde auf dem Pflaster des Dorfes die Funken stieben machte, als er einfuhr in die Mauern seines Hofes, wo die Kienfackeln, die man vor demselben angezündet hatte, ihn mit ihrem flackernd wilden Lichte die schweren Massen seines alten Stammschlosses erblicken ließen.

Der Kastellan hatte sein Möglichstes gethan. Er war schon in des Vaters Diensten gewesen, hatte mit Emanuels Bruder die Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht, in denen dieser sich den Keim zu seinem Tode geholt, und war dann von dem Verstorbenen als Kastellan des Schlosses in den Ruhestand versetzt worden.

Er kannte des Hauses Sitte und Gebrauch, er wußte, welche Zimmer Emanuel bewohnt hatte, als er zuletzt im Schlosse geweilt, und was guter Wille leisten konnte, war gethan worden, Alles freundlich und behaglich zu machen. Aber die Halle war so groß und leer, die Schritte schallten von den schwarzen Steinfließen des Bodens so laut und so vereinzelt wider, das Licht in den schweren Laternen, die von der Decke niederhingen, warf so blassen Schimmer auf die eisernen Geländer der Galerien, daß Emanuel un=

willkürlich an sein kleines schönes Heim am Genfersee gedachte und sich eines bangen Schauers nicht erwehren konnte, als ihm der Gedanke durch den Kopf schoß, wie er nun als Letzter von dem Stamm der rechten alten Linie in dem Hause seiner Väter weile. Es war in dem Schlosse öde, kalt und feierlich wie in einem Grabgewölbe, und die erzwungene Freundlichkeit mit welcher der Pächter, die ehrlich geweinten Thränen, mit welchen seines Bruders Leute ihn empfingen, waren nicht dazu angethan, ihm ein Wohlbehagen zu bereiten. Aber was kam es darauf an? —

Er war nicht hier, um Wohlbehagen für sich allein zu suchen, er hatte nicht erwarten können, es zu finden. Er war gekommen, es den Insassen seiner Güter, so weit dies möglich, zu bereiten; er wollte für Konradinen, für seine künftige Frau, für sich und für die Familie, die, wie er hoffte, in dem alten Falkenhorste neu erstehen sollte, eine neue und freundliche Heimat hier eröffnen. Und als ob der kräftige Geist der Männer, die lange vor ihm hier gewaltet hatten, sich auf ihn übertrüge, fühlte er in sich Lust und Muth zur Arbeit, wie er sie nie zuvor gekannt hatte.

Arbeit aber lag von allen Arten vor ihm. Gleich der erste Blick aus seinen Fenstern, der erste Ritt durch das Dorf und die ersten Besprechungen mit seinem Pächter und mit seinem Pfarrer, mußten ihm die Ueberzeugung geben, daß sein Kommen nothwendig gewesen sei, und daß hier ein Feld der Thätigkeit für ihn vorhanden sei, dem zu genügen er große Mühe haben werde.

Die vieljährige Kränklichkeit seines Bruders, die Kinderlosigkeit desselben, hatten, da Emanuel ehelos zu bleiben und der Hauptstamm dadurch dem Erlöschen entgegenzugehen schien, dem Verstorbenen die Freude an seinem Besitz geraubt, und ihm die eigene Verwaltung desselben zu einer Last gemacht. Er war zufrieden gewesen, wenn der reichbemessene Pachtzins ihm regelmäßig einging, hatte, wo eine Klage der Leute persönlich an ihn herantrat, im einzelnen Falle freigebig ohne besondere Prüfung Hilfe geleistet; aber es war seit Jahren für die Erhaltung und Verbesserung des Besitzes nicht das Nöthige, und für das Wohlbefinden der Insassen so gut wie Nichts geschehen. Der Pächter hatte, da seine Pachtzeit ihrem Ende nahte und man vermuthet hatte, der künftige Besitzer werde die Bewirthschaftung ebenfalls nicht selbst besorgen, ein Interesse daran, die Ertragsfähigkeit der Güter nicht zu steigern, ehe ihm nicht ein neuer und dauernder Kontrakt in Aussicht stand, und die Insassen waren trotz der seit einem halben Menschenalter aufgehobenen Hörigkeit noch nicht selbstständig genug, mehr für sich zu fordern und zu begehren als den nothdürftigsten Schutz gegen des Wetters Unbill und eine dürftige Ernährung. Der Abstand zwischen den Verhältnissen des Landvolkes, unter welchen Emanuel am Genfersee zu leben gewohnt war, und zwischen der Lage seiner Insassen traf ihn wie ein schwerer Vorwurf. Seine Menschenliebe, seine innere Gerechtigkeit klagten seinen Bruder und ihn selber an, bei Allem was er sah und von dem gutgesinnten und verstän-

digen Pfarrer hörte. Es war hohe Zeit, daß er gekommen war, und nicht eine Stunde durfte fortan mehr verloren werden.

Als er den Pächter und den Pfarrer gesprochen hatte, stieg er zu Pferde, sich auf dem Gute umzusehen, aber was er fand, bestärkte ihn nur in seiner Selbstanklage. Die Wege waren schlecht gehalten, die niedrigen, den Boden wenig überragenden Hütten vielfach sehr verfallen, und er vermochte sich nicht mit jenem Glauben seiner Schwester zu beruhigen, die bei ähnlichem Anlasse gegen ihn geäußert hatte, daß Gewohnheit jede Lage sehr erträglich mache und daß die Natur des Menschen erst durch Verfeinerung, des Lebens Noth und Mühsal schwer empfinden lerne. Er kam voll Sorge, aber nicht entmuthigt in das Schloß zurück, obschon er sich es eingestehen mußte, daß sein guter, fester Wille die ihm mangelnde Einsicht und das ihm fehlende Wissen nicht ersetzen könne.

Er hatte es Konradinen zugesagt, ihr gleich nach seinem Eintreffen in dem Schlosse Nachricht von sich zu geben, und er hielt Wort, ohne ihr jedoch die Eindrücke zu schildern, die er dabei empfangen hatte. Er wollte sie nicht mit dem Einblicke in Nothstände beunruhigen, ehe er ihr nicht die Hoffnung aussprechen konnte, ihnen angemessen zu begegnen; und um schnellen, sicheren Rath verlegen, ritt er an einem der folgenden Tage über Land, seinen Nachbar, einen der erfahrensten und tüchtigsten Landwirthe der Provinz, um denselben anzugehen.

Die Herzlichkeit, mit welcher der alte Herr von Barnefeld ihn aufnahm, gab ihm guten Muth. Er war der Freund seines Vaters gewesen, hatte sich in jungen Jahren in der Welt behufs seiner landwirthschaftlichen Interessen umgesehen, und danach Haus und Hof nicht oft und immer nur auf kurze Zeit verlassen. Dafür galt seine Wirthschaft für ein Muster in der Provinz und in dem ganzen Lande. Sein Hauswesen war gastlich unter der klugen Obhut seiner Frau. Seine Söhne und Töchter waren im Lande verheirathet und meist angesessen so wie er, und die Familie des Jüngsten, der in seinem Hause lebte und voraussichtlich nach freiem Uebereinkommen mit den Anderen, eben dieses Gut — denn die Barnefelds hatten kein Majorat begründet — einmal übernehmen sollte, war in schönstem Aufblühen.

Er hieß es gut, daß Emanuel gekommen war, nach dem Besitze zu sehen, lobte es, als dieser erklärte, er habe nicht nur eine Inspektion, sondern ein dauerndes Verweilen auf den Gütern im Sinne, und er hielt dabei weder mit seiner Ansicht über den gegenwärtigen Stand der Güter, noch mit seinem Tadel gegen den Verstorbenen zurück, der sie also habe herunterkommen lassen.

„Ich bin kein Freund der Majorate," sagte er, „aber ich bin ein Freund der Ordnung, und ich halte Etwas auf die Rücksicht, welche man der Familie schuldet, wenn man einer guten Familie angehört oder selber eine gründet. Das Herumjunkern der Gutsherrschaft, das Verzehren des Gutsertrages fern vom

Gute, das Aufgeben des Zusammenlebens der Besitzer und der Leute, sind für Beide ein Verderb. Wenn Sie damit Ernst machen, hier zu leben, werden Sie hier so viel zu thun finden, daß Ihnen wenig Zeit verbleiben wird, sich nach den Dingen und Vergnügungen zu sehnen, die Ihnen anderweitig lieb gewesen sind."

Offen und unumwunden, wie er seine Meinung aussprach, bot er auch, er nannte das Menschenpflicht, seinen Rath und seinen Beistand dar. Er nahm es als selbstverständlich an, daß der gegenwärtige Pächter entlassen werden, und Emanuel selber die Verwaltung der Güter in die Hand nehmen müsse; und als dieser erklärte, wie er bis jetzt dazu nicht fähig sei, zeigte Barnefeld sich gleich bereit, ihm einen seiner Wirthschafter zuzuweisen, der vollständig befähigt sei, die Leitung einer großen Verwaltung zu übernehmen, und wohlerzogen genug, dem Herrn derselben ohne Selbstüberhebung ein Lehrer zu werden.

Die nöthigen Vorkehrungen und Verabredungen wurden sofort und schnell getroffen. Barnefeld versprach, so oft Emanuel es wünsche, ihm mit Rath und That zur Hand zu sein. Er und die Seinen, vor Allen die Frauen des Hauses, lobten es höchlich, daß Emanuel sich zu verheirathen gedenke. Die noch immer stattliche Hausfrau bot der künftigen Nachbarin im voraus ihre guten Dienste an, und da auch in dem Schlosse selbst viel herzustellen und Vieles zu beschaffen war, um es einer jungen Frau wie Konradine, angenehm zu machen, fing Emanuel gleich an dem Tage, an welchem er von Barnefeld nach Hause kam, sich auf

die Lebensweise einzurichten an, wie er sie seine Nachbarn führen sah. Er ordnete die Stunden seines Aufstehens und seiner Mahlzeiten; er nahm den jungen Inspektor zum Tischgenossen und durchritt und durchwanderte mit ihm trotz der winterlichen Jahreszeit den ihm jetzt eigenen Besitz; und wenn er vor Jahren hatte die Erfahrung machen können, wie er, gegen seine frühere Meinung, das nordische Klima seiner Heimat wohl ertragen könne, so gewahrte er jetzt mit wachsender Genugthuung, daß er auch einer Arbeit, die er sich nie zugemuthet, vollauf gewachsen sei.

Er konnte, da der Pächter noch in seinem Rechte war, nicht daran denken, seinen jungen Inspektor schon jetzt die beabsichtigten wirthschaftlichen Umgestaltungen vornehmen zu lassen; aber es war ihm unverwehrt, sich mit dem persönlichen Wohlergehen der Guts-Insassen zu beschäftigen, und je mehr dabei verabsäumt worden war, um so lebhafter stellte die kleinste Verbesserung, die er auszuführen vermochte, die Leute zufrieden, um so freundlicherem Gruß und Wort begegnete er, wo immer er sich zeigte.

Die Stunden entschwanden ihm, er wußte selbst nicht wie, und die Müdigkeit, die er am Abend fühlte, war ihm ein Genuß. Mit jedem Tage, mit jeder Woche längeren Verweilens wurden ihm sein Aufenthalt und seine Aufgabe bedeutender und lieber.

„Ich habe," schrieb er eines Abends an Konradine, als er nach gethaner Arbeit in seinem stillen Zimmer saß, „in diesen letzten Tagen und Wochen Lehren erhalten und durch Selbstbeobachtung und fremdes Bei-

spiel Erfahrungen gemacht, die eine vollständige Wandlung in mir erzeugen, eine der Wandlungen, wie man sie durch die Worte „in sich gehen“ und „sich neu auferbauen“ bezeichnet. Ich fühle mich von Reue, von Beschämung durchdrungen, die ich nicht niederkämpfe, weil ich hoffe, daß sie uns Allen, Ihnen, mir und Denen, deren Leben und Dasein das Schicksal mit dem meinen verknüpft hat, zugute kommen soll; und ich denke, Ihr Antheil an mir soll dadurch nicht geringer werden, daß ich hier, auf dem Erbe und in dem Besitze des Erbes meiner Väter, es mit einer mich erschütternden Klarheit empfinde, zu welchem Irrthume die Selbstsucht mich verleitet hatte, in der man mich von Jugend auf erzogen und der ich mich denn auch so bereitwillig überlassen habe.

„Ich habe bisher vielerlei getrieben, lediglich um mich zu unterhalten, und Nichts gelernt, das mir und Anderen nützen könnte. Ich meinte, daß, wenn der Mensch, dem die Sorge um des Lebens Nothdurft durch eines unverdienten Glückes Gunst genommen sei, sich selbst entwickle, wenn er aus sich selber Etwas zu machen strebe, damit auch für die Gesammtheit Etwas geleistet und geschaffen werde. Weil meine Natur das Große, das Schöne und das Gute zu empfinden fähig ist, hielt ich mich berufen, es auch aus mir heraus hervorbringen zu können, und übersah es, wie mir der allein maßgebende und das Talent verkündende Antrieb für ein bestimmtes Schaffen fehlte. So habe ich mich zu einem müßigen mich unterhal-

tenden Dilettantismus ausgebildet, und stehe hier mit der Feder und dem Pinsel in der Hand, wo es gilt, den Spaten und den Hammer zu gebrauchen — habe den Kopf voll von Liedern, voll Poesie und voll von einem Wissen, das nicht Ersatz leistet für die praktischen Kenntnisse, die ich ebenso dringend nöthig habe, wie die hiesigen Zustände eine Aenderung und Hülfe; und ich komme erst hier zu der richtigen Erkenntniß: daß kein Mensch sich in sich selbst und für sich selbst, sondern nur im Zusammenwirken mit Anderen und in der Hingabe an Andere voll und ganz entwickeln kann. Die Bibel spricht wahr, wenn sie das Geben seliger als das Nehmen nennt. Es liegen in dem Gewähren eines Guten, in dem Leisten eines Nothwendigen, in dem Schaffen des Zweckmäßigen, eine Freude und eine Beruhigung, die ich an jedem Tage als einen Segen neu empfinde. Ich erkenne es daher als ein großes Glück, daß mir mein Schicksal in demselben Zeitpunkt, in welchem es mir die Aussicht auf eine schöne Zukunft an Ihrer Seite eröffnet, auch neue ernste Pflichten gegen unsere Gutsinsassen, und zugleich auch Verantwortlichkeiten gegen das Haus und die Familie auferlegt hat, denen ich angehöre. Es kommt dadurch ein Gleichgewicht in alle meine Plane. In jener Selbstsucht, zu der man mich erzogen, und der ich mich nur allzulange überlassen, bei all' der Wichtigkeit, die ich mir beigelegt, war ich nie befriedigt, bin ich des Gefühls nie ledig geworden, unnütz und einsam in der Welt zu sein. Ich war es ebenso müde, immer nur an mich und meine Befriedigung zu denken, als ich

jetzt zufrieden bin, so viel Unerläßliches für Andere zu thun zu haben, daß ich mitunter davor nicht zu mir selber, und bisweilen nicht einmal dazu gekommen bin, Ihnen die nöthige Rechenschaft von meinem Thun zu geben, wenn schon der Gedanke an Sie und die Hoffnung, Sie hier in einer angemessenen Weise schalten und walten zu sehen, mir in aller Arbeit stets wie ein freundlich Sternbild leuchtet."

Konradine hatte es an sich selber erfahren, wie heilsam eine zwingende Beschäftigung ist; sie freute sich derselben also auch für Emanuel, für den ihre Neigung an Herzlichkeit gewann, je mehr sie die Milde seines Sinnes und die Schönheit seiner Empfindungsweise kennen lernte. Sie hatte immer gern mit ihm verkehrt und Zutrauen und Freundschaft für ihn gefaßt, als sie in jenem Winter in dem gräflichen Schlosse neben ihm verweilt; und wie sie ihn nun unter den neuen Lebensbedingnissen und unter der neuen Aufgabe, die ihm gestellt worden war, sich in einer fast unerwarteten Hingebung an dieselben, mit einer Energie, die sie ihm nicht zugetraut, bewähren sah, da faßte sie einen Glauben und eine Zuversicht für seine und ihre gemeinsame Zukunft, welche sie an dem Tage, da sie sich ihm verlobte, in dem Grade nicht besessen hatte. Es schien, als ob ihm in der Berührung mit dem väterlichen Boden neue Kraft erwachsen, als ob er aller der kleinen Uebel und Kränklichkeiten, über welche er gelegentlich wohl noch zu klagen gepflegt, mit einemmale ledig geworden sei.

Der Ausspruch der Aerzte bewahrheitete sich, daß in den reifen Mannesjahren die letzten Spuren des Brustleidens und der Nervenleiden, von denen seine frühen Jahre bedroht worden waren, verschwunden sein würden. Wie viel zu dem Eintreffen dieser günstigen Wendung in den veränderten Verhältnissen lag, brachte man dabei doch noch lange nicht genug in Anschlag.

Er hatte, bis er als Besitzer der Güter nach Schloß Falkenhorst gekommen war, sich zumeist in jener reichen und vornehmen Gesellschaft bewegt, deren ganzes Sinnen und Trachten auf den mehr oder weniger durchgeistigten Genuß ihres völlig arbeitslosen Lebens gestellt war. Nun sah er sich plötzlich in einen Menschenkreis versetzt, der tüchtig arbeitete, um eine verhältnißmäßige Lebensleichtigkeit durch den Ertrag der Arbeit für sich zu ermöglichen, und in welchem man eben in der Arbeit und in dem Beobachten ihres immer neuen wachsenden Ertrages, seine Befriedigung fand. Die Männer und Frauen in seiner Nachbarschaft standen an Abgeschliffenheit der Umgangsformen, an Leichtigkeit des Tones jener ausschließlich vornehmen Gesellschaft nach, ohne deshalb einer guten Bildung, der Freude an einem guten Buche oder der Theilnahme für die Fortschritte zu entbehren, welche die Menschheit auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und der allgemeinen Entwickelung machte; und Emanuel hatte sich noch nicht lange unter ihnen aufgehalten, als er zu bemerken glaubte, daß ihr Sinn freier und unabhängiger, daß sie zu selbstständigem,

eigenem Denken und Handeln geneigter und geschickter wären als die sogenannte große Gesellschaft.

Barnefeld und die Seinen waren verhältnißmäßig wenig herumgekommen in der Welt, aber sie wußten in ihrer Heimat und in ihrer Provinz um so genauer und gründlicher Bescheid. Sie machten von feinen Empfindungen kein besonderes Wesen, indeß ihr Familienleben war musterhaft, sie hielten fest zu ihren alten Freundschafts-Verbindungen, und ein Anruf an ihre Hilfsbereitschaft war immer sicher, einem geneigten Ohr, einer offenen Hand zu begegnen. Sie verlangten nach keinen besonderen Zerstreuungen, da des Dichters Wort, von den „sauren Wochen, frohen Festen" unter ihnen von selbst zu einer Wahrheit wurde. Man dachte nicht an besondere Erholungen, nahm eine gelegentliche Geschäftsreise nach der Residenz mit Freuden hin, erzählte monatelang, mitunter jahrelang von den dort gehabten Vergnügungen; was aber Emanuel, dem seine langjährige Kränklichkeit das Leben viel verbittert hatte, eigentlich am meisten bewunderte, am höchsten schätzte: man war so arbeitslustig, so von Herzen zufrieden, weil man so gesund war, daß man es fast als eine Demüthigung ansah, von irgend einer Krankheit oder einem Gebreste befallen zu werden. Das Gesunde, das Tüchtige, die Pflicht, das als richtig Erkannte auch mit Opfern sofort zur Ausführung zu bringen, schien diesen Menschen förmlich im Blute zu liegen, und ihnen gegenüber sich über ein Unwohlsein, über eine körperliche oder geistige Verstimmung zu beklagen, würde Emanuel Scheu getragen

haben. Das Alles nun wirkte günstiger auf ihn zurück, als er es selber wußte, und Konradine sowohl als die Gräfin gewahrten es mit inniger Genugthuung.

Die Gräfin war, um die weite Reise nicht in der Zeit zurücklegen zu müssen, in welcher die schlechten Wege sie noch beschwerlicher machten, gleich nach der Hochzeit ihres Sohnes, in ihre heimische Provinz zurückgekehrt und hatte sich seit langen Jahren dort zum erstenmale wieder in ihrer städtischen Wohnung auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet. Frau von Wildenau war ihr dahin gefolgt, und auch Konradine war gegen das Ende des Jahres, nach dem Austritt aus dem Stifte, bei ihr eingetroffen.

Der Kreis der gräflichen Verwandten, die befreundeten Adelsfamilien begrüßten die Gräfin mit Freuden. Da sie Leid trug um ihres Bruders Tod, und Konradine als künftige Verwandte des Hauses sich der Trauer um denselben anschloß, konnte die Rede nicht davon sein, das Haus in der alten glänzenden Weise für die Gesellschaft zu eröffnen. Aber es stand der Familie doch auch andererseits ein erfreuliches Ereigniß durch die Heirath Emanuels bevor; weder die Gräfin noch Frau von Wildenau waren auf Abgeschiedenheit gestellt, und daß man eine Braut, eine neue Angehörige des alten Geschlechtes im Hause hatte, der man es schuldete, sie in dem ihr fremden Kreise einzuführen und heimisch zu machen, das bot den erwünschten Anlaß zu einer Geselligkeit, die sich mehr und mehr belebte, je weiter der Winter vorschritt.

Wenn auch die Gräfin und Konradine die großen Feste nicht besuchten und sich hauptsächlich darauf beschränkten, die Gäste im Hause zu empfangen, so versagte sich die lebhafte Vergnügungslust von Konradinens Mutter auch nicht die außerhäusige Geselligkeit, und wenn jene Beiden dazwischen sich mit Behagen eines stilleren Beisammenseins erfreuten, so brachten die Nachrichten und kleinen Neuigkeiten, mit denen Frau von Wildenau dann in heiterster Stimmung heimzukehren und die sie meist gleich bei ihrem Eintritte mitzutheilen pflegte, noch einen Abglanz ihres genossenen Vergnügens in das einsamere Gemach der Gräfin mit zurück.

An einem solchen Abende saßen die künftigen Schwägerinnen, deren gutes Einvernehmen durch die jetzige Gemeinsamkeit ihrer Interessen sich nur gesteigert hatte, noch an dem Theetische beisammen, als Frau von Wildenau wider ihre Gewohnheit zeitig von einem Balle nach Hause kam, der in dem Hause des kommandirenden Generals stattgefunden hatte. In der Befürchtung, daß ein Uebelbefinden sie dazu veranlaßt habe, erhob sich Konradine und ging ihr rasch entgegen; aber die Mutter versicherte, daß sie sich gut befinde und daß nur eine Nachricht, welche der General durch eine Estaffette während des Balles erhalten und die sich durch die Unvorsichtigkeit seiner Frau auch in der Gesellschaft verbreitet, sie aufgeregt und bewogen habe, sich zurückzuziehen.

„In die Festlichkeiten und die Toilettenfreuden wird nun auch eine Umwälzung hineinkommen, denn

der Hof legt Trauer an für die drei nächsten Wochen," sagte sie und hielt dann in einer so absichtlichen Weise inne, daß die Anderen es herausfühlen mußten, wie in der Nachricht, die sie mitzutheilen denke, Etwas enthalten sei, das eine besondere Bedeutung für sie habe.

„Ist denn von dem Hause unserer Herrschaften Jemand mit Tode abgegangen?" fragte die Gräfin.

„Leider ja! Und wenn man sich nicht scheute, wenn man sich nicht ein Gewissen aus solchen Vorstellungen machte," entgegnete Frau von Wildenau, „so möchte man sagen, das sei Gottes Finger. Ich wenigstens, obschon ich die Gründe noch heute zugeben muß, mit denen man von Seiten der Familie des Prinzen Friedrich, und mit denen er selber seine Handlungsweise gegen Konradinen zu rechtfertigen bestrebt war, ich konnte mich des Gedankens dennoch nicht entschlagen: das ist das Walten der gerechten Nemesis!"

„Der Prinz ist doch nicht todt?" rief Konradine, mit einem Erschrecken, das sie nicht verbergen konnte.

„Nein, nicht der Prinz, aber die Prinzessin ist an ihrer Niederkunft gestorben und auch das Kind ist todt!" sagte Frau von Wildenau. „Die Generalin, welche die Prinzessin erzogen hat, war erschüttert, als wäre ihr das eigene Kind gestorben. Sie konnte es zu keiner Fassung bringen, man sah, sie war nicht bei dem Feste. Das wirkte natürlich auf die ganze Gesellschaft zurück, und erschüttert hat mich die Nachricht

auch, eben weil ich das Walten der Nemesis darin zu erkennen glaubte."

Ihre weitläufige Mittheilung hatte Konradinen Zeit gegeben, sich zu fassen. Die Farbe war wieder in ihre Wangen zurückgekehrt, und die Lippen in stolzer Bitterkeit erhebend, sagte sie: „Ich sehe darin kein Walten einer strafenden Gerechtigkeit. Der Prinz hat die Vortheile erreicht, die er für sich und für sein Haus durch die Verbindung mit des mächtigen Landesherrn Nichte angestrebt hat, und der Verlust einer jungen, unbedeutenden und ungeliebten Frau wird ihn so wenig niederwerfen, als die getäuschte Hoffnung auf das Kind. Er ist und bleibt der Neffe eines Königs, und diesen Vorzug für seine Zukunft zu benützen, ist er ganz der Mann."

Sie stand auf und holte anscheinend mit Gleichmuth ihren Arbeitskorb herbei. Die Gräfin, die sich ihrem Charakter nach vollständig in die Empfindungsweise der Verlobten ihres Bruders zu versetzen wußte, freute sich der festen entschlossenen Haltung, der raschen Selbstbeherrschung, welche Konradine auch in diesem Falle wieder dargethan hatte. Sie kam ihr mit der Frage gleich zu Hilfe, ob Frau von Wildenau für dieses Ereigniß die nöthige Kleidung bei sich habe, ob sie eine Trauer-Toilette mit sich führe; und man hatte niemals großer Mühe nöthig, die Leichtbewegliche von einem Gegenstande abzuziehen, auf dem man sie verweilen zu lassen nicht für angemessen fand.

Fünftes Capitel.

Es regnete und hagelte bei scharfem Winde, daß man kaum das Fenster öffnen mochte und daß der Dampf in der Wirthschaftsküche, in welcher Mamsell Ulrike gerade eine der großen Herbstarbeiten abzumachen hatte, durch die offenen Thüren dem Knechte schon bis weit in den Hof hinein entgegenqualmte, als er früh am Vormittage mit der Posttasche durch das große Thor hereinritt.

Als er vom Pferde stieg, schüttelte er unter dem Vordache das Wasser von der ledernen Tasche und wischte sie dann noch mit dem Aermel ab, ehe er sie in der Stube dem Amtmanne reichte. Der Amtmann sah nach der Uhr.

„Es ist neun Uhr vorbei, wo bist Du denn so lange geblieben?“ fragte er.

Der Knecht entgegnete, er habe für die Mamsell noch Ausrichtungen machen müssen und der Weg sei grundlos, nicht vom Flecke fort zu kommen. Damit ging er ab und der Amtmann schloß die Tasche auf.

„Endlich!“ rief er, nachdem er die Zeitungen und die beiden Geschäftsbriefe, die er in der Tasche vorgefunden, auf ihren gewohnten Fleck gelegt hatte, und wollte rasch den dritten Brief erbrechen, den die heutige Sendung ihm brachte, er besann sich indessen eines Besseren. Er machte erst die anderen Briefe auf, las sie bedächtig durch, nahm die Zeitungen zur Hand, um die Kornpreise des letzten Marktes einzusehen, die sich zu seiner Freude höher als in der verwichenen Woche stellten, und steckte sich dann erst die Pfeife an, um den Brief, den er sich aufgespart, in möglichster Behaglichkeit zu genießen. Aber gleich die Ueberschrift desselben setzte ihn in Erstaunen, und er hatte die ersten Zeilen kaum gelesen, als er mit einem Fluche aufsprang und nach der Thüre gehen wollte, um die Klingel zu ziehen. Er hielt sich jedoch wie mit Gewalt davon zurück, setzte sich wieder in den alten Stuhl an seinem Schreibtisch nieder, und den Kopf schüttelnd wie Einer, der nicht verstehen kann, was er doch vor seinen Augen hat, ließ er von Zeit zu Zeit einen Ausruf zornigen Erstaunens über seine Lippen gleiten, bis er mit den Worten: „Ist das Frauenzimmer denn ganz von Gott verlassen?“ sich abermals erhob, das Fenster aufriß und seinen bekannten Pfiff über den Hof so laut erschallen ließ, daß in den Scheunen und im Stalle und in der Werkstatt Alles an die Thüren kam, und der Stallknecht, dem er ein Zeichen gab, sich sogleich in Trab zu setzen anfing.

„Den Fuchs satteln!“ rief er, sobald der Knecht nahe genug war, ihn verstehen zu können, „und Jo-

hann soll kommen!“ Damit zog er das Fenster wieder zu, und wie er sich umwendete, stand Ulrike hinter ihm. Er hatte eben nur noch Zeit, den Brief in die Brusttasche zu stecken, den er zuletzt gelesen hatte.

„Was ist denn passirt?“ fragte sie, während sie die Hände noch an der großen Küchenschürze trocknete.

„Was soll denn passirt sein?“ entgegnete er, und sich von ihr zu dem herbeigerufenen Kutscher wendend, befahl er ihm, die weite, lederne Reithose zu holen, die er sich über sein Beinkleid knöpfen ließ, wenn er einmal in besonders schlechtem Wetter draußen sein mußte.

Ulrike war so leicht nicht abzuweisen. „Passirt muß Etwas sein,“ meinte sie, „denn in dem Wetter reitet doch kein Mensch aus, wenn er nicht eben muß, und Du mit Deinen Gliederschmerzen ganz gewiß nicht!“

„Ich will einmal probiren, wie das Wetter und die Gliederschmerzen sich vertragen!“ antwortete er in einem Tone und mit einem so bitteren Humor, daß er Ulrike nur in ihren Vermuthungen bestärkte, und da sie es gesehen hatte, daß er einen Brief vor ihr verborgen, rief sie, sich mit ihrer gewohnten Entschlossenheit in dreistem Sprunge auf ihr Ziel losstürzend: „Was ist denn vorgegangen mit der Hulda?“

Der Amtmann fuhr auf. Die scharfe Frage kam ihm in dem Beisein des Knechtes, der ihm das Reitkleid überknöpfte, doppelt ungelegen. „Wie kommst Du denn mit einemmale darauf?“ fragte er.

„Ich habe es wohl nicht gesehen, wie Du den Brief einsteckteſt?"

„So laß ihn stecken, wo er steckt!" gab er ihr zur Antwort, schloß den Schreibtisch zu, ließ sich den Flausrock überziehen, und im Vorbeigehen die Mütze mit dem großen Schirme und die Peitsche von dem Haken nehmend, schritt er der Thüre zu.

Die Schwester trat ihm in den Weg. „Du wirst doch sagen können, wo Du hingehst?"

„In das Feld!" versetzte er. „Es liegt mir auf der Brust, Ihr habt ja überheizt, als ob das Holz gestohlen wäre. Laß die Fenster aufmachen, alle beide."

Das ging Ulriken über den Spaß, sie wußte nicht, was sie denken sollte, es kam etwas wie eine Besorgniß um den Bruder über sie. „Aber Du kommst zum Essen doch zurück?" fragte sie.

„Laß sie essen, wenn ich um die Zeit nicht da bin!" gab er ihr zur Antwort, und war auf das Pferd gestiegen und davongeritten, ohne sich über irgend Etwas auszulassen.

Ulrike nahm die Schürze über den Kopf und ging vor die Thüre hinaus. „Dahinter steckt kein Anderer als die Hulda!" sagte sie, wie sie den Bruder aus dem Hofthor sich zur Linken wenden und nach dem Dorfe hinunter reiten sah. „Er reitet zum Pastor!"

Und in der That, sie hatte sich in ihrer Voraussicht nicht getäuscht. Der Amtmann konnte die erhaltene Nachricht nicht mit sich selber abmachen, er

mußte einen Menschen haben, mit dem er sprechen, mit dem er überlegen konnte, und wenn es auch nur ein junger Mann war wie der Pastor. Er ritt, als wäre er um zwanzig Jahre jünger. Der Fuchs wußte nicht, was er von seinem Reiter denken sollte. Sie waren in dem Dorf und vor der Pfarre schneller als in bester Zeit.

Der Amtmann fand den Pastor still bei seinen Büchern sitzen. Es stand und lag in der Wohnung noch ziemlich so, wie zu der früheren Bewohner Zeiten. Nur diejenigen Bücher und die anderen Gegenstände, auf welche Hulda Werth gelegt, hatte der Amtmann nach dem Schlosse genommen, um sie dort aufzuheben. Das Uebrige hatte der Pfarrer angekauft, und beide Theile hatten sich gut dabei gestanden, denn, von ihrer Stelle einmal fortgerückt, hatten die alten Möbel und Geräthe kaum noch Werth, und sie zu einem billigen Preise an sich zu bringen, war für den jungen Pfarrer immerhin vortheilhaft gewesen bei der Kostspieligkeit des mehrmeiligen Transportes von der Stadt. Dazu liebte er die kleinen stillen Räume so wie er sie vorgefunden hatte, und wollte sie so behalten, bis ihn einmal eine andere Wendung seines Schicksals sie zu verlassen oder zu verändern zwingen würde.

Des Amtmanns Ankunft in dem bösen Wetter kam ihm höchlich überraschend. Er war vor der Thüre, hatte dem Knechte, den er sich jetzt, seit der besseren Besoldung seiner Stelle, halten konnte, das Pferd zum Herumführen gegeben und den geehrten Gast des schweren, nassen Reitanzuges entledigt, ehe er in seinem

Erstaunen zu der Frage gekommen war, was den Amtmann in sein Haus gebracht habe. Auch ließ es dieser dazu gar nicht kommen.

Er sah sich rasch in der kleinen Stube um, ob die Kammerthüre nicht etwa offen stände, schritt dann nach dem wohlgeheizten Ofen hin, an dem er sich die Hände und den Rücken wärmte, und sagte rasch und mit gedämpfter Stimme: „Ich bin herübergeritten, weil ich mit der Schwester nicht davon reden kann. Sie darf es vielmehr nicht einmal wissen, und es ist mir selber noch unglaublich, obschon ich doch mein Theil erlebt habe in der Franzosenzeit und wie danach die Russen im Lande gewesen sind. Es ist da genug und alles Mögliche vorgekommen mit den Frauenzimmern, aus den vornehmen Familien so gut wie unter Unseresgleichen und unter dem gemeinen Volke; aber so Etwas ist noch gar nicht dagewesen — guter Leute Kind!"

Der Pfarrer, welcher Erziehung genug besaß, den älteren Mann ruhig anzuhören und ihm die Zeit zu lassen, sich nach seiner Ansicht zu erklären, hatte nicht verstehen können, wo hinaus der Amtmann wolle, indeß die letzten Worte hatten etwas unheimlich Beunruhigendes für ihn. „Von wem sprechen Sie Herr Amtmann?" erkundigte er sich mit böser Ahnung.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?" fragte der Amtmann, dem das Herz von seiner zornigen Sorge so erfüllt war, daß er meinte, auch der Pfarrer müsse darum wissen. „Ich dachte, ich hätte es Ihnen gleich gesagt. Stellen Sie sich vor — es ist gar nicht zu

glauben — die Hulda ist unter die Komödianten gegangen!“

„Unmöglich! da sei Gott vor!“ rief der Pfarrer, und sein Aussehen zeigte, was er dabei fühlte.

„Wie ich Ihnen sage,“ wiederholte der Amtmann, „es ist, als ob sie ganz von Gott verlassen wäre! Eines Pfarrers Tochter und solch braver Leute einzig Kind. Ein Mädchen, auf das ich gehalten habe, mehr als auf mein eigen Fleisch und Blut. Man mag es nicht über seine Lippen bringen, damit nicht auch Andere es hören; aber es ist, wie ich es Ihnen sage: sie ist unter die Komödianten gegangen!“

Die Aufregung, das ungewöhnlich lebhafte Sprechen des treuen Mannes verriethen dem jungen Geistlichen, wie nahe es dem Greise ging, und ihn selber hatte es sehr schwer getroffen. Aber die ernste und strenge Schulung für sein Amt, hatte ihm trotz seiner jungen Jahre Selbstbeherrschung früh zur Pflicht gemacht; und seine Bewegung, so gut er es vermochte, in Schranken haltend, fragte er den Amtmann, woher er diese Kunde habe.

„Geschrieben, selbst geschrieben hat sie es mir, ohne alle Scheu und Scham!“ rief der Amtmann. „Da lesen Sie es selbst.“ Er reichte ihm den Brief hin, der Pfarrer trat damit ans Fenster. Er kannte die feine, wohlgefügte Schrift, es war ein Buchstabe klar und deutlich wie der andere, die Zeilen folgten einander in schönster Gleichmäßigkeit, ihre Hand hatte nicht gezittert, sie hatte nicht geschwankt, als sie es niedergeschrieben: wie sie den Gedanken, die Bühne zu

betreten, schon seit lange in der Seele gehegt, wie ihr Sinn darauf gestanden habe, sich in freierer Lebensbahn zu bilden und zu entwickeln, und wie gern sie das Alles dem Vormunde gestanden, wie sie ihn um seinen Rath gebeten haben würde, wäre sie nicht seines Widerstandes gewiß gewesen. Sie schrieb dann noch, welche günstigen Ereignisse ihr zu Hilfe gekommen wären, wie gütig sich die berühmte Gabriele ihrer angenommen habe, und bat schließlich den Amtmann, ihr zu verzeihen, daß sie mit einer Unwahrheit von ihm geschieden sei. Sie hoffe ihm dereinst Ehre zu machen, und er möge zu ihr das Zutrauen haben, daß sie, ihrer Eltern eingedenk, nie von dem rechten Pfade weichen werde.

Dem Pfarrer flirrten die Buchstaben vor den Augen, als er die letzten Worte las. Er mußte die Augen schließen und mit der Hand verdecken. „Die Unglückliche, die Aermste!" rief er schmerzlich aus.

„Ja," bekräftigte der Amtmann, „aber was ist da zu machen?"

„Man muß hin — man muß sie sehen — mit ihr sprechen, sie von dem unheilvollen Pfade zurückzuführen, sie hieher zurückzubringen suchen!" meinte der Pfarrer.

„Und was nachher?" fragte der Amtmann. „Soll ich sie wieder zu mir nehmen? Das fällt mir nicht ein. Das geht auch mit meiner Schwester nun und nimmermehr, wenn die erst weiß, von wannen Hulda kommt und weß Geistes Kind sie ist. Ich habe auch

selber keine Lust dazu, den Zuchtmeister zu machen, denn wer sagt mir gut dafür, daß sie nicht bald wieder heimlich so Etwas unternimmt und wieder auf und davon geht. Der Oberförster kommt mir auch nicht in das Haus, wenn sie darin ist; und Sie für Ihr Theil würden ebenfalls kein sonderliches Vergnügen davon haben."

„Man darf sie aber nicht sich selber überlassen," fiel der junge Pfarrer ein, „man muß versuchen, ihr klar zu machen, was sie thut. Es müssen Einwirkungen, Einflüsse stattgefunden haben, die sich unserer Beobachtung entzogen haben —"

„Was ist da zu beobachten?" meinte der Amtmann ungeduldig. „Das vornehme Leben im Schlosse, die feine Erziehung durch die Miß, der ich mit ihren fremden Redensarten nie getraut habe, und der unglückliche Liebeshandel mit dem verwünschten Baron Emanuel, die sind ihr in den Kopf gestiegen, und ich will Den sehen, der ihr das wieder austreibt. Aber das wäre mir Alles einerlei, wenn ich nur erst wüßte, was man mit ihr macht.. Holen kann und werde ich sie nicht, denn ich kann sie hier nicht brauchen."

„Sie ist so sanft, so unterrichtet, und obschon sie uns getäuscht hat — ich habe sie stets so aufrichtig, so von Herzen wahrhaftig gefunden," sagte der Pfarrer. „Ich kann es mir nicht denken, daß sie auf einem solchen falschen Wege dauernd beharren sollte. Ich habe das Zutrauen zu ihr noch nicht verloren."

„Aber Sie würden sich doch hüten, Sie noch jetzt zu Ihrer Frau zu machen! Sie würden doch

nicht die Courage haben, einer Familie, die Jemand für ihre Kinder nöthig hat, zu sagen: „Nehmen Sie das Mädchen zu sich!“

Der Pfarrer schwieg, weil er das nicht ausdrücklich eingestehen mochte, und der Amtmann fand dies völlig in der Ordnung. „Sehen Sie,“ rief er, „das ist es ja eben, das habe ich auf dem ganzen Wege in mir ruminirt. Mit einem Frauenzimmer, das erst einmal derlei im Kopfe gehabt hat, ist in einem ordentlichen Hause gar Nichts mehr zu machen, und ich bin und bleibe doch ihr Vormund. Hieher will ich sie nicht nehmen, unter den Komödianten will ich sie nicht lassen. Wenn ich ihr befehle, zu ordentlichen Leuten in die Kost zu gehen — bezahlen wollte ich's ja herzlich gerne — so weiß ich nicht, ob sie es thun, und ob sie mir nicht wieder fortgehen wird, wie aus dem Hause des Kastellans; und ihr einen Steckbrief nachschicken, kann ich doch auch nicht. Ich muß sie eben laufen lassen, mag sie sehen, wie es nachher thut. Es ist nur ein Glück, daß sie doch wenigstens ihres Vaters Namen nicht beschimpft und sich einen anderen gegeben hat. Was die Leute sagen werden, daran denke ich noch gar nicht. Und nun meine Schwester erst! Es ist um gleich dreinzuschlagen.“

Er hatte sich in Zorn gesprochen und trommelte ärgerlich mit den Fingern auf dem Tische, an dem er sich niedergelassen hatte. Der junge Geistliche saß ihm schweigend gegenüber. Die Nachricht ging ihm sehr zu Herzen, dem Amtmanne war indessen mit

seinem Schweigen nicht gedient. Er wollte wissen, was er denke.

„Ich überlegte," sagte der Pfarrer, „wie wunderbar die Wege Gottes sind und wie es uns oft nicht leicht fällt, seine Führung zu verstehen und ihr richtige Folge zu leisten. Ich dachte an die Freude, welche die Eltern über die Schönheit der Tochter empfunden haben mögen, die für sie zu einer schweren Versuchung geworden ist; und ich erinnerte mich, wie es uns geboten ist, dem Irrenden die Hand zu reichen, um ihn auf den rechten Pfad zu führen."

„Das ist Alles recht gut und schön," fiel der Amtmann ihm ungeduldig und zornig in das Wort. „Aber einen Jagdhund, der den Appell verloren hat, den bringen Sie mit keinem Pfeifen mehr zurecht, der verlangt das Stachelhalsband; und das Leben wird es ihr schon bringen. Darüber bin ich unbesorgt."

„Nicht weiter, nicht weiter, Herr Amtmann!" rief der Pfarrer mit bewegter Abwehr. „Wer will voraussehen, was ihr noch beschieden ist! Aber Sie sind erzürnt und haben kein Vertrauen mehr zu Hulda. Ich für meinen Theil gebe die Hoffnung für sie noch nicht auf. Lassen Sie mich schreiben. Ich werde es noch heute thun. Vielleicht verleiht mir der Herr die Kraft, das Wort zu finden, das zu ihrem Herzen dringt. Und bis wir darüber nicht Gewißheit haben, möchte ich Sie bitten, geheimzuhalten, was Sie mir anvertrauten. Ueber meine Lippen kommt kein Wort davon."

Der Amtmann sah ihn an, und es zuckte wunderlich um seinen Mund, als er dem jungen Manne über den Tisch hin seine Hand bot. „Ich glaube,“ sprach er, „es ist so etwas von des seligen Pastors Geist auf Sie gekommen. Sie waren anders, als Sie hier bei uns anlangten, anders ganz und gar, und ich hätte Sie damals gerne wieder fortgehen sehen. Aber Sie sind ein braver und ein guter Mensch. Ich verstehe das Frauenzimmer nicht. Fortzulaufen unter solch Gesindel, auf die Bretter zu gehen, wie der nichtsnutzige Bursche, der Michael, vor dem sie einen wahren Abscheu hatte! Guter, braver Leute Kind, das es hier mit Ihnen sehr gut haben konnte! Ich verstehe es nicht. Ich versteh's partout nicht!“

Er stand dabei auf, zog die Uhr mit der großen Schildpattkapsel aus der Tasche, sah nach der Zeit und sagte: „Ich will doch lieber, noch ehe sie bei mir zum Mittagessen klingeln, wieder auf dem Hofe sein. Ich muß fort.“

Der Pfarrer bat ihn, Etwas zu genießen, schon wegen der nassen, kalten Luft, indeß der Amtmann wies es dankend ab. Er habe von dem schweren Aerger alles Blut im Kopfe, sagte er, und dann sei Fasten ihm das Beste.

Der Knecht mußte das Pferd vorführen, der Amtmann legte den dicken Rock von Düffel wieder an, zog den Kragen hoch über die Ohren, drückte die Mütze in die Stirne, und schwang sich trotz seiner Schwere und seiner Jahre noch so rüstig auf das

Pferd, daß es den Pfarrer, der ihm das Geleite gab, freute.

„Also Sie schreiben ihr, und recht eindringlich, lieber Herr Pastor! und es bleibt Alles unter uns. Ich verlasse mich darauf!" rief der Amtmann noch einmal, als er schon fest im Sattel saß, und dem Pferde das Zeichen gebend, ritt er in seinem kurzen Schaukeltrab von dannen.

Sechstes Capitel.

Als Hulda dem Amtmanne von ihrem Vorhaben die erste Kunde gegeben, hatte sie mit Scheu daran gedacht, wie er die Nachricht aufnehmen und ob er versuchen und was er versuchen werde, sie von ihrem neuen Wege zurückzubringen. Sie war daher betroffen, als statt der Antwort ihres Vormundes ein Brief des jungen Pastors in ihre Hände kam. Aber seine bittenden Ermahnungen, seine nicht zu verbergende zärtliche Sorge für ihr Heil, wie er es nannte und verstand, thaten ihr nur wehe, ohne einen bestimmenden Eindruck auf sie zu machen. Sie hatte sich das Alles selber wohl gesagt, als der Reiz des neuen Lebens, das sich vor ihr aufthat, sie noch nicht gefangengenommen hatte. Jetzt war das überwunden.

Sie dachte mit flüchtiger Rührung des daheimgebliebenen Freundes, sie beklagte ihn, weil er sie ohne Hoffnung liebte, aber es freute sie, daß nur sein Brief sie noch erreichen konnte, daß sie ihm selber nicht mehr zu begegnen brauchte. Sie mochte nicht mehr rückwärts blicken, rückwärts denken; sie sah nur vorwärts

auf das Ziel, das in verlockender Nähe immer deutlicher und bestimmter vor ihrem Auge aufzuleuchten anfing.

„Eine neue Weiberlaune," hatte der Direktor es genannt, als Feodora sich gleich bei dem ersten Begegnen mit Hulda zu deren Beschützerin aufgeworfen hatte. Indeß zum Erstaunen aller Anderen war diese Laune nachhaltig geworden, und ohne daß man sich's erklären konnte, wie sie darauf hatte verfallen mögen, hatte Feodora sich von dem Direktor die Zusage machen lassen, daß er es ihr ausschließlich anvertrauen wolle, Hulda für ihr erstes Auftreten zu schulen. Auch die Wahl des Stückes hatte sie treffen zu dürfen verlangt, je nachdem sich Hulda's Anlagen entfalten würden, und er hatte ihr dies Alles endlich nachgegeben, denn er war sicher, daß ihre Klugheit wie ihre Eitelkeit sie davor bewahren würden, Etwas zu unternehmen, was die große Vorliebe und das Zutrauen beeinträchtigen konnte, mit denen sie von dem Publikum ausgezeichnet wurde. Diese Klugheit bewährte sich denn auch in diesem Falle für ihre schöne Schülerin.

Feodora hatte es sowohl in ihrer Künstlerlaufbahn als im geselligen Leben stets erfahren, wie zu früh oder zu lebhaft gespendetes Lob die Erwartungen der Menschen überspannt, so daß danach das Beste und das Schönste ihren phantastischen Vorstellungen nicht genug thut; und sie wußte ebenso, wie eifrig die Neugier wird, die zu befriedigen man zögert. Sie wies deshalb ihre neue Schülerin, obschon es dessen kaum bedurfte, ausdrücklich an, sich ausschließlich an

ihre Arbeit zu halten, den Verkehr mit ihren künftigen Kollegen für das Erste noch zu meiden und sich auch in der Theater-Loge nicht unnöthig in Scene zu setzen. Selbst Feodorens künftiger Gatte und ihre nächsten Freunde sahen und sprachen Hulda nur in flüchtigem Begegnen, und wo sie sich über deren Fähigkeiten äußerte, geschah es stets mit vorsichtiger Gemessenheit. Aber gerade dadurch erreichte sie ihren Zweck. Man wurde neugierig auf Hulda, man fragte sich in den Coulissen und bald auch unter den Theaterfreunden, was Feodora mit diesem geheimnißvollen Thun beabsichtige, und kam endlich zu dem Schlusse, daß sie irgend Etwas im Schilde führe, womit sie bei ihrem Abgange von der Bühne es noch auf einen besonderen Effekt anlege; und darin täuschte man sich nicht.

Feodore war Schauspielerin mit Leib und Seele. Komödie zu spielen, war ihr so sehr ein Bedürfniß, daß sie sogar sich selbst in ihren jeweiligen Stimmungen und Launen, wie in einer darzustellenden Rolle, künstlerisch zur Erscheinung zu bringen wußte, und ihr Freund, der Doktor, hatte nicht Unrecht, wenn er behauptete: sie empfinde in Wahrheit nur die Leidenschaften, die sie spiele, und Ernst sei es ihr nur mit jenen Dingen, die sie im Scherze von sich aussage.

Niemand wußte, was es bedeuten solle, daß sie sich der jungen schönen Schauspielerin so eifrig annahm, daß sie geflissentlich die Alternde spielte; denn man hatte sie niemals angeregter und reizender, frischer und jugendlicher, zufriedener und selbstgewisser gesehen als in diesem Winter; niemals hatte sie mit so

unausgesetztem Eifer sich ihren theatralischen Studien hingegeben als jetzt, da ihr letztes Erscheinen auf der Bühne nahe war.

Ihr Kontrakt ging mit dem Jahre zu Ende, und man wußte seit Monaten, daß sie in der Rolle der Thekla, mit welcher sie hier vor Jahren in Wallenstein's Tod ihr Gastspiel angetreten hatte, auch zum letztenmale vor dem Publikum erscheinen wolle, um es darzuthun, wie sie an Jugendfrische noch dieselbe sei, während sie an künstlerischer Kraft gewonnen habe.

Der Tag dieses letzten Auftretens kam denn nun heran, alle Plätze waren im voraus bestellt, denn die Direktion hatte es für den Abend auf eine Abschiedsfeierlichkeit angelegt, wie Feodorens Hingebung an ihre Kunst und an das Institut sie vollauf verdiente. Die Probe für den Abend hatte bereits begonnen, als sich, man konnte nicht einmal sagen durch wen, auf der Bühne die Nachricht verbreitete, Feodora habe für den heutigen Abend eine Ueberraschung für das Publikum im Sinne. Anfangs lachte man darüber, denn es war Alles mit der nöthigen Genauigkeit für die kleine Scene vorbereitet, in welcher nach Beendigung des Trauerspieles der Scheidenden von ihren Kollegen ein Lorbeerkranz und das Gedicht überreicht werden sollten, das der Doktor gemacht und das Lelio zu sprechen übernommen hatte, und es blieb innerhalb dieses festen Rahmens nicht wohl Raum für ein freiwilliges Unternehmen von Seite der Gefeierten. Als es dann aber verlautete, daß der Direktor, Lelio und der Regisseur in den letzten Tagen mehrfach bei Feodoren gewesen

wären, daß sie am verwichenen Abende mit Van der Vließ, mit Herrn von Hochbrecht und dem Doktor bei ihr gegessen hätten, daß sie danach Hulda habe spielen lassen, und daß die sämmtlichen Anwesenden höchlich von der Leistung des jungen Mädchens befriedigt worden seien, da wurde man über Feodorens Vorhaben unruhig, und auf dasselbe neugierig gespannt. Zuneigung und Abneigung machten sich in günstigen Erwartungen und übelwollenden Bemerkungen in aller Freiheit Luft.

Man erging sich darüber in Vermuthungen, ob es auf eine Entgegnung von Seiten Feodorens, auf einen Dank für ihre Kollegen und für das Publikum, oder worauf sonst immer abgesehen sei. Die Einen meinten spottend, sie werde wohl als Erato oder als Melpomene erscheinen, wenn die Scene vor sich gehe; die Anderen, es werde eines der Schiffe des Hauses Van der Vließ im Hintergrunde herangeschwommen kommen, um ihr Potosis Schätze symbolisch zu Füßen zu legen und sie als Königin von Golkonda fortzuführen. Man lachte, man scherzte, und während man unter allen diesen Scherzen von Lelio und den beiden Eingeweihten zu erfahren strebte, wer der künftigen Schauspielerin denn in ihren gestrigen Versuchen zur Seite gestanden habe, kam es heraus, daß Hulda nicht, wie es zuerst im Plane des Direktors gelegen hatte, als Käthchen von Heilbronn, sondern als Emilia Galotti, als Louise Miller und danach als Thekla debütiren werde.

„Und das erfahre ich erst jetzt! Ich, die doch mit ihr zu spielen haben wird!“ rief die Delmar, zu deren Lieblingsrollen die Orsina und die Lady Milfort gehörten; und in der Aufregung sich heftig an den Direktor wendend, erklärte sie, daß sie nicht gewillt sei, sich wie das Publikum Ueberraschungen gefallen zu lassen, deren Kosten sie zu tragen habe, wenn die Versuche der mit so beispielloser Wichtigkeit behandelten Anfängerin, eben wie Versuche von Anfängern kläglich ausfallen sollten. Sich in ihren vorzüglichsten Leistungen durch fremde Unzulänglichkeit behindern zu lassen, dazu werde sie sich in keinem Falle hergeben.

„Nun denn! So muß ich Rath schaffen und Jemanden finden, der sich dazu hergiebt!“ entgegnete der Direktor mit der Ruhe und Gelassenheit, welche er gegenüber den Aufwallungen der Reizbaren meist zu bewahren pflegte, und vor denen die Heftigkeit der Delmar dann auch zur Besinnung kam. Aber es lag heute ein Etwas in seinem Tone, es ging ein Lächeln durch sein Gesicht, die ihr unheimlich und unheilkündend däuchten, und die siegesgewisse Heiterkeit, mit welcher Feodore auftrat, steigerte ihre Sorgen, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte. Ein paarmal war sie nahe daran, Feodore zur Rede zu stellen, aber sie stand dann wieder davon ab, weil sie derselben die Ehre nicht gönnen wollte, sie irgendwie beunruhigt zu haben; und wenn dann inzwischen die Erinnerung an die Feindschaft sie überwältigte, welche die beiden Frauen gegen einander hegten, seit Feodore den einzigen Mann von der Delmar entfernt, den sie wirklich geliebt hatte,

so tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß Feodore heute doch zum letztenmale neben ihr auf den Brettern stehe, und daß aller Reichthum dieselbe nicht werde schadlos halten können für die Entbehrung des Glückes, sich als die gefeierte Schauspielerin von dem Beifalle eines begeisterten Auditoriums getragen zu empfinden.

Die Probe verlief indessen mit gewohnter Regelmäßigkeit. Die beiden Frauen gingen mit der alten erheuchelten Gleichgiltigkeit an einander vorüber. Die Delmar verrieth gegen Feodore nicht, wie sehr sie sich gekränkt fand, aber sie verlor ihre Feindin nicht eine Minute aus den Augen, und erst im Fortgehen, als sie unter der Halle auf Feodore und Lelio traf, trat sie in ihrer herrischen Weise rasch an sie heran und sagte: „Wenn Sie wieder einmal Plane entwerfen, ohne mich dabei zu Rath zu ziehen, so bitte ich Sie, wenigstens nicht darauf zu rechnen, daß ich mich für dieselben brauchen lasse. Ich bin nicht gesonnen, mich zum Opfer zu bringen für die neue Göttin, die Sie dem Publikum vorzuführen denken. In solchen Komödien spiele ich nicht mit.“

„Nicht?“ entgegnete Feodore mit einem Tone, als überrasche sie die Delmar sehr unangenehm. „Wirklich nicht? Ach, das thut mir leid. Aber was ist da zu machen? — Sie wissen es, ich interessire mich für das liebe Mädchen schon um Gabrielens willen, die uns dasselbe hiehergesendet hat. Rath geschafft muß also werden, und schlimmsten Falles,“ sie besann sich einen Augenblick, dann sagte sie, als käme

ihr soeben ein glücklicher Gedanke, „nun, schlimmsten Falles muß ich dann mit Hulda spielen."

„Sie?" rief die Delmar höhnisch, „meine Rollen? Und nach Ihrem feierlichen Abgang von der Bühne? Vielleicht als Madame Van der Vließ?"

Feodore sah sie mit dem sanften Ausdruck ruhiger Vornehmheit an, der sie in vielen ihrer Rollen so vortrefflich kleidete, und meinte: „Sie scheinen das für so unmöglich zu halten, daß Sie mich dazu verführen könnten, den Versuch zu wagen. Fordern Sie mich nicht so dreist heraus. Sie wissen, ich bin ehrgeizig und eitel, und das Neue, das Originelle reizen mich!" und sich anmuthig mit leichtem Gruße verneigend, verließ sie in Lelio's Begleitung das Theater.

Die Delmar blickte ihnen sprachlos nach. Sie kannte dieses Lächeln Feodorens, sie kannte die kalte Entschlossenheit, welche sich bei ihr hinter dieser Art von Freundlichkeit verbarg, und der Gedanke, daß sie es in ihrer Hand habe, das heutige letzte Auftreten und die feierliche Entlassung Feodorens unmöglich zu machen, zuckte in ihr auf. Aber das Publikum erwartete etwas Besonderes für diesen Abend, es liebte Feodoren, und die Delmar, die bei der Bühne blieb, durfte die üble Laune Derjenigen nicht gegen sich erregen, auf deren Gunst und Beifall sie angewiesen war. Sie mußte heute spielen, und weil sie es mußte, wollte sie es darthun, was sie vermöge und was sie für die Bühne werth sei.

Das Theater war am Abend bis in die letzten Plätze von dem gewähltesten Publikum der Stadt be-

setzt, die Darstellung eine der vollendetsten, der beigewohnt zu haben man sich erinnerte. Man war einstimmig darüber, daß eine solche Vereinigung von frischen Kräften und ein so sicheres Zusammenspielen, selbst in den königlichen Theatern der Hauptstadt kaum mehr zu finden wäre. Die Frauen beklagten es, daß Feodore von der Bühne scheide, wo sie doch ganz anders an ihrem Platze gewesen sei, als künftig in der Gesellschaft, die immerhin Zeit gebrauchen würde, ihre theatralische Vergangenheit und ihren freien Liebesverkehr mit Van der Vließ zu vergessen. Die Männer hingegen fanden es sehr natürlich, daß derselbe für sich allein die Frau besitzen wolle, deren öffentliche Bewunderung er bisher mit Anderen theilen mußte, und die warme Sympathie, von welcher Feodore sich heute mehr als je getragen fühlte, gab ihrem Spiele eine Begeisterung und Kraft, die auf alle ihre Mitspieler zurückwirkte, so daß von Akt zu Akt der Beifall sich steigerte, und der Direktor wie die Schauspieler Feodorens Austritt aus ihrem Verbande in der That als einen schwer zu ersetzenden Verlust empfinden mußten.

Als der Vorhang gefallen war und sich dann nach längerer Pause wieder hob, eine Garten-Dekoration enthüllend, in welcher das ganze Personal des Theaters in bürgerlicher Kleidung aufgestellt war, führte der Direktor Feodore in den Kreis. Die rhythmische Ansprache Lelio's, die Ueberreichung des Kranzes gingen in üblicher Weise vor sich. Feodorens natürliches Gerührtsein und die schöne Weise, in welcher sie es

kundgab, bewegten und entzückten die Zuschauer. Lauter allseitiger Beifall umrauschte die Künstlerin. Man warf ihr Kränze und Blumen von allen Seiten zu, daß sie Mühe hatte, sie zu sammeln und mit ihrem grüßenden Verneigen für die Gunst zu danken, die man ihr bezeigte. Mit einemmale aber, als des Beifalls gar kein Ende wurde, trat sie, hoch emporgerichtet, mitten in die Scene, und die Hände bittend erhoben, um Gehör zu fordern, sprach sie es aus, wie schwer auch ihr das Scheiden von einem Zuschauerkreise falle, dessen Gunst sie über das Verdienst geehrt habe und dem ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben ihr ein Bedürfniß sei. Sie habe also, in der Voraussetzung, daß es ihren geneigten Gönnern nicht mißfallen werde, von dem Direktor die Erlaubniß gefordert und erhalten, noch dreimal als Gast in diesem Hause aufzutreten. Sie wünsche zugleich bei dieser Gelegenheit, dem ihr so wohlgesinnten Publikum die Schülerin vorführen zu dürfen, die bestimmt sei, sie zu ersetzen, und erbitte für dieselbe im Voraus einen Theil der Nachsicht und der Gunst, mit denen man sie geehrt und ihr in der Stadt, die künftig ihre Heimat sein und bleiben werde, die theatralische Laufbahn und die Erfüllung ihres Berufes in derselben, zu einem fortdauernden Genusse gemacht habe.

Das schlug wie eine Freudenbotschaft in alle Herzen ein; selbst die in jenen Zeiten mit solchen Kundgebungen noch sehr zurückhaltenden Frauen klatschten in die Hände. Man rief ihr immer neues Bravo zu, und während die Delmar sich mit einem von den Bei-

fallszeichen übertönten Aufschrei an die Balustrade der Coulisse lehnte, fiel der Vorhang.

Draußen aber sagten die in der Halle angebrachten Theaterzettel es dem Publikum, daß in der Mitte des beginnenden Monats Feodore in den Rollen der Orsina, der Lady Milfort, der Gräfin Terzky, als Ehrengast auftreten, und Mademoiselle Hulda Vollmer, ihre Schülerin, dabei als Emilie, als Louise und als Thekla debutiren werde.

Siebentes Capitel.

Die Proben für dieses Gastspiel und für das erste Auftreten von Hulda begannen an dem nächsten Tage, und schon am frühen Morgen waren die Meldungen für die Plätze bei der Theaterverwaltung eingegangen. Der Direktor hatte seine Freude an Feodorens Klugheit, denn in der ganzen Stadt sprach man nur von ihr und ihrer schönen Schülerin, mit der man sie am Morgen hatte zur Probe fahren sehen. Diese Probe nun hatte alle Erwartungen des Direktors übertroffen, hatte selbst bei den Schauspielern, namentlich bei den Jungen und Begabten unter ihnen, jenen belebenden Eindruck hinterlassen, den ein unerwartetes und glückliches Ereigniß, ein vollkommenes Gelingen stets auf Denjenigen ausüben, der zu seinen Gunsten davon mitberührt wird.

Die Delmar hatte sich krank gemeldet, und der Direktor hatte in diesem Augenblicke keinen Anlaß, ihr die Ruhe zu mißgönnen, deren sie zur Ueberwindung ihrer eingebildeten oder wirklichen Leiden nöthig zu haben behauptete. Aber die Kunde, die

ihr von ungeschickter Freundschaft und von feindseliger Dienstbeflissenheit in ihr Krankenzimmer zugetragen wurde, war nicht dazu geeignet, ihre gereizten Nerven zu beruhigen; denn das ganze Personal war durch das, was man den originellen Gedanken Feodorens nannte, wie elektrisirt, und man sah ihrem Gastspiele mit einer Erwartung und Heiterkeit entgegen, als wäre sie nicht sechs Jahre hindurch Mitglied und täglicher Genosse des Theaters gewesen.

Was man gelegentlich unter ihren bisherigen Kollegen an ihr auszusetzen gehabt, was man an ihr bemängelt und bekritelt hatte: ihre Herrschsucht, ihre Eitelkeit, ihren Hochmuth und das Ansehen, das sie sich als künftige Millionärin gebe, das war mit einemmale Alles ganz vergessen, da man sich durch ihren Einfall und in ihrer Gemeinschaft große Erfolge zu versprechen hatte. Der Schauspieler, dessen Schaffen mit dem Augenblicke vergeht, in welchem er es als fertiges Gebilde vor dem Zuschauer entfaltet, ist eben deshalb auch ein Anbeter des Augenblicks, und mit innerer Nothwendigkeit mehr als jeder andere Künstler auf den augenblicklichen Erfolg gestellt. Wer ihm zu einem solchen hilft, dem hängt er an, dem folgt er, auf den schwört er. Wie hätte man in diesem Augenblicke also nicht Feodoren folgen sollen, die es durch ihr beabsichtigtes Wiedererscheinen auf der Bühne jetzt unwiderleglich darthat, daß sie ihre Ehre in ihre Künstlerlaufbahn setze, daß ihr künftiger Reichthum ihr nicht höher dünke als die Kunst, und die nebenher

es möglich gemacht hatte, in wenig Monaten ein junges, allerdings gebildetes und sehr begabtes, aber doch in aller Bühnenpraxis völlig unerfahrenes Mädchen, in einer Weise für die Bühne vorzubereiten, die ihm den sichersten Erfolg versprach.

Feodore war die Heldin des Tages, Alle und Jeder machten sich ihr mit Freuden dienstbar. Man war einstimmig der Meinung, daß in diesen drei Vorstellungen das Mögliche geleistet, daß Feodore und Hulda nach besten Kräften unterstützt werden müßten, damit der Ersteren eine schöne und erhebende Erinnerung als letzter Eindruck von ihrer theatralischen Laufbahn in ihr künftiges Privatleben mitgegeben werde. An die Delmar dachte Niemand, wenn man nicht über ihren Aerger scherzte. Es waren eben Schauspieler und sie waren also wie die Kinder unter dem Bann jener naiven Selbstsucht, die da liebt und nicht liebt, nach dem Bedürfniß und nach der Befriedigung desselben im Moment.

Darüber kam der Tag heran, an welchem Hulda zum erstenmale als Emilia vor dem Publikum erscheinen sollte, denn Feodore hatte mit vorsichtiger Berechnung aller Umstände gerade diese Rolle für ihr erstes Auftreten gewählt.

Der erste Akt des Lessing'schen Meisterwerkes und die fünf ersten Scenen des zweiten Aktes waren in schöner glatter Abrundung vorübergegangen. Lelio hatte als Hettore Gonzago, der Regisseur als Marinello ganz vortrefflich gespielt, und Claudia Galotti ihre zweifelnden Betrachtungen über des Gatten ihr unbehagliche strenge

Tugend vor sich selber ausgesprochen, als die Thüre des Hintergrundes hastig geöffnet ward, und raschen Schrittes „in ängstlicher Verwirrung“, wie des Dichters Vorschrift es erheischt, Emilia in die Scene eilte.

Die Worte: „Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder ist er mir gar gefolgt?“ — kamen in der Befangenheit und in der Erregung, welche der erste Anblick des gefüllten Zuschauer-Raumes, der erste vor demselben auszusprechende Laut in der Seele der Debutantin erregte, mit wundervoll der dichterischen Absicht begegnender Natürlichkeit von Hulda's Lippen. Die Schüchternheit, die Verwirrung, die selbst der begabteste Anfänger in den ersten Augenblicken nicht zu überwinden vermag, das Schwanken in der Bewegung, die Unsicherheit des Blickes, das leichte Beben der Stimme, dienten in diesem Falle nur dazu, Emilia's leidenschaftliche Unruhe zu verdeutlichen. Das Publikum war überrascht von dieser meisterlichen Naturwahrheit in dem Spiele einer Debutantin, und wie Emilia dann, sich umwendend, den Schleier, der sie bis dahin verborgen hatte, mit schneller Bewegung von ihrem Antlitze zurückschlug, und aus den leichten Falten des dunklen Gewebes das edle Gesicht des jugendschönen Mädchens sich den Blicken enthüllte, ging ein hörbarer Ausruf freudiger Ueberraschung durch das Haus, und machte Hulda's Herz in aufwallender Freude stärker und stärker klopfen.

Feodore hatte sich in ihrer Voraussicht nicht getäuscht. Es wäre nicht möglich gewesen, eine Rolle

aufzufinden, in welcher Hulda's Bildung, ihre Eigenart und Schönheit ungesuchter zu ihrer vollen Geltung gekommen wären. Selbst daß sie von ihrer Begeisterung gehoben, von ihrer Rührung fortgerissen, erst allmälig freier und wärmer in dem Ausdruck ihrer Empfindung wurde, entsprach dem Charakter der Rolle.

Die Zuschauer erwärmten sich dadurch ebenfalls, und wie dann Feodore als Orsina erschien, anziehender wie jemals, und so geistreich im Erfassen ihrer Rolle, daß man meinte, erst jetzt vollständig einzusehen, welch bedeutende Künstlerin sie sei, da kannte das Publikum in seinen Beifallsbezeigungen kein Maß.

Lehrerin und Schülerin wurden nach dem Schlusse des Stückes vorgerufen und wieder hervorgerufen. Man wollte die beiden schönen Frauengestalten noch einmal, und noch einmal neben einander sehen, und wie Feodore ihrer Schülerin zu einer ohne sie nicht zu erlangenden Theilnahme und Anerkennung verholfen hatte, so kamen doch auch Hulda's Schönheit und der Reiz, den sie als eine neue Erscheinung für die Theaterfreunde hatte, Feodoren wesentlich zugute.

Man hätte sagen können, es sei kein Unzufriedener in dem ganzen Theater zu finden gewesen, so wohl gelungen war die ganze Vorstellung. Die Zuschauer wie der Direktor waren gewiß, an Hulda in kurzer Zeit die Schauspielerin zu besitzen, deren man an Stelle Feodorens bedurfte. Daß die Delmar nach diesen Gastrollen ihrer Nebenbuhlerin ihr Möglichstes thun würde, die glänzenden Erfolge derselben womöglich vergessen zu machen, darauf durfte man zuversichtlich

rechnen, und als Hulda sich dann in der Garderobe Feodoren zu Füßen warf, ihre Hände unter Freudenthränen küssend, schloß dieselbe sie mit einer Zärtlichkeit, mit einer Mütterlichkeit in ihre Arme, die ihr so vortrefflich auszudrücken gelangen und anstanden, daß es ihr leid that, nicht auch diese Scene vor dem Publikum gespielt zu haben.

Die Proben und die Aufführungen schlossen sich nun in rascher Folge aneinander, und beide Frauen leisteten im „Wallenstein“ und in „Kabale und Liebe“, was von ihnen zu erwarten man nach der Aufführung der „Emilia Galotti“ berechtigt gewesen war. Sie und das Personal und die Theaterfreunde blieben in einer freudigen Erregung, wie eine schöne Festzeit sie hervorruft; und mit einem Feste sollten diese Gastvorstellungen Feodoren's auch beschlossen werden.

Sie hatte von Van der Vließ die Zustimmung zu denselben und zu ihrem dadurch verlängerten Verweilen auf der Bühne, nur unter der Bedingung erlangt, daß an dem Tage unmittelbar nach ihrem letzten Auftreten, ihre Trauung im Beisein weniger Freunde in aller Stille erfolgen sollte. Gleich nach derselben aber sollte die große Reise angetreten werden, die Herr Van der Vließ schon lange beabsichtigt hatte, und mittelst deren er Feodore für Jahr und Tag von dem Kreise ihrer bisherigen Gesellschaft und von dem Schauplatze ihrer bisherigen Triumphe zu entfernen für passend und wünschenswerth erachtete.

Feodore hatte das Alles selber als richtig anerkannt, und nach der mehrjährigen Verbindung, welche

zwischen ihr und ihrem künftigen Manne bestanden, hatte sie von selbst nicht daran denken können, aus ihrer Trauung mit ihm einen besonderen öffentlichen Akt zu machen. Aber ohne Lust und Freude, ohne Sang und Klang von ihrer Künstlerlaufbahn fortzugehen, das lag nicht in ihrem Sinne, das zu thun, erklärte sie als eine Undankbarkeit gegen die Vergangenheit, in welcher sie glücklich gewesen sei. Ehe sie den entscheidenden Schritt aus der freien Selbstherrlichkeit des Künstlerlebens in die engen und festen Schranken der Ehe und der bürgerlichen Gesellschaft that, wollte sie noch einmal mit Denen, die bei ihren letzten großen Erfolgen mitgewirkt hatten, nach alter Weise fröhlich in der Wohnung beisammen sein, welche Van der Vließ seinerzeit mit verschwenderischer Freigebigkeit für sie eingerichtet hatte, und die der Zeuge manches frohen Festes, manches ausgelassenen Thuns und Scherzes gewesen war. Sie hatte für das von ihr geplante Fest, mit der sorglosen Großmuth, zu welcher die Nachsicht ihres reichen Liebhabers sie verleitet, Hulda eigens mit einem schönen Gesellschaftsanzuge beschenkt, und sie gleich aus dem Theater mit sich in ihre Wohnung genommen, wo die geschickte Kammerjungfer den beiden Schönen rasch zur Hand war, sich für das Nachtessen zu schmücken.

Der Direktor, der Regisseur, Lelio und die nächsten Freunde Feodoren's und ihres künftigen Gatten waren schon in dem hellerleuchteten Saale beisammen, als die Herrin des Hauses mit ihrer jüngeren Gefährtin aus dem Ankleidezimmer zu ihnen hereintrat.

Feodore reich geschmückt wie eine Fürstin, Hulda mit Rosen im Haare, in einem Anzuge von rosenfarbener Seide, der ihre schöne Brust, ihre edelgeformten Schultern und Arme dem Blicke freigab, sich selber immer noch ein Räthsel und ein Wunder in solcher Tracht und Pracht.

Die Kerzen flammten, als die Thüren des Speisezimmers geöffnet wurden. Die Tafel stand bereit, mit Blumen und Früchten geschmückt trotz des Winters, dessen Kälte die Fenster beeiste, dessen Sturm den Schnee durch die Straßen jagte. Feodore hatte dem Direktor den Arm gegeben. Sie wies ihren Geliebten an, ihre junge Freundin zur Tafel zu führen.

„Du sollst den neuen Frühling führen," sagte sie, „zum Lohne dafür, daß Du mich morgen dem Norden entführst, um mich in des Südens Frühling zu verpflanzen." Herr von Hochbrecht nahm an Hulda's anderer Seite Platz, Lelio saß ihr gegenüber.

Sie hatte an dem Morgen dieses Tages den Kontrakt unterschrieben, mittelst dessen der Direktor unter sehr günstigen Bedingungen sie für die beiden nächsten Jahre als Mitglied seiner Gesellschaft engagirte. Sie war jetzt Schauspielerin, war frei, war unabhängig. Sie befand sich zum erstenmale in Gesellschaft unter ihren Kollegen, der Direktor, der Regisseur und Lelio sahen sie als eine der Ihren an. Es war überhaupt die erste Gesellschaft, welche sie als gleichberechtigter Gast derselben mitmachte, die erste, in welcher sie mit Männern frei verkehrte, und in der ihr von Fremden, wie hier, huldigend begegnet ward.

Sie sah, wie man sie schön fand, und man sagte es ihr zu wiederholtenmalen. Jeder der Anwesenden schien sich eines freien Anrechtes an sie bewußt zu sein, und wenn ihr die Blicke, die auf ihr hafteten, wenn ihr das Lob, das man ihr spendete, das Blut auch wallen machte, daß die Röthe ihrer Wangen sich höher färbte — sie wagte es nicht, die Augen niederzuschlagen. Sie mußte trachten, dem an sie gewendeten Worte mit heiterer Freiheit zu begegnen, sie mußte es lernen mit ihren Blicken, ebenso wie Feodore, den ganzen Kreis der Männer zu beherrschen. Sie sollte Feodore hier ersetzen, und Feodore hatte ihr gesagt, sie müsse, um ihres Erfolges auf der Bühne auch für die Zukunft gewiß zu sein, sich des Doktors und Hochbrecht's Freundschaft zu versichern streben. Sie müsse Lelio für sich haben, sich des Direktors Gunst, den guten Willen des Regisseurs gewinnen. Sie müsse liebenswürdig sein, müsse gefallen lernen und sich fügen, um, ohne es zu fordern, erreichen zu können, was sie wünsche, durchsetzen zu können, was sie wolle.

Es hatte in allen diesen Lehren etwas Unheimliches, etwas Beängstigendes für sie gelegen. Hulda war davor zurückgeschreckt, so oft ihr Feodore ganz beiläufig einen dieser Rathschläge ertheilte. Aber die Lust, sich zu versuchen, zu sehen, was die Weisung Feodorens fruchte, das Verlangen, sich die Stütze zu bereiten, deren sie sich jetzt nach Feodoren's Abgang erst recht benöthigt wußte, wirkten in ihr lebhaft nach. Die Macht des Augenblickes that das Uebrige, als im Verlaufe des Mahles der feurige Wein die Rede belebte und das

Wort befreite, als Scherz und Spott und Erinnerung an frühere Zeiten in dreistem, raschem Worte einander folgten, als man von Dritten und von vergangenen Tagen lachend wiederholte, was man von sich und von dieser Stunde auszusagen kalten Blutes wohl ein Bedenken getragen haben würde.

Der Direktor war unerschöpflich in komischen Anekdoten, die er mit großem mimischem Talente und mit ungewöhnlicher Meisterschaft im Nachahmen von Provinzial-Dialekten vorzutragen wußte. Er hatte nebenher in den Zeiten, in welchen er als jugendlicher Heldenspieler an den meisten Hoftheatern gastirt, viele der Fürstlichkeiten aus nächster Nähe beobachten und kennen lernen dürfen, deren Arten und Unarten er mit überwältigendem Humor wiedergab. Man kam aus dem Lachen nicht heraus. Es schwirrte klingend durch die Luft, es wirkte förmlich ansteckend. Es ergriff sogar den in der Regel sehr gemessenen Geliebten Feodorens, und selbst der Doktor, der seine Gehaltenheit sonst niemals daran gab, konnte sich der allgemeinen Stimmung nicht entziehen. Wie hätte Hulda widerstehen können?

Der mäßige Genuß des ihr ungewohnten schäumenden Champagners hatte ihr Blut erhitzt, das Sprechen und Lachen um sie her, das Lob, das man ihrer Leistung nicht minder wie ihrer Schönheit zollte, ja selbst der eigene Anblick derselben, wenn ihr Auge in den ihr gegenüberhängenden großen Spiegel fiel, hatten etwas Berauschendes für sie. Sie fühlte sich wie in den Kreis der leichtlebenden Götter aufgenom-

men. Die alte Existenz auf der heimatlichen Scholle, wo sie in dunkler Kammer, in Trauerkleidern so viel bittere Thränen geweint hatte, die Zeit, in welcher sie den Einen nicht vornehm genug, den Anderen nicht einfach und bürgerlich genug gewesen war, in welcher Jeder an ihr Etwas zu tadeln gefunden, und Jeder sie getadelt hatte, wie es ihm gefiel, lag nun hinter ihr, für immer. Fremde und Bewunderer umgaben sie. Eine schöne, freie, Glück versprechende Zukunft that sich wie ein weites, lachendes Gefilde vor ihr auf, und sie fühlte sich dazu geschaffen, sie zu genießen und zu nützen.

Zu erzählen, wie die Anderen, hatte sie Nichts. Sie hatte ja Nichts erlebt, was diesen Kreis erheitern konnte. Die Nachahmung des Geringen, des Niedrigen, das Auffinden des Lächerlichen und Unschönen widerstrebten ihrem auf das Edle und Schöne gestellten Sinne. Auf die Galanterien zu antworten, mit denen man ihr huldigte, fehlte ihr noch die sichere Gewandtheit. So erschien sie schweigsam und nicht zu ihrem Vortheile, und das verdroß sie, denn sie fühlte ein Verlangen, zu gefallen und geistreich und belebt zu sein wie Feodore, deren Augen mit den Diamanten um die Wette leuchteten, die sie in ihrem Hals- und Ohrgeschmeide trug.

Auch Feodore wünschte ihre Schülerin weniger schweigsam zu sehen, denn ein Schweigender macht in einer erregten Gesellschaft immer den Eindruck eines Beobachters, und sich mit kaltem Blute beobachtet zu fühlen, wenn die Freude in uns übermüthig aufwallt, schlägt die hellen hohen Wellen nieder und lähmt den

neuen Aufschwung. Wo aber der Ungeübte das eigene Wort nicht findet, kommt ihm des Dichters Wort zu Hilfe, und wo er sich nicht emporzuschwingen vermag, da tragen ihn die Macht und Kraft des Tones.

Es traf sich glücklich, daß eben einer der Gäste, Philibert, ein Freund von Van der Vließ, und reich und jung und angesehen wie dieser, ein Mann, der lange Jahre in Handelsgeschäften in den baltischen Provinzen von Rußland verweilt hatte, ein kleines Abenteuer zum Besten gab, das ihm auf einer Poststation in Esthland begegnet war. Er brachte dabei einige esthländische Worte in das Spiel, man verlangte ihre Bedeutung zu kennen, Feodore fragte Hulda darum, sie sagte, daß sie das Esthnische nicht verstehe, wohl aber — und Feodore wußte das — das Litthauische ein wenig kenne. Dadurch machte es sich ganz von selbst, daß Jene sie aufforderte, ein paar litthauische Lieder, die sie ihr einmal vorgesungen hatte, auch den Fremden hier zum Besten zu geben.

Hulda ließ sich dazu nicht lange bitten. Sie erhob sich und setzte sich an das Instrument. Aber wie sie die schönen Hände präludirend über die Tasten gleiten ließ, fühlte sie, daß jene schwermüthigen Melodien, die zu singen sie sonst gewohnt gewesen war, hier nicht an ihrem Platze seien, sondern wie eine grelle Dissonanz in die laute Freude hineinklingen würden; und eines der beiden kleinen Tanz- oder Liebeslieder vorzutragen, die sie nie gesungen, aber aus den Aufzeichnungen behalten hatte, welche sie nach ihres Vaters Uebersetzungen für Emanuel hatte machen müssen, trug

sie eine Art von Scheu. Indeß, sie hatte keine Wahl, da man mit lebhafter Bitte in sie drang, und dem fröhlich einladenden Tone der Melodie entsprechend, sang sie mit munterem Ausdrucke das kecke Tanzliedchen:

„Heutigen Tags,
Heutigen Tags,
Ueberall ist der Tanz los:
Diese beschuht,
Jene bestrumpft,
Einige tanzen ganz bloß.“

Sie hatte es erst litthauisch gesungen, man wollte es danach deutsch hören, wollte es wieder hören und noch Anderes hören, so daß sie sich entschloß, auch noch die zärtliche Mahnung vorzutragen:

„Singt, o singt mit frohem Munde!
Oder harrt ihr eurer Stunde?
Wenn ihr eurer Stunde harrt.
Leben euch und Lied erstarrt.“

Und da man jetzt einmal im Zuge war, Alles schön zu finden und zu bewundern, was Hulda that, weil man sie selber schön fand und bewunderte, erregte sie Beifall über Beifall. Man wollte sie auch künftig auf der Bühne singen hören. Man verlangte, der Direktor solle Stücke finden, in denen ihr Spiel und ihr Gesang gleichmäßig zur Geltung kommen könnten. Feodore meinte, sich im Singspiel zu versuchen, wozu allein die Stimme und musikalische Bildung Hulda's ausreichend sein würde, könne ihr nur zum Vortheile gereichen, weil es ihr zu jener leichteren Bewegung ver-

helfen würde, die der strenge Styl des Trauerspieles nicht gebe, und die doch in einer gewissen Grazie und Freiheit, wenn man sie einmal erworben habe, auch den Leistungen im Trauerspiele zu Nutzen komme. Wäre sie selber gegenwärtig länger in Hulda's Nähe geblieben, so würde sie vielleicht dazu gerathen haben, Hulda auch in Rollen, wie die Fanchon oder Preziosa auftreten zu lassen, ohne daß sie sich jedoch verpflichtet gehalten haben würde, dann aus Großmuth und Kunsteifer neben ihr auch die Zigeunermutter zu spielen. Man war mit diesem Scherze wieder von dem kleinen flüchtigen Kunstgespräche abgekommen, und man erging sich bis tief in die Nacht hinein in lauter Freude.

Hulda mußte noch deutsche Lieder und französische Romanzen singen, Feodoren's beide alte Freunde erklärten, daß sie jetzt zu Hulda's Fahne schwören würden, da Feodore sich ihnen entziehe und der Mensch doch wissen müsse, was er mit seinem Herzen machen und wo er mit seinem Enthusiasmus bleiben solle. Feodore entließ sie lachend ihres Fahneneides, sie sollten ihrer Nachfolgerin im Reiche treu und gewärtig sein.

Lelio brachte den Toast in Vorschlag: „La reine s'en va! Vive la reine!“ Und wie dann endlich Philibert, der sich von Hulda's Schönheit und Liebereiz völlig überwältigt zeigte, sie lange nach Mitternacht in seinem Wagen nach ihrer Wohnung fuhr, drückte er, als er sie aus dem Wagen hob, einen Kuß auf ihren entblößten Arm, daß sie erschrocken davor bis in das Herz erbebte.

Sie konnte nicht schlafen, denn Freude und bewegtes Rückerinnern zauberten wechselnd phantastische Bilder vor ihr empor, die sie nicht festzuhalten vermochte.

Es schwamm vor ihren Augen Alles in goldig glänzendem Lichte, wie einst der Ahnensaal in dem gräflichen Schlosse an jenem Nachmittage, an welchem sie Emanuel's Bild zuerst gesehen hatte. Wohin sie das Auge wendete, es ward geblendet von der Helle. Sie konnte Nichts klar, Nichts deutlich sehen und erkennen; aber gerade das Ungewisse hatte einen magischen Reiz für sie und verlockte sie, vorwärts zu gehen auf dem Pfade ihres neuen märchenhaften Glückes. Lelio's Schönheit, Philibert's weltmännische Haltung, die parodirte Huldigung von Feodoren's Freunden, es erfreute, es vergnügte sie, das Alles. — Hätte nur Philibert sie nicht nach Hause begleitet! Hätte sie die Lieder nicht gesungen!

Sie hörte die beiden Melodien noch in ihrem Traume, aber sie war es nicht, die sie sang. Sie tönten durch die Stille einer Sommernacht über die schweigenden Büsche und Rasenplätze des Parkes zu ihr in das Gärtnerhaus hinüber — aus den Fenstern seines Zimmers, in denen das Licht schon lange erloschen war.

Achtes Capitel.

Das Jahr hatte nur noch wenig Stunden bis zu seinem Ende, und in dem Hause der Gräfin war es trotz der frühen Abendstunde so still, daß man das Ticken der Uhren und den behutsamen Schritt der Diener hörte, die über die teppichbelegten Korridore hinschreitend ihrem Dienste nachgingen.

Frau von Wildenau lag auf einem Ruhebette und sah dem Spiel der Flammen zu, die im Kamine loderten. In dem geöffneten Nebenzimmer saß Konradine der Thüre gegenüber an ihrem Schreibtische. Mit einemmale erhob die Mutter sich, und die Arme in die Höhe hebend, stieß sie einen Seufzer aus, der wie ein Aufschrei klang, so daß die Tochter erschreckt von ihrem Stuhle aufsprang und mit der Frage, was ihr fehle, bei der Mutter eintrat.

„Nichts! Nichts!“ entgegnete diese, „bleibe bei Deinem Briefe, laß Dich durch mich nicht stören.“

„Aber Sie schrien auf, beste Mutter!“ wendete die Tochter ein.



„Ich probirte nur, ob ich noch lebe," gab die Mutter ihr lachend zur Antwort, „ob ich noch ich selber und im Vollbesitze meiner Kräfte sei, denn die nicht menschliche, maschinenmäßige Ordnung dieses Hauses lähmt mich förmlich. Ich verliere die Bewegung, ich verlerne das Denken durch sie. Wie ich so da lag und Dich schreiben sah und mir dachte: jetzt wird sie den Brief beenden, ihn siegeln, auf die Ecke des Kamines legen, auf welche auch die Gräfin ihre Briefe hinlegt, und morgen um neun Uhr wird, wie an jedem Posttage, der Diener ganz von selber kommen, die Briefe abzuholen und nach Vorschrift zu besorgen, da bemächtigte sich meiner ein solches Grauen vor aller dieser gewohnten Sicherheit, daß ich mich versucht fühlte, die ganze hier niedergelegte Korrespondenz in das Feuer zu werfen, nur damit doch einmal ein Abweichen von der Regel stattfände, damit einmal Etwas gesucht, Etwas versehen würde. In der That, ich zähle die Stunden bis zu Deiner Hochzeit, denn Du wie ich, wir altern unter dem Einfluß dieser versteinerten Unfehlbarkeit."

„Und doch liegt in der Ordnung eine Zeitersparniß, und also in gewissem Sinne eine Verlängerung des Lebens," bemerkte die Tochter.

„Als ob diese Deine Bemerkung nicht schon ein Zeichen des Alterns wäre!" rief die Mutter lebhaft. „Du würdest sie nicht gemacht haben, ehe Du im Stifte, und ehe Du mit der Gräfin so lange zusammen warst. Wann hätte wohl die Jugend, im Gefühle ihrer Unendlichkeit, je an das Hingehen der

Zeit gedacht, als um das Heranrücken eines Festes zu berechnen? Wann hätte die Jugend Freude an der Regelmäßigkeit gehabt, da sie in jedem Augenblicke auf eine überraschende Gunst des Zufalles hofft? Mit der Zeit zu geizen, ist des Alters Sache, weil es arm an Zeit ist. Wer aber will sich dieser Armuth immerfort erinnern? Und nun vollends, wie die Gräfin, selbst den letzten Tag des Jahres mit lauter Pflichterfüllungen zu beladen, gewaltsam Rechnungen abzuschließen, seine Angelegenheiten abzuthun, als wäre der nächste Morgen für uns kein Morgen mehr: das heißt sich freiwillig an jedem Abende die Todtenglocke läuten und mit jedem Tage auch sich selbst begraben."

Sie ging lebhaft im Zimmer hin und her, Konradine antwortete ihr nicht. Sie wußte, daß man die Mutter in solchen Stimmungen, deren Ursprung oft tiefer lag, als man es vermuthete, gewähren lassen mußte, wenn sie sie überwinden sollte; und sie hatte sich eben an dem Feuer niedergelassen, als die Mutter vor ihr stehen blieb.

„Während Du an Deinem Schreibtische saßest," hub sie noch einmal an, „dachte ich unwillkürlich an den Sylvester-Abend, der uns in das Schloß der Gräfin und zu Emanuel geführt hat. Wie heiter war das Wiedersehen in dem Schlosse, wie anmuthig und vielversprechend der Empfang, den er uns dort bereitet hatte. Und heute?"

„Sie rechnen der Gräfin den Verlust nicht an, den sie in diesem Jahre eben erst erlitten hat!" wendete Konradine ein.

Die Mutter wollte solche Entschuldigung nicht gelten lassen. „Man hat mich oftmals der Selbstsucht angeklagt," meinte sie, „weil ich das Leben heiter zu genießen wünsche. Wann aber hätte ich um meiner persönlichen Betrübniß willen je fremde Lebenslust gestört? Es ist wahr, der Gräfin kranker Bruder ist gestorben. Aber ist Emanuel nicht da? Bist Du nicht da? Bist Du nicht seine Braut? Und wäre es nicht sein Recht wie seine Pflicht, Dir über die melancholische Einsamkeit dieses Sylvester-Abendes fortzuhelfen? bei Dir zu sein in der ersten Stunde des neuen Jahres, das Dich ihm verbinden soll?"

„Er ist von Geschäften hingenommen und die Jahreszeit ist hart!" sagte entschuldigend Konradine. „Ich habe erst gestern seinen Brief erhalten."

Die Mutter legte die Hand auf ihrer Tochter Schulter. „Wie ernst das klingt! Wie entsagungsvoll! — Deine Stimme hatte einen anderen Klang, als Du an jenem ersten Sylvester-Abend im Schlosse vor dem Spiegel standest und lachend Dein Haar zusammenfaßtest, das über Deine Schultern niederfloß. Du warst in jenem Augenblicke heiterer als jetzt."

„Heiterer vielleicht! doch nicht in mir gesammelt, nicht so einig mit mir selbst und auf die Zukunft nicht vertrauend, so wie jetzt."

Frau von Wildenau hatte sich der Tochter gegenüber an dem Kamine niedergelassen und schürte mit dem Eisen die zusammensinkenden Brände zu neuen Flammen an. Sie schwiegen Beide. Konradine sah

nachdenklich in das Feuer, die Mutter hatte ihr Auge auf sie gerichtet.

„Du nennst Dich gesammelt, einig mit Dir selbst! Das war genug für die Stiftsdame, die das Ordenskreuz auf ihrem Herzen trug. Aber im Leben, in der Welt, verlangt man mehr, muß man mehr verlangen; und glücklich, vollkommen glücklich bist Du nicht!"

Konradine zuckte vor dem Worte zusammen, aber sich schnell beherrschend versetzte sie: „Wie mögen Sie mich also fragen, Mutter? Wer glaubt denn an vollkommenes Glück, wenn er das Leben kennen lernte?"

„Man glaubt nicht daran und kann's doch nicht entbehren und jagt ihm nach ohn' Unterlaß!" rief die Mutter. „Und das gerade ist es, was mich ängstigt. Wirst Du es ertragen, Dich Dein Lebenlang mit Freundschaft, mit Verehrung, mit der Anerkennung von Emanuel's guten Eigenschaften zu begnügen? Wird Dir es genug sein an dem Bewußtsein, geliebt zu werden und glücklich zu machen? — Ich sah Eure Verlobung gerne, denn Du schriebest mir in freudiger Gehobenheit. Nun ich Dich vor mir sehe, nun ich mir sagen muß, mein Blut fließt auch in Deinen Adern, und nun das neue Jahr herankommt, das entscheidend und bindend für Dich werden soll, nun kommt, wie über die Gräfin, das Bewußtsein nothwendiger Pflichterfüllung auch über mich, und ich frage Dich, da es noch Zeit ist: Liebst Du Emanuel? Wirst Du glücklich sein mit ihm? Wirst Du immer jenen Abend segnen, der uns zu ihm in das Schloß geführt hat?"

Und wie an jenem Abende in dem weiten Hofe des Schlosses, tönte der Schall des Posthorns plötzlich durch die Stille. Die beiden Frauen eilten an das Fenster. Die Klingel an dem Portale der Mauer, die das Haus mit seinem Garten einschloß, schallte durch die Zimmer, der Kastellan ging hinaus zu öffnen, und unter dem hellen Scheine der Wagenlaternen brachten die dampfenden Pferde Emanuel's leichten Wagen vor das Haus.

Konradine eilte die Treppe hinunter und warf sich ihm mit einem Freudenrufe in die Arme. Sie pries es als ein Glück, daß er gekommen sei; sie nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, sie führte ihn wie im Triumphe zu den Anderen hinauf. In so zärtlicher Erregung hatte Emanuel sie nie zuvor gesehen, und er empfand dieselbe als ein großes Glück.

Das ganze Haus war in Bewegung gekommen. Die Gräfin zeigte sich über des Bruders gutes Aussehen und Befinden sehr erfreut, Frau von Wildenau fühlte sich durch die Ueberraschung neu belebt und mit ihrem Schwiegersohne plötzlich ausgesöhnt. Sie selber schilderte, als man am Abende beisammen war, es sehr ergötzlich: wie sie in Verzweiflung und übellaunig und schwermüthig gewesen sei bei dem Gedanken, die letzten Stunden des alten und die ersten Stunden des neuen Jahres ohne irgend ein außergewöhnliches und freudiges Ereigniß verleben zu müssen. Sie erzählte, wie sie nahe daran gewesen sei, der Tochter melancholische Bilder der Zukunft vorzumalen, die ihrer warte, wenn sie und Emanuel bei dem Beschluß ver-

harren sollten, ihr Leben auf den weitentlegenen Gütern zuzubringen; ja sie gestand ganz unumwunden, daß sie ihr vorgehalten habe, noch einmal zu bedenken, ob sie die Kraft besitze, ein so wechselloses Dasein zu ertragen.

Sie erschien sehr geistreich, sehr liebenswürdig in der Selbstverspottung, in der sie sich erging, aber weder die Gräfin noch Emanuel legten, weil sie sie kannten, ein Gewicht auf ihre Selbstanklagen, denn sie hatte niemals irgend welchen Einfluß auf der Tochter Sinn gehabt; und freudigen Gemüthes umarmte Emanuel in des Jahreswechsels Stunde die Braut, die nicht müde wurde, ihm zu danken, daß er gekommen war, sie ihr durch seine Anwesenheit zu einem Feste zu gestalten.

Neuntes Capitel.

„Ihr Bruder ist wie verwandelt,“ sagte Frau von Wildenau zur Gräfin, als an einem der folgenden Tage das Brautpaar in den Wagen stieg, um einige Besuche in der Stadt zu machen. „Man sollte behaupten, er sei jünger geworden und der Bann, der nach den alten Ueberlieferungen Ihres Hauses auf ihm gelegen, sei von ihm genommen, seit er sich entschlossen hat, auf dem Grund und Boden seiner Familie zu leben. Er nennt sich einen Gesunden, fühlt sich als einen solchen und bietet sich die Anstrengungen eines solchen; und da er stark geworden ist, bemerkt man die Blatternarben und die kleine Entstellung seiner Figur, die er in seiner Jugend so schwer empfand, weit weniger als vordem. Konradine selber, obschon sie gleichgiltig gegen äußere Vorzüge zu sein behauptet, ist doch Weib genug geblieben, mich heute mit Genugthuung zu fragen: ob ich nicht Emanuel jetzt weit besser aussehend fände als vordem, und ob er sich nicht in der That verschönert habe.“

Die Gräfin erwiderte ihr Nichts darauf. Sie selber fand Emanuel in jedem Betrachte vortheilhaft verändert, und es war ihr von Anderen das Gleiche angedeutet worden. Dennoch verletzte es sie, als die Baronin es vor ihr so unumwunden aussprach, und mehr noch mißfiel es ihr, daß Konradine vor der Mutter, deren Unzuverläßlichkeit sie kannte, sich zu jenen Aeußerungen hatte verleiten lassen, da es gar nicht zu berechnen war, ob sie dieselben nicht auch gegen Emanuel, ebenso wie gegen die Gräfin wiederholen würde. Hatte Konradine es denn gar so schwer gefunden, die Mängel in dem Aeußeren ihres Verlobten zu verschmerzen? Waren sein seelenvolles Auge, der Adel seiner Züge, die Eigenschaften seines Herzens, seines Geistes nicht genügend, sie dafür zu entschädigen? Oder konnte sie des Prinzen heldische Gestalt noch immer nicht vergessen?

Sie hatte von Emanuel's Braut mehr gehalten als von den meisten Frauen, und doch überkam sie in diesem Augenblicke der Gedanke, daß im Grunde das einfache Naturkind Hulda, des Pfarrers Tochter, in diesem Falle richtiger und größer empfunden und gedacht habe als Konradine, denn — Miß Kenney hatte sich zum Oefteren darüber ausgesprochen — Hulda hatte ihn bedingungslos geliebt, und in voller Hingebung zu ihm emporgesehen.

Die Gräfin hatte an Hulda lange nicht gedacht, lange Nichts von ihr gehört. Der Amtmann hatte, seit die Gräfin um ihretwillen die Pfarre besser dotirt, seiner Mündel in den geschäftlichen Briefen

weiter nicht erwähnt. Der Tod des ältesten Freiherrn, die Verlobung Emanuel's, des Sohnes Heirath, und ihre eigenen verschiedenen Reisen waren gleich nach jenen Maßnahmen rasch aufeinander gefolgt und hatten die Gräfin vollauf beschäftigt. Nun fiel es ihr zum erstenmale auf, daß man ihr von des Pfarrers Heirath Nichts gemeldet habe, daß in dem Schreiben, welches sie beim Jahreswechsel von ihm erhalten hatte, mit keinem Worte von seiner Heirath und von seiner Frau die Rede gewesen war. Sie wußte sich das nicht zu deuten und nahm sich vor, den Amtmann, den sie in die Stadt beschieden hatte, deshalb zu befragen.

Inzwischen dehnte sich der Aufenthalt Emanuel's in seiner Schwester Hause weiter aus, als er es zuerst im Sinne gehabt hatte, und die Gräfin erfreute sich dessen, denn es bewies ihr, daß es ihm wohl sei in der Nähe seiner Braut. Auch ließen Konradinens Herzlichkeit für ihren Verlobten, ihre Aufmerksamkeit auf seine Wünsche, selbst für die großen Ansprüche der Gräfin Nichts zu wünschen übrig, und da Konradine sich fortdauernd in gleichmäßiger Heiterkeit bewegte, da sie in jeder Weise Emanuel zu längerem Verweilen zu überreden strebte, und man auf ihren Antrieb die Hochzeit noch etwas früher zu feiern beabsichtigte, als es zuerst beschlossen worden war, schwanden die flüchtigen Zweifel, welche die Gräfin gegen Konradinens Neigung für Emanuel gehegt hatte, wieder aus ihrem Sinne.

Man war so in allseitiger Zufriedenheit bis nahe in die Mitte des Monates gelangt. Emanuel wollte am nächstfolgenden Tage die Stadt verlassen, und man saß nach eingenommener Abendmahlzeit noch beisammen, als der Diener mit der Zeitung das Wochenblatt in das Zimmer brachte, welches sich fast ausschließlich mit den literarischen und artistischen Vorkommnissen beschäftigte. Da die bildenden Künste in jenen Tagen in unserem Vaterlande noch ganz daniederlagen und von ihnen also nur wenig die Rede sein konnte, waren die Mittheilungen aus den Theatern und den Konzerten von um so größerem Interesse. Während Emanuel sich der Zeitung bemächtigte, hatte daher Frau von Wildenau das Wochenblatt zur Hand genommen und die ersten Blätter flüchtig durchgesehen, als ein Artikel ihre Aufmerksamkeit mehr als die anderen auf sich zog.

„Da ist doch endlich wieder einmal eine Hoffnung," rief sie, „und es ist nur zu wünschen, daß der goldene Morgen, den man uns verkündigt, nicht, wie das oft genug geschehen ist, einen sehr prosaischen und alltäglichen Tag heraufführt."

Man fragte, was das sagen wolle. „Oh!" entgegnete sie, „ich finde da eben einen Theaterbericht, der sicherlich von Hochbrecht herstammt, der sich ja gelegentlich in solchen Mittheilungen zu ergehen pflegte. Er war immer ein leidenschaftlicher Verehrer der Feodore, und es sind Aeußerungen in dem Artikel enthalten, welche er, als ich ihm im vorigen Jahre im Seebade begegnete, fast wörtlich auch gegen mich ge-

than hat, denn es stand schon damals fest, daß Feodore beim Jahresschlusse die Bühne verlassen würde."

Die Gräfin bemerkte, da eben jetzt auch Gabriele auf den Wunsch ihres Gatten sich ganz in das Privatleben zurückgezogen habe, so seien dadurch dem Theater in der That die beiden bedeutendsten Darstellerinnen für das Fach der ersten tragischen Liebhaberinnen entzogen worden, und so weit sie darüber urtheilen könne, habe sich nirgends ein neues hervorragendes Talent unter den jüngeren Schauspielerinnen gefunden.

„Das aber ist es gerade," erklärte Frau von Wildenau, „was dieser Bericht verheißt. Er erzählt nebenher von einem originellen Einfalle Feodorens. Sie ist acht Tage, nachdem sie unter allen theatralischen Ehren von der Bühne, welcher sie bis dahin angehört hatte, geschieden war, auf derselben noch dreimal in älteren, leidenschaftlichen Rollen aufgetreten, um sich auch in diesem Fache bewundern zu lassen und zugleich eine Schülerin von sich und Gabrielen, eine Mademoiselle Hulda Vollmer, einzuführen, die in ihr bisheriges Rollenfach eintreten soll. Dieses Mädchen nun, das die Emilia, Thekla, Louise Miller gespielt hat, schildert der Artikel nicht nur als ein ungewöhnliches Talent, sondern als eine außerordentliche Schönheit."

Sie griff dabei noch einmal nach dem Blatte, daß sie zur Seite gelegt hatte, suchte nach der Stelle, und las dann die Worte: „eine hohe, majestätische Gestalt, ein Kopf und Farben, welche an Tizian'sche Bilder gemahnen, und eine Beweglichkeit der Physio-

gnomie, die sich mit dem seelenvollen Blicke der mächtigen, blauen Augen jedem Ausdrucke der Leidenschaft, von der weichen Rührung bis zum höchsten Schmerze fügsam anzupassen weiß, machen Mademoiselle Vollmer zu einer ungewöhnlich anziehenden Erscheinung. Wir erinnern uns in der That nicht, jemals außer der unvergleichlichen Gabriele eine Emilia gesehen zu haben, deren Aeußeres dem Ideale des Dichters besser entsprochen hätte, als diese in jedem Betrachte viel verheißende junge Künstlerin."

Konradine machte eine scherzende Bemerkung über die leicht zu erregende Begeisterung des Theater-Enthusiasten. „Wie oft," sagte sie, „hat er uns von irgend einer jungen Schauspielerin oder Sängerin als von einem Wesen gesprochen, das eine neue Aera für die Kunst heraufzuführen bestimmt sei. Alle paar Jahre hat er eine neue theatralische Gottheit in dem Heiligenschreine seines Herzens aufgestellt, und wenn er nicht, gleich den Lazzaroni, sich der Heiligen entledigt, welche die von ihm erwarteten Wunder nicht zu leisten vermögen, so muß sein Herz allmälig zu einem wahren Pantheon werden."

„Zu einem Pantheon," fiel die Mutter ihr in das Wort, „in welchem, eben weil es wie das römische Pantheon nicht nur allen Göttern geweiht, sondern auch allen Einflüssen der Tages- und der Jahreszeiten offen ist, die Verwüstungen nicht fehlen können. Als Hochbrecht noch jünger war, gehörte für ihn eine unglückliche Liebe zu den Vergnügungen und Abwechslungen, ohne welche er nicht leben zu können schien.

Nun hat er es überwunden, daß Feodore ihm den reicheren Bewerber vorgezogen hat, und getrösteten Sinnes tritt er offenbar schon wieder an die rosenbekränzte Schwelle eines neuen Abenteuers heran."

Die Gräfin, die mit den Jahren immer strenger in den Anforderungen geworden war, welche sie an den Menschen und an sein vernünftiges Handeln stellte, wollte von Enthusiasmus gar nicht reden hören, weil das, was man so nenne, nur zu häufig eine bloße Aufwallung augenblicklicher Empfindung sei, die vor dem Verstande keine Berechtigung habe. Sie nannte den Enthusiasmus eine gefährliche Sache. „Einen Menschen, den wir enthusiastisch bewundert haben, sind wir immer in Gefahr zu hassen," sagte sie, „denn er beleidigt uns in unserer Selbstschätzung, sobald er dem Bilde nicht entspricht, das wir uns von ihm gemacht hatten. Ein Skeptiker kann ein treuer, ein unschätzbarer Freund für uns sein, ein Enthusiast ist es niemals; und ich kenne nichts Nüchterneres, nichts Unzufriedeneres als einen Enthusiasten, der endlich einmal zur klaren Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge gelangt."

Sie brach damit ab und sagte dann, ohne daß für die Nothwendigkeit dieses Nachsatzes in dem Augenblicke ein Anlaß erkennbar war: „Sie wissen es ja, ich bin überhaupt keine Natur, die auf Gefühlsleben angelegt ist und ich bin auch nicht geneigt, der sogenannten großen Leidenschaft, dem unwiderstehlichen Zuge der Herzen, eine besondere Berechtigung zuzugestehen. Wo mein Verstand mich hinweist, dahin

richtet sich mein Herz. Meine Augen, meine Sinne haben nie eine eigentliche Gewalt über mich ausgeübt, und wie man um der bloßen Schönheit willen selbst da zu lieben vermag, wo man nicht achtet, wie man sich enthusiasmiren kann für äußere Vorzüge oder für das zufällige Talente, dafür geht mir das Verständniß ab."

Die Gräfin hatte diese letzten Behauptungen mit einer nicht zu verkennenden Ausschließlichkeit an Konradine gerichtet. Konradine fühlte das und es verdroß sie, da sie sich nicht zu erklären wußte, womit sie diese herbe Erörterung verdient oder herausgefordert habe. Weil sie aber der älteren Frau, zumal in ihrem besonderen Verhältnisse zu derselben, nicht gerne eine ihr mißfällige Entgegnung machen wollte, wendete sie sich an Emanuel, damit er seine Meinung sagen sollte.

Zu ihrem Erstaunen mußte sie jedoch bemerken, daß er der Unterhaltung nicht gefolgt war. Denn er fuhr sich, ohne ihr zu antworten, ein paarmal, wie das in solchen Fällen seine Art war, mit der Hand rasch durch sein reiches Haar und, sie freundlich ansehend, fragte er: „Meine Meinung? Worüber? Wovon sprach die Schwester?"

„Und woran dachtest Du?" entgegnete die Gräfin.

„O, ich war zerstreut, entschuldige mich! — Aber ich entsinne mich," setzte er hinzu, indem er sich schnell zusammennahm, „es war von Enthusiasten die Rede und vom Enthusiasmus; und den soll man ja nicht schelten. Wer ist denn, um das Wort in seines Sinnes

eigentlicher Bedeutung zu gebrauchen, des Gottes voller als Derjenige, dem es durch eine besondere Anlage seiner Natur gegeben ist, wo sich der Anlaß bietet, die schönsten Gefühle, deren wir fähig sind, in Einem Empfinden in sich zu vereinen? der leicht fähig ist, zu glauben, zu lieben und zu hoffen, wie man es thut, wenn man etwas Großes, etwas Schönes gefunden und erkannt zu haben glaubt, auf dessen wachsende Vollendung und auf dessen Bedeutung für sich und Andere man mit liebevoller Freude hofft? — Frage ich mich, in welchen Zeiten meines Lebens ich das reinste Glück genossen habe, so waren es die Augenblicke, die Tage, die Wochen, in denen ein unbedingtes Glauben und zuversichtliches Hoffen mich beseelten, in denen ich von der Schönheit, von der Güte eines Menschen, von der Größe eines Gedankens so völlig hingenommen war, daß mir keine Hoffnung, keine Erwartung, welche ich darauf gründete, zu groß oder gar unwahrscheinlich dünkte, und — —"

„Und wenn dann die Enttäuschung eintrat?" fragte die Gräfin.

„Nun," versetzte Emanuel, „so hatte ich doch geglaubt, geliebt, gehofft! so war ich doch glücklich gewesen in den Tagen, in welchen ich es that; und unser Leben setzt sich ja aus Tagen zusammen."

Frau von Wildenau, die nur an demjenigen theilzunehmen vermochte, das sie in irgend einer Weise mit sich selber in Verbindung setzen konnte, und die in ihren Erlebnissen eine gute Anzahl von Belegen für die Behauptung zu finden glaubte, daß trotz aller

Enttäuschungen in dem Glauben, Lieben, Hoffen schon das eigentliche Glück verborgen liege, sprach sich mit großer Wärme für die von Emanuel unternommene Vertheidigung des Enthusiasmus aus. Aber sei es, daß Konradine zu deutlich wußte, welchen Quellen und Erinnerungen die Zustimmung ihrer Mutter entsprang, oder daß sie selber das Unglück einer Enttäuschung zu bitter geschmerzt hatte — genug, auch sie wollte, sowie die Gräfin, den Enthusiasmus nicht recht gelten lassen. Sie meinte, er blende das Auge, mache den Blick und damit das Urtheil unsicher, und verleite zu Trugschlüssen und zu falschen Maßnahmen, die man dann später oft zu bereuen habe. Ja sie könne es Emanuel nicht verbergen, daß ihr der Zweifel weit nothwendiger und heilbringender erscheine als der Glaube und das Hoffen, wenn sie natürlich die Kraft der Liebe auch als eine für sich bestehende und wirkungsreiche anerkenne. In der abstrakten Wissenschaft, so fern von einer solchen bei dem Zusammenhange derselben mit den Fortschritten auf allen Gebieten des Lebens überhaupt die Rede sein könne, sei es übrigens doch allein der Zweifel, der die Menschheit vorwärts bringe.

„Gewiß," sagte Emanuel. „Der Zweifel ist der Pionier, der die Urwälder der falschen, uns von Generationen übermachten Vorstellungen, mit starkem Arm und scharfer Axt zu lichten hat, der die Bäume ausrodet, das Schlingkraut wegbrennt, den Boden aufreißt; aber das seherische Glauben und Hoffen schafft

die Saat der neuen Wahrheit, und das enthusiastische Wollen säet sie mit liebevoller Hand, und pflegt und hilft sie zeitigen mit stiller hoffnungsseliger Geduld. Der Zweifel an sich ist unfruchtbar, die Liebe allein ist schöpferisch. Und," fügte er hinzu, „vollends auf dem Gebiete des Ethischen ist ohne Enthusiasmus gar Nichts auszurichten. Wie wollte ich vorwärts kommen und durchdringen mit den versittlichenden Aufgaben, die ich mir auf meinen Gütern gestellt habe, ohne den enthusiastischen Glauben, daß ich mein Ziel erreichen werde, ohne den Hinblick auf die tüchtigen, wackeren Leute in meiner Nachbarschaft, die, alle Zweifel von sich weisend, mit denen man ihnen entgegengetreten ist, sich fest auf ihren Glauben stützten, daß das Zutrauen des durch Jahrhunderte in Hörigkeit verkommenen Arbeiters zu gewinnen sein müsse, und ohne jene starke Menschenliebe, die an sich Enthusiasmus ist, und die allein seit den Zeiten Jesu Christi die sittlichen Wunder verrichtet hat, welche die Menschheit bisher in ihren Annalen zu verzeichnen berechtigt gewesen ist?"

Man hatte sich damit von dem ursprünglichen Anlaß des Gespräches weit genug entfernt, und es war spät geworden. Die Baronin, für welche ohnehin die Behandlung des Themas durch Emanuel zu ernst geworden war, erhob sich, um sich in ihre Zimmer zurückzuziehen. Emanuel, der mit der Schwester auf demselben Flügel wohnte, blieb noch mit ihr zurück, nachdem die beiden Gäste sie verlassen hatten. Die Gräfin räumte mit gewohnter Ordnungsliebe noch ein

paar Kleinigkeiten in ihren Arbeitskorb zusammen. Emanuel sah dem achtlos zu, bis er plötzlich die Frage aufwarf: ob die Gräfin Nachrichten von Hulda habe.

Die Frage überraschte seine Schwester nicht. Es war ihr im Grunde auffällig gewesen, daß er sich weder brieflich, noch in diesem längeren Beisammensein jemals nach Hulda erkundigt hatte, denn sein weiches und tiefes Gemüth war treu in der Anhänglichkeit an Alles, was es einmal ergriffen und geliebt hatte. Weil sie ihm aber nicht ohneweiters eingestehen wollte, daß sie sich um die Tochter eines Mannes, der so entschiedene Ansprüche an ihre Theilnahme besessen hatte, seither nicht gekümmert habe, begegnete sie seiner Frage mit der Gegenfrage, wie er eben jetzt darauf verfalle, sie um Hulda zu befragen.

„Mich dünkt," versetzte er, „das sollte Dir nicht auffallen. Es war der Name der Schauspielerin, der mich an sie erinnerte, und die sonderbar zutreffende Aehnlichkeit mit ihr, die sich aus der Schilderung der jungen Künstlerin ergab; denn ich selber bin mitunter, wenn ich Hulda sah, lebhaft an Gabriele erinnert worden. Aber wie geht es Hulda? Weißt Du Etwas darüber? Ist sie glücklich in der Ehe? Mich haben sehr begreifliche Gründe abgehalten, mich nach ihr zu erkundigen; indeß ihr Schicksal liegt mir sehr am Herzen, und ich will hoffen, daß ihr Gefühl sie nicht betrogen, daß sie die Wahl, zu der sie sich entschlossen, nicht zu bereuen hat. Ich denke mit großer Theilnahme an sie."

„Ich glaube," entgegnete die Gräfin, „sie gehört auch ein wenig in die Zahl derjenigen Personen, die Du überschätzest, weil Du sie mit dem Glauben, Hoffen, Lieben Deines Enthusiasmus betrachtetest. Aber ich bekenne Dir zu meiner Schande, daß ich seit lange nicht nach ihr gefragt und Nichts von ihr gehört habe. Indeß wird das Versäumte gleich morgen nachzuholen sein. Ich habe den Amtmann in die Stadt beschieden. Er wird heute Abend eingetroffen sein, und wir werden morgen das Nöthige von ihm erfahren. Ich bin übrigens im Voraus sicher, daß Alles auf das Beste steht, da er mich von dem Gegentheile wohl gelegentlich unterrichtet haben würde."

Emanuel nahm das hin, obschon ihn die wenig antheilvolle Weise verletzte, mit welcher die Gräfin sich über Hulda äußerte. Er gab noch an dem Abende dem Diener den Befehl, ihn zu benachrichtigen, wenn der Amtmann kommen würde, und suchte ihn am anderen Morgen in dem Zimmer der Schwester auf, sobald derselbe sich bei der Gräfin eingefunden hatte.

Die Gräfin saß an ihrem Arbeitstische, der Amtmann hatte in einiger Entfernung von ihr, mit seinen Büchern und Papieren Platz genommen. Er erhob sich, als Emanuel eintrat; aber dieser sah sofort, daß die Papiere noch nicht aufgebunden waren, und noch während der Amtmann den Baron begrüßte, rief die Gräfin: „Stelle Dir vor, was ich soeben zu meinem größten Erstaunen erfahre und was der Amtmann mir durchaus früher mitzutheilen verpflichtet gewesen

wäre: die Heirath zwischen Hulda und dem Pfarrer ist gar nicht zu Stande gekommen."

„Nicht zu Stande gekommen?" fragte Emanuel mit einer Bewegung, die ihn die Farbe wechseln machte. „Und weshalb nicht? Was ist denn geschehen?"

„Ja, Herr Baron, weshalb nicht?" wiederholte der Amtmann. „Das ist es eben! und ich sagte der gnädigsten Frau Gräfin gerade, ich hätte nicht ermangelt, es zu melden, wenn es nicht eben Das gewesen wäre. Aber wer mag denn solche Dinge sagen, wenn man den Vater und die Mutter Freunde genannt, und das Mädchen selber bei sich gehabt hat, so wie wir."

Die weitschweifige Vorsicht des Amtmannes steigerte Emanuel's Ungeduld, und als er danach lebhafter seine Frage wiederholte, was geschehen sei, erzählte Jener mit nicht zu verbergender Entrüstung: wie Hulda die Bewerbung seines wackeren Freundes, des Oberförsters, und des trefflichen jungen Pfarrers ausgeschlagen, wie sie das Schloß unter dem Vorgeben verlassen habe, eine Gouvernantenstelle annehmen zu wollen, und wie sie dann hier, eben aus diesem Hause, heimlich davon und auf das Theater gegangen sei.

„Unmöglich!" rief Emanuel, dem die Nachricht durch das Herz schnitt, obgleich ihm schon seit gestern eine heimliche, nicht zu überwindende Besorgniß um das einst geliebte Mädchen beunruhigend in dem Sinne gelegen hatte. „Das also war es!" Und sich mit der Anmaßung an den Amtmann wendend, von welcher selbst gutgeartete Menschen nicht leicht frei zu sein

pflegen, wenn sie schon in früher Jugend Untergebenen und Abhängigen zu befehlen gehabt haben, setzte er im Tone herben Vorwurfes hinzu: „Und Sie ließen das geschehen? Sie meldeten es der Gräfin nicht sofort? Sie thaten Nichts, das unberathene Mädchen von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten?“

„Um Vergebung, Herr Baron!“ entgegnete mit festem Selbstgefühl der Amtmann, den langer Herrendienst die Eigenheiten Derjenigen hatte kennen lernen, mit denen er es zu thun hatte. „Es war hier von Geschehenlassen keine Rede, denn ich kannte die Absicht nicht, mit der sie uns verließ. Als sie mir dieselbe meldete, war der Schritt gethan, und in mein Haus konnte sie von den Brettern doch nicht mehr zurück. Trotzdem hat auf meine Bitte unser junger Herr Pastor, um den sie es wahrhaftig nicht verdient hat, ihr Alles redlich und mit Eifer vorgestellt.“

„Und was hat sie darauf erwidert?“ fiel ihm Emanuel lebhaft ein.

„Was konnte sie darauf erwidern?“ meinte der Amtmann. „Sie hat einen langen Brief geschrieben voll Redensarten, wie sie sich in den Romanen finden: von höherem Beruf, von unwiderstehlicher Begeisterung, von reinem Lebenswandel und so mehr.“ Er machte eine kleine Unterbrechung und sagte dann: „Die Herrschaften haben es ja gut gemeint, und Hulda hat von Miß Kenney auch wohl Mancherlei gelernt, womit sie ihr Brot in Ehren hätte verdienen mögen. Das Beste aber wäre es schon gewesen, man hätte sie gelassen, wo sie war; dann säße sie jetzt wohlgeborgen

in der Pfarre, und ich brauchte mich vor den Herrschaften nicht zu rechtfertigen über Etwas, was zu vertreten nicht meines Amtes ist. Denn das Mädchen gehörte uns nicht an, und was mir als seines Vaters Freund und als sein Vormund oblag, das habe ich an ihm gethan, darüber bin ich in meinem Gewissen auch ganz ruhig."

Emanuel aber war zu erregt, um sich mit dieser Antwort zu befriedigen. „Daß wir Nichts, gar Nichts davon erfuhren!" wiederholte er. „Daß Sie der Gräfin es verschwiegen!"

„Herr Baron," versetzte der Amtmann, „weshalb sollte ich dasjenige der Frau Gräfin melden, dessen Hulda selber sich insoweit schämte, daß sie ihres ehrlichen Vaters Namen nicht mehr zu führen wagte. Und Ihnen, Herr Baron? — Ich konnte ja nicht vermuthen, daß Sie noch in irgend einer Weise an das Mädchen dächten. Wie Hulda sich nun entlarvt hat und sich ausweist, ist es auch keinem Manne zu verargen, wenn er sie ihrer Wege gehen läßt. Aber leugnen will ich es nicht, ich hatte besser von ihr gedacht, und Anderes von ihr erwartet."

Hulda geringschätzig aburtheilen zu hören, konnte Emanuel nicht ertragen, denn vor seinem Blicke legte sich jetzt plötzlich Alles, was ihm in des Mädchens Verhalten unklar und unverständlich geblieben war, hell und deutlich auseinander. Er meinte es jetzt zu wissen, wie man Hulda überredet oder gezwungen habe, ihm den Ring zurückzusenden, und sich dem Pastor zu verloben; und wie dann endlich die innere

Unmöglichkeit, sich einem ungeliebten Manne zu verbinden, sie dahin gebracht habe, einen Lebensberuf zu wählen, zu welchem sie, wie es sich zeigte, bedeutende Anlagen besitzen, und für welchen ihre Schönheit ihr so sehr zu statten kommen mußte. Aber nicht nur Hulda wünschte er zu rechtfertigen, er suchte diese Rechtfertigung auch für sich selbst, als er dem Amtmanne einwendete, wie Hulda vielleicht das Richtige und Beste für sich erwählt habe, wie große Begabungen zu unwiderstehlichen Antrieben würden, wie man diesen ihre Berechtigung unbedenklich zugestehen müsse, und wie schon jetzt bei dem ersten Beginne ihrer Laufbahn die theatralische Kritik der jungen Künstlerin eine glänzende Zukunft verspreche.

Der Amtmann nickte mit dem Kopfe. „Ja," sagte er, „die Herrschaften haben es also auch gelesen? Ich fand es hier im Wochenblatte heute früh, als ich auf meinem Wege hierher im Rathhauskeller vorsprach. Das Blatt lag auf dem Tische. Der und Jener hatten Hulda's Namen im Munde. Man sprach von ihr wie man von Komödianten und von solchen Leuten in Weinstuben zu sprechen pflegt. Ich stand, so bald ich konnte, auf. Wenn die Eltern das hätten erleben müssen! dachte ich. Berühmt? Nun ja, berühmt kann sie wohl werden, denn sie ist schön genug dazu. Mit ihrer Ehre und Reputation ist es doch einmal vorbei. Denn welcher honnete Mann kann eine Komödiantin heirathen! Und eine unverheirathete Komödiantin — daran mag ich gar nicht denken."

Die ganze Unterhaltung quälte Emanuel und wurde auch der Gräfin lästig, um des Bruders wie um des leisen Vorwurfs willen, den der Amtmann gegen sie anzudeuten gewagt hatte. Der Vorwurf erinnerte sie peinlich an ihres Bruders Warnung, als sie ihm zuerst ihre Absicht ausgesprochen hatte, die Pfarrerstochter ihrem Haushalte einzuverleiben. Sie brach also plötzlich das Gespräch mit der Bemerkung ab, daß es nothwendig sei, jede Natur ihre Selbstvollendung nach eigenem Bedürfen suchen zu lassen, und daß der Amtmann einen Fehler und ein Unrecht begehe, wenn er die engbeschränkten Maßstäbe des Kreises, in dem er sich bewege, auf Lebensverhältnisse übertrage, welche außer den Grenzen desselben lägen.

„Wenn Sie heute vor Hulda hinträten," sagte sie mit der ihr eigenen Bestimmtheit, „und sie um ihre Meinung fragten, so würde sie sicherlich die Stunde segnen, in welcher mir der Gedanke gekommen ist, etwas für ihre Ausbildung zu thun. Wer will es denn voraussagen, ob sie nicht wirklich zu einer Bedeutung gelangt, die uns stolz darauf macht, ihre ersten Schritte geleitet zu haben, und ob sie sich nicht einst eine Stellung in der Welt erringt, wie Gabriele und andere Bühnen-Künstlerinnen sie besessen haben, die wir mit Vergnügen und mit Auszeichnung in unserer Gesellschaft willkommen hießen? Solchen Ereignissen gegenüber erscheint man sich dann in späterer Zeit oft recht eigentlich wie ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung, und ich glaube in der That,

daß uns dies bei Hulda wohl begegnen kann. Talent sich darzustellen hatte sie entschieden."

Sie sah dabei nach der Uhr, machte den Amtmann aufmerksam darauf, daß man viel Zeit verloren habe, und sie gingen an die Arbeit. Emanuel blieb sich selber überlassen. Auch er hatte Geschäfte vor sich, die geordnet und abgethan sein mußten, ehe er wieder auf das Land hinausging. Sie zogen ihn mit Nothwendigkeit von dem Gedanken an Hulda ab. Wenn er dann in den Zwischenzeiten wieder auf sie zurückkam, fing er an, die Angelegenheit mit ruhigerem Sinne und kühlerem Blute zu betrachten, bis er dahin gelangte, sie in die Reihe der eigenartigen Entwicklungs-Prozesse, der besonderen und langsamen Bildungswege einzufügen, zu welchen er auch seinen eigenen zählte. Die sorgfältig verzeichneten Lebensläufe, welche Goethe's Abbé im „Wilhelm Meister" von dem ihm nahestehenden Menschenkreise in dem geheimnißvollen Thurme aufbewahrt, fielen ihm dabei ein, so daß er dieser Aufzeichnungen Erwähnung that, als sich im Verlaufe des Tages zwischen ihm und den drei Frauen das Gespräch auf die Entdeckung richtete, die man über Hulda's theatralische Laufbahn gemacht hatte.

Man würde, meinte er, das Erdichten von Romanen sparen können, wenn es überall möglich wäre, den geheimen Einflüssen nachzukommen, welche die Menschen aufeinander ausübten, oftmals ohne es zu wissen, oft mit bewußter bester Absicht und in gar vielen Fällen eine durchaus andere Wirkung als die-

jenige erzeugend, die man zu macheu gewillt war. Man hat eben deshalb einzelner, fast zufällig vor uns gesprochener Worte, bisweilen in sich als epochemachend in dem einen oder dem anderen Sinne, als Gutes oder Uebles erzeugend, zu gedenken; und welche Folge ein anscheinend alltägliches und kaum beachtetes Zusammentreffen von Personen für deren ganze Lebensrichtung haben kann, das zeigt sich einem Jeden, der einigermaßen befähigt ist, das Leben, das eigene oder fremde, im Großen und Ganzen zu betrachten.

Konradine nannte diese Ansicht auch die ihre. „Und,“ fügte sie hinzu, „Jean Paul muß, so weit es den Einfluß des Mannes auf das Weib betrifft, der gleichen Meinung gewesen sein, als er den Ausspruch that: „Das Schicksal macht den Mann zum Unterschicksal des Weibes.“ Ich habe daran oft gedacht, wenn ich die Ereignisse betrachtete, die mich in das Stift geführt und aus demselben entfernt haben. Ich bin mir dabei jedesmal der inneren Umgestaltungen bewußt geworden, welche mir, der an rauschende Lebenslust Gewöhnten und nach derselben Verlangenden, nun die Aussicht so angenehm erscheinen machen, in fleißigem, gemeinsamen Schaffen und Wirken mit Ihnen, in umfriedeter Häuslichkeit, zu jener inneren Ruhe des Abschlusses zu gelangen, in welcher mir das eigentliche Glück zu liegen scheint und in der allein auch eine wirkliche Fortentwicklung des Menschen möglich wird.“

Frau von Wildenau lächelte. Die Gräfin fragte, was sie bei ihrem Lächeln denke.

„Ich lächle über die Tiefsinnigkeit der jetzigen Generation," sagte sie, „die alles dasjenige erklären, ergründen, in Zusammenhang bringen will, was wir unsererzeit einfach hinnahmen wie gutes und schlechtes Wetter, und womit wir fertig zu werden, oder was wir zu vergessen suchten, je nachdem es nöthig war. Abschluß! Fortentwicklung! Das klingt Alles so prächtig, so gebildet und gelehrt. Das klingt, als ob Verlobung und Hochzeit Zaubermittel wären, die Frieden bringen, Glück erschaffen ohneweiters. Als ob Verlobungen nicht rückgängig, Ehen nie geschieden worden wären! Als ob nicht in der Ehe erst das wahre Suchen, und das Versuchen anfinge, wie man am Besten mit einander fertig zu werden vermöge. All' unser Sein ist Thun und Erleiden, all' unser Thun ist nur ein beständiges Versuchen; und einen wirklichen Abschluß habe ich im Menschenleben niemals noch gefunden. Es würde hinter demselben auch die Unendlichkeit der Langenweile liegen. Man ergeht sich in Versuchen von heute zu morgen bis an sein Lebensende, und darin besteht das Vergnügen, besteht der unterhaltende Reiz der Neugier, gegenüber dem Ungewissen. Man schließt immer auf das Neue Uebereinkünfte. Das einzig absolut Wahre, das einzig Dauernde aber, das ich im Leben aufgefunden habe, ist der Glaube, mit welchem Jeder immer wieder das Zauberwort entdeckt zu haben meint, welches ihm den Stein der Weisen überantworten, die hesperischen Gärten erschließen, die wahre Seligkeit bereiten soll. — Nicht nur „Kinder und Bettler sind," wie Goethe

sagt, „hoffnungsvolle Thoren!“ Wir sind es sammt und sonders; und je thörichter und leichter wir hoffen, um so leichter und genußreicher wird das Leben. Für die Enttäuschungen sorgen schon die Anderen!“

Diese Weltweisheit der Baronin war keinem ihrer Hörer fremd, doch mißfiel ihnen dieselbe heute noch mehr als sonst. Die Gräfin meinte einlenkend, es sei sehr gut, daß jede Natur sich ihre eigene Philosophie erzeuge und daß nicht Allen als Glaubensartikel und Leitfaden vorgeschrieben werde, was für den Einzelnen sich bequem erweise. Konradine aber lehnte sich mit ungewohnter Heftigkeit gegen die Theorie ihrer Mutter auf.

Nach den Fragen, welche die Baronin ihr am Sylvesterabende vorgelegt, nach den Zweifeln, welche sie in ihr leichtsinnig zu erregen versucht hatte, konnten die heutigen Aussprüche derselben ihr nur als Spott erscheinen, umsomehr, als an ihr ein Treubruch von dem Prinzen begangen und von Emanuel ein solcher gegen Hulda geschehen war. Es beleidigte und quälte sie, daß die Mutter ihr gleichsam an der Schwelle ihrer Zukunft ein unheilverkündendes Zeichen aufzustecken strebe, und wie die Mutter dem Wechsel als einer natürlichen Berechtigung das Wort geredet hatte, so sprach sie sich mit großer Entschiedenheit für das Festhalten an dem als recht und gut Erkannten aus.

„Ich gebe zu,“ sprach sie, „daß die Ceremonien einer Verlobung, einer Hochzeit nicht an sich die Kraft besitzen, Frieden zu bringen oder Glück zu spenden; denn nicht der Akt ist es, sondern der Sinn und das Bewußtsein Derer, die ihn schließen, sind es, welche

über die Zukunft entscheiden. Wer will die Beweggründe mit raschem Worte zählen, aus denen von dem Einen oder dem Anderen der Betheiligten unüberlegte Verbindungen geplant, nicht erwogene Gelöbnisse gethan werden? Wo immer aber sich zwei Menschen, die sich selber und einander innerlich geprüft, die einander durch Erfahrung achten, und aus Erkenntniß ihrer Eigenschaften lieben gelernt haben, einander für die Zukunft angeloben, da noch von Wechsel zu sprechen, scheint mir eine Beleidigung, ja eine Sünde zu sein. Denn wohin kämen wir, wenn wir auf uns selber nicht von heute bis zu morgen rechnen könnten? und was wäre all' unser Wollen werth, wenn der eine Tag das Streben des vergangenen als Kinderspiel und Seifenblase in das Nichts zerfließen machte!"

Der Zwiespalt zwischen Mutter und Tochter that sich wieder einmal deutlich auf. Die Mutter meinte ironisch, es müsse eine köstliche Empfindung sein, sich so wie ihre Tochter über jedes Irren erhaben zu glauben.

„Irren!" rief Konradine, „wer hat nicht geirrt, wer wird nicht einräumen, daß er wieder irren könne? Aber es ist doch sicherlich ein Unterschied, ob wir einen Irrthum als ein Unglück betrachten und beklagen, ob wir, was in unseren Kräften steht, dagegen aufbieten, uns vor demselben zu hüten, die Folgen unseres Irrthums für uns und Andere möglichst wenig nachtheilig werden zu lassen, oder ob wir aus einem Irrthume nur auftauchen, um uns leichten Herzens in den nächsten zu versenken; ob wir das ewige Irren

als unseren schönsten Vorzug betrachten, oder das gelegentliche Irrenkönnen und Geirrthaben als eine der traurigen Möglichkeiten ansehen, vor denen uns zu hüten und nach Kräften zu wahren, die nothwendigste unserer sittlichen Aufgaben ist.“

Die Mutter, die allein es wußte, woher Konradinens Heftigkeit entsprang, nahm sie, wie Alles, mit leichtem Sinne hin, und sich mit dem Lächeln, das ihr schon aus schwereren Verlegenheiten fortgeholfen hatte, an die Gräfin wendend, sagte sie: „Man behauptet, jede Mutter sei eine Art von Madonna. Ich für mein bescheiden Theil stehe vor Konradinen immer wie die Madonna da, die ihren Sohn im Tempel vor allem Volke die Weisheit des Herrn verkünden hörte — staunend, daß solche Erhabenheit von mir armen Sünderin hat ausgehen können; und im Augenblicke auch zu Buße und zu Besserung geneigt, falls meine Atome dazu nicht schon zu steif in einander gewachsen sind.“

Sie stand dabei auf, hob die Arme, sich dehnend, mit zierlicher Bewegung über den Kopf, so daß die immer noch schöne Schlankheit ihrer Gestalt sich anmuthig darstellte, und rief lachend: „Ach! ich könnte die Enkel, die wir erhoffen, um die wundervolle Erziehung beneiden, welche sie von Dir erhalten werden, falls ich neidisch wäre, oder wenn man auf Enkel neidisch sein könnte!“

Die Heiterkeit, mit welcher sie das sagte, war so unwiderstehlich, daß sie die Anderen mit sich fortriß

und man der vorigen Mißstimmung vergaß. Aber Konradine sprach es noch an demselben Abende gegen Emanuel unverhohlen aus, daß es sie danach verlange, ihr Beisammensein mit ihrer Mutter abzukürzen, und wie ihr also auch in diesem Betrachte die von ihm gewünschte Beschleunigung ihrer Heirath eine eigene Befriedigung sein werde.

Zehntes Capitel.

Der Winter war wieder einmal vorüber, die Straßen der Stadt waren wieder trocken, nur noch in den entlegensten Ecken der eng verbauten Höfe, wo die Sonne niemals hinschien, war noch hie und da ein wenig Schnee zurückgeblieben. Die Kinder spielten schon wieder vor den Thüren, und die alte Brotverkäuferin, welche gegenüber von Hulda's Wohnung an der Ecke des Platzes ihre Bude hatte, ließ Mittags schon den Schirm von grauer Leinwand nieder, damit die Sonne ihr die Waare nicht ausdörre. Der Schirm ging aber nicht so tief hinunter, daß er ihr das Betrachten und Beobachten ihrer Nachbarschaft unmöglich machte, und just an diesem Morgen gab es drüben in dem Hause bei der Wittwe Rosen mehr noch als sonst zu sehen und zu bemerken.

„Das ist nun der vierte Rosenstock, der heute da drüben hineingetragen wird," sagte sie zu dem jungen Mädchen, das, vor der Bude stehend, wie an jedem Tage, sich die Backwaare für den täglichen Bedarf der

Herrschaft in ihr Körbchen zählen ließ. „Vier Rosenstöcke und ein großer Pomeranzenbaum mit Blüthen und mit Früchten wie für eine Königin: Die Blumen-Bouquets nicht erst zu rechnen, die ihr die Herren selber in das Haus getragen haben. Und das ist noch das Wenigste. Früh Morgens, gleich als ich hier aufgemacht habe, kam ein Toilettentisch. Der war von dem reichen Philibert, bei dem mein Sohn in Diensten ist, und Alles von schwerem Silber darauf. Danach sind noch zweimal von den großen Schachteln in das Haus getragen worden, wie sie aus den vornehmen Putzhandlungen kommen. Und das Alles für die Vollmer, die heute ihren Geburtstag hat. Da! da kommt sie eben an das Fenster!“

Sie deutete mit den Worten nach den Mittelfenstern des ersten Stockwerkes hinüber, an welchem Hulda flüchtig erschien und ebenso schnell wieder verschwunden war.

„Schön ist sie,“ meinte das Mädchen, „und bei uns im Hause machen sie auch viel Aufhebens von ihr. Ich höre das so im Vorübergehen.“

„Wenn ich es so denke,“ nahm die Alte darauf wieder das Wort, „so schnell wie ihr ist es doch keiner Anderen noch geglückt. Just fünf Monate wird es her sein, daß sie hier angekommen ist. Es war kurz vor Martini. Ich sehe sie noch wie heute, in dem engen Oberrocke und mit dem kleinen Koffer hinter sich, den ihr das Mädchen von drüben nachtrug, als die Rosen sie von der Post geholt hatte. Oben in der einfenstrigen Erkerstube hat sie dazumal gewohnt und

Morgens die Sperlinge gefüttert mit ihrem Frühstücks-brot. Das war freilich nicht so vornehm wie jetzt der Papagei, den Herr Philibert ihr angeschafft, und den mein Sohn auch hingetragen hat.“

Das Brot war eingezählt, das Mädchen legte das Geldstück hin, die Alte suchte in ihrer Lade nach der kleinen Münze, die sie darauf herauszugeben hatte, während Jenes noch einmal nach den mit Blumen besetzten Fenstern der Schauspielerin hinaufsah und seufzend das erhaltene Geld in ihre Tasche steckte. Die Alte fragte, was ihr fehle.

„Ach, Nichts,“ entgegnete die junge Magd, „aber — zu leiden ist Unsereins ja doch auch — und wenn man sich es so überlegt, wie man sich zu quälen und was man Alles stillschweigend hinzunehmen, und wie man seine Kräfte zuzusetzen hat, und sieht daneben, wie so Eine es gut haben kann nur mit ihrer Schönheit!“

„Der Vollmer ist Nichts nachzusagen!“ bedeutete die Alte warnend.

Die junge Magd warf den hübschen Kopf, den das Häubchen mit den breiten bunten Bändern zierlich einschloß, kokett in den Nacken und warf die rothen Lippen spöttisch auf. „Nichts nachzusagen? Dazu kennt man doch die Herren auch genug. Meinen Sie, ich könnte es nicht auch ganz anders haben, wenn ich es wollte und mich darauf verlegte! Aber freilich für Nichts gibt es Nichts, und sie sind ja Eine wie die Andere beim Theater!“ setzte sie hinzu, indem sie rasch von dannen ging, die verplauderten Minuten leichten Schrittes einzubringen.

„Sie sind Eine wie die Andere bei dem Theater,“ hatte die junge Magd gesagt, und sie hatte damit nur ausgesprochen, was sie oftmals an dem Tische und von der Gesellschaft ihrer Gebieterin hatte behaupten hören. Sie hatte, ohne sich dessen irgendwie bewußt zu sein, die landläufige Ansicht wiederholt, deren Wirkung Hulda sowohl in der zudringlichen Galanterie der Männer, als in der vorsichtigen Abwehr kränkend erschienen war, mit welcher die Frauen der bürgerlichen Gesellschaft sich gegen die Bühnenkünstlerinnen zurückhielten.

Und doch hatte das Glück Hulda seit der Stunde ihres ersten Auftretens auf der Bühne unausgesetzt gelächelt. Es war in der That, wie die Alte es gesagt hatte.

Kaum einer anderen jungen Schauspielerin war es jemals so wie ihr gelungen, gleich bei dem ersten Schritte, den sie in die Oeffentlichkeit that, den Platz einzunehmen, den sonst jahrelanges Streben und Arbeiten nur mühsam erringen, so wie sie die Vorliebe des Publikums im Allgemeinen, und einen bestimmten persönlichen Anhang, gleichsam durch Erbschaft anzutreten. Es hatten eben wieder einmal über dem Leben eines Menschen jene freundlichen Sterne am Horizonte gestanden, unter deren heilbringendem Einflusse er als der rechte Mensch auch zur rechten Stunde in die frei gewordene Stelle eintritt. Fast ohne ihr Zuthun hatte sie den Platz ausfüllen, in ihm Wurzel schlagen, wachsen und sich in einer Weise entfalten können, daß,

sie sich oft fragen mußte, wie das Alles denn geschehen und möglich geworden sei?

An ihrem Geburtstage mehr denn jemals hatte auch sie sich jenes grauen November-Abendes erinnert, an dem sie, wie die alte Höckerin es sehr genau geschildert, in dem schlechten Oberrocke, das Köfferchen mit ihrer ärmlichen Habe als einziges Besitzthum, unbefreundet und weltunkundig, oben in das Erkerstübchen eingezogen war, das manchen ihrer stillen Seufzer gehört und in welchem sie in sorgenvoller Ungewißheit über ihre Zukunft manche Stunde der langen Winternächte arbeitend und lernend zugebracht hatte.

Das Stübchen hatte sie, noch auf Feodoren's Rath, gleich an dem Tage aufgegeben, an welchem sie ihr zweijähriges Engagement bei dem Holm'schen Theater unterschrieben hatte, denn die Zeit der sorgenvollen Ungewißheit über ihre Zukunft war damit vorüber. Sie war ihres Talents wie ihrer Schönheit sich sehr bewußt. Ein Rückwärtsschreiten war für sie auf dem Pfade der Kunst nicht möglich, wenn sie sich in ihrem Arbeiten und in ihrem Streben gleichblieb. Nur von ihr, das fühlte sie, hing es fortan ab, was sie aus ihrem Leben machen wollte. Der Weg, auf welchem Gabriele und Feodore ihre Lorbeern gepflückt, ihre Triumphe errungen und Freude, Genuß, Erfolge aller Art geerntet hatten, lag vor ihr, wie er vor Jenen einst gelegen hatte. Heute schon blühten trotz der frühen Jahreszeit die Rosen auf ihren Tischen und an ihrem Fenster, wie einst in Gabrielen's Zimmer. Sie war jung, sie fühlte es als ein Glück, daß sie Künst-

lerin, daß sie berufen war, den Menschen die herrlichen Gebilde der Dichtkunst zu verkörpern. Ihres Vaters feines Verständniß hatte sie frühzeitig zu der Bewunderung derselben angeleitet, und ihre junge Seele hatte sich an diesen Dichtungen erhoben, wenn Frost und Schnee und Eis das einsame Pfarrhaus am Meeresstrande halbe Jahre lang umgeben hatten, und wenn in ihrem Gärtchen die langen, stillen Sommerabende sanft und wechsellos an ihr vorübergezogen waren.

Es war ihr immer noch feierlich zu Muthe, so oft der Vorhang sich hob, so oft die Scene herankam, in welcher sie hervorzutreten hatte, feierlich und andächtig, wie in des Vaters Kirche, wenn der leichte Wind vom Meere her zur Sommerszeit die Vorhänge an der Eichenthüre leicht bewegt hatte, und eine große, reine Freude erfüllte ihr Herz, wenn sie die Worte unserer Dichter vor dem lauschenden Ohre ihrer Hörer aussprechen und sich es sagen durfte, daß sie den rechten Ton getroffen habe, daß ihr Wort Anklang und Widerhall finde in den Herzen der Menschen.

Neues Leben, neue Kräfte und Empfindungen waren in ihr wach geworden, seit sie die Gedanken und Gefühle, welche der Dichter in seine Gestalten gelegt hat, sich angeeignet und in sich durchlebt, durchlitten hatte. Alte Erinnerungen an unvergessene Tage hatten in ihrem Herzen ihre immer wiederholte Auferstehung gefeiert, und ihre erweiterte Einsicht und Erkenntniß hatten ihr Licht auch über ihre Vergangenheit geworfen. All das blöde Lieben und das stille Leiden ihrer

ersten Jugend, wie blaß, wie ohnmächtig erschien es ihr, neben der gewaltigen Leidenschaft, die sie jetzt auszudrücken gelernt hatte. Jetzt erst meinte sie die Kluft ermessen zu können, die sie damals von Emanuel getrennt hatte, und einsehen zu können, durch welche Eigenschaften ihrer Natur und ihrer Bildung, ihm Konradine mehr verwandt gewesen sei, als sie. Sie hatte seiner nicht vergessen und konnte ihn nicht vergessen, denn die Liebe zu ihm und die Trennung von ihm waren die beiden Ereignisse gewesen, welche ihrem Leben die bestimmende Richtung gegeben hatten; und an ihn und an ihren Vater dachte sie, wenn der freudig rauschende Beifall des Publikums sie über sich selbst hinaushob, oder wenn das Bewußtsein, daß ihre Aufgabe ihr gelang, ihre Brust mit stiller Befriedigung erfüllte.

Indeß keinem wahren Künstler ist es gegeben, sich gleichmäßig genug zu thun; keinem wird der Schmerz erspart, mit seinem Können hinter seinem Wollen weit zurück zu bleiben, und entmuthigt an sich selber irre zu werden, wenn das Bild, das er im Innern trug, sich nicht so wie er es in sich hegte, zur Erscheinung bringen lassen will; denn Selbstgenügen ist das sicherste Zeichen der Mittelmäßigkeit und der Beschränktheit. Mit der wachsenden Einsicht in die Kunst, wächst der Zweifel über das selbstgeschaffene Kunstwerk, und kein Künstler darf des Erfolges seiner Leistung im voraus weniger gewiß sein, als der Bühnenkünstler, dessen Wirksamkeit unabänderlich auf das Mitwirken Anderer, auf ihr Können, auf ihren guten

Willen angewiesen und dem es nicht einmal vergönnt ist, das, was ihm im Augenblicke mißlang, im nächsten Augenblicke zu verbessern. Seine beste Leistung ist das Werk des Augenblicks, an diesen gebunden, vergänglich wie er; und nur als Schatten des Augenblickes, als Erinnerung fortlebend in dem Gedächtniß Derer, welche Zeugen der augenblicklichen Schöpfung, ihrer Vorzüge, ihrer Mängel gewesen sind.

Hulda aber hatte es nach Feodoren's Abgang peinlich zu erfahren gehabt, was der gute Wille eines Mitspielers für den Schauspieler bedeute. Denn die Delmar konnte es nicht verschmerzen, sich von Feodoren in ihren besten Rollen verdunkelt, sich, wie sie es nannte, von ihr heimtückisch gekränkt zu sehen; und da es ihr jetzt nicht mehr vergönnt war, sich an der Entfernten, von jedem Zusammenhange mit dem Theater losgelösten Frau zu rächen, ließ sie ihr Uebelwollen und ihre üble Laune gegen Hulda aus, sofern sie es thun konnte, ohne ihren eigenen Erfolg dadurch zu schädigen.

Hulda hatte das entgegenkommende Zusammenspiel, das andeutende Fordern des im nächsten Augenblicke zu Leistenden, an das die kluge und gefällige Berechnung Feodoren's sie im wohlverstandenen gemeinsamen Interesse bei ihren drei Probevorstellungen gewöhnt hatte, empfindlich zu vermissen, wenn sie mit der Delmar spielte, was bei der verhältnißmäßigen Beschränktheit des Personals nur selten nicht der Fall war; und die Delmar unterließ es nicht, dasjenige, was sie in solchen Fällen verschuldete, der mangelnden Achtsamkeit und dem mangelnden guten Willen ihrer jüngeren

Kollegin zur Last zu legen. Der Direktor, der Regisseur und Lelio sahen deutlich, wo der Fehler lag und weshalb manche Einzelnheiten Hulda jetzt weniger als in ihren Antrittsrollen glückten. Sie selber empfand es noch viel bitterer, und die Männer kamen ihr eben deshalb in den Scenen, welche sie mit Hulda spielten, wie es sich gebührte, bereitwillig entgegen. Aber die sämmtlichen Frauen, und namentlich die jüngeren, die sich, berechtigt oder unberechtigt, mit der Hoffnung geschmeichelt haben mochten, einmal Feodoren's Nachfolgerinnen zu werden, stellten sich auf die Seite der Delmar; und so wie Hulda im Publikum die Erbschaft von Feodoren's Freunden angetreten hatte, fiel ihr auf der Bühne, ohne ihr Verschulden, auch die Feindschaft aller Gegner Feodoren's zu, deren Zahl nicht klein gewesen war.

Sie war kaum einige Wochen auf der Bühne gewesen, als es bei dem weiblichen Personale zu einer feststehenden Behauptung geworden war: daß Hulda noch weit eitler, noch mißgünstiger und noch berechnender als Feodore sei; daß sie, um keine andere Schauspielerin an dem Beifalle des Publikums theilnehmen zu lassen, den sie etwa ernten könne, in den Scenen, welche sie mit den Frauen spiele, Alles mit geflissentlicher Gleichgültigkeit abthue, wie die italienischen Sängerinnen, die ihre Kräfte für die Bravour-Arie sparen. Erst wenn sie die Männer sich gegenüber habe, wenn sie nicht nur das Publikum verblenden, sondern Lelio und auch den älteren Männern auf der Bühne den Kopf verdrehen wolle, dann wache sie

auf aus ihrer kühlen Ruhe, dann werde sie Feuer und Flamme, dann reiße sie die Anderen und das Auditorium mit sich fort. Die Zustimmung und das Beifallsklatschen aber würden dann von der leicht zu erkaufenden Galanterie ihrer Mitspieler, huldigend ihr allein, der unvergleichlichen Schönheit, zugewiesen und zugeschrieben.

Der Direktor und die andern Männer traten all diesen kleinen Fallstricken, welche man dem begabten und für die Kunst begeisterten Mädchen in den Weg zu legen suchte, geschickt genug entgegen. Sie traten auch mit offenem Worte und mit gewandter Abwehr für Hulda ein, wo es sich eben thun ließ. Das machte jedoch das Uebel nur noch ärger, denn es reizte den Groll der Delmar bei jedem Anlasse, es verstärkte den Neid der anderen Frauenzimmer gegen Hulda, es befestigte dieselben in dem Glauben, daß sie unter dem Anschein ruhigsten Betragens sehr wohl die Kunst verstehe, die Männer an sich zu ziehen und zu fesseln; und da Hulda, so viel an ihr war, sich bemühte, mit den Frauen, namentlich mit den jüngeren Schauspielerinnen zu einem guten Einvernehmen zu gelangen, sah die Delmar darin nur den völligen Beweis dafür, daß Feodore ihre Nachfolgerin dazu angeleitet habe, ihr sogar die Anhänglichkeit ihrer bewährtesten Freundinnen mißgünstig und herrschsüchtig zu entziehen. Sie war aus selbstsüchtiger Beschränktheit unfähig, etwas Anderes zu denken, als sich selbst, und eben deshalb auch genöthigt, den Handlungen eines jeden Anderen Beweggründe unterzu-

schieden, welche sie auf sich zurückführen und als für oder gegen sie gerichtet, betrachten konnte. Sie hatte gegen Feodore unablässig intriguirt, hatte sich von dieser endlich überlistet und besiegt gefunden, ihr Charakter hatte sich dadurch noch mehr verbittert und verschlechtert, und Hulda hatte die Wirkungen davon zu tragen.

Es gab der kleinen Zwischenträgereien, der mit Voreingenommenheit gehörten und gedeuteten Nachreden gar kein Ende. Ein verdächtigendes Uebelwollen wie dasjenige, welches sie in ihrer Heimat nach ihrem ersten Aufenthalte im Schlosse nur schattenhaft und doch so verletzend berührt hatte, trat jetzt in den Koulissen fest und deutlich gegen sie auf, und unfähig, ihm zu trotzen oder sich davor zu wahren, blieb ihr Nichts übrig, als sich von demselben abzuwenden und sich an Diejenigen zu halten, die sich ihr ergeben und zugethan erwiesen — an die Männer.

Der Doktor lächelte, wenn Hulda sich darüber beschwerte, daß ihre Kolleginnen sich ihr abgeneigt bezeigen. „Haben Sie geglaubt,“ fragte er, „daß unbedeutende Menschen eine Bedeutung anzuerkennen vermögen? Oder haben Sie erwartet, daß Frauen von gewöhnlichem Aeußeren sich an fremder weiblicher Schönheit erfreuen sollen? — Mißtrauen Sie allen mittelmäßigen Frauen! Sie werden mit Naturnothwendigkeit immer Ihre Feindinnen sein.“ — In gleicher Weise suchte Lelio ihr zuzusprechen.

„Man muß, wie Sie, aus der Einsamkeit des fernen Thule kommen,“ sagte ihr der erfahrene Künst-

ler, der Hulda lieb und werth hielt, weil sie ihm die erwünschteste Partnerin und weil er selbst gebildet und ehrenhaft genug war, ihr ehrliches Streben und ihren reinen Sinn zu schätzen, „man muß weltfremd sein wie Sie, um auf den Brettern die Verwirklichung seiner Ideale zu suchen. Denken Sie des Morgens, da ich Sie zum erstenmale durch die dunklen Gänge auf die Bühne führte. Es scheint kein helles Tageslicht auf diese Wege. Wenn Sie nicht eine Sonne in sich tragen, die Ihnen leuchtet und vorleuchtet, wenn Sie sich nicht zum voraus mit einem guten Harnisch waffnen, der Sie gleichgültig macht gegen Alles, was um Sie her und wider Sie geschieht, wenn Sie sich nicht neben der Theaterwelt, in Ihrem Innern eine eigene Welt erbauen, und es nicht lernen, auf sich selber zu beruhen, sich selber, Gesetzgeber zu sein und Richter, so gehen Sie noch heute in Ihr Dorf zurück. Denn auf den Brettern heißt es wie im Feenmärchen: „Vor mir Licht und hinter mir dunkel!“ Man muß vorwärts sehen auf das Ziel, das man erreichen will, vorwärts, wo in dem Lichterglanze des Hauses der freudige Beifall der Menge uns entgegenkommt, und hinter sich im Dunkel der Koulissen liegen lassen „im wesenlosen Scheine das, was uns Alle bändigt — das Gemeine!“

Es lag in allen solchen Rathschlägen und tröstenden Bemerkungen neben einer Wahrheit, für welche Hulda selbst in der Beschränktheit ihres Erfahrungskreises die Belege gewonnen zu haben meinte, ein bestrickender und verlockender Zauber, dem sie sich nicht

zu entziehen vermochte, und dem sie sich bald bereitwillig überließ. Wer widerstände auch der Genugthuung, sich schon in früher Jugend als ein von der Gunst des Himmels bevorzugtes Wesen betrachten zu dürfen? Wer trüge den Kopf nicht unwillkürlich höher, wenn er sich mit Freuden beobachtet, wenn er sich bewundert, von der Bewunderung der Menge gehoben, von ihrem Beifalle umrauscht findet? wenn unerwartetes Gelingen ihn muthig und selbstvertrauend macht, und wenn man ihm noch zu dem Allen die Prophezeiung giebt, daß dies nur schwache Anfänge seien, und daß er berufen sei, sich über seine Umgebung weit hinaus zu einer ganz ausnahmsweisen Stellung emporzuschwingen?

Solche Voraussagungen aber machte man für Hulda, und ein stolzes, freudiges Etwas in ihrer Seele ermuthigte sie an dieselben zu glauben Was focht sie daneben das kleinliche Gebahren ihrer Nebenbuhlerinnen an? Feodore hatte ihr es oftmals wiederholt, wie Neid und Uebelwollen der Schauspielerinnen sie gepeinigt, wie die spießbürgerliche Scheelsucht der Frauen sie verkleinert und verleumdet, welche es ihr nicht gegönnt, wenn die Bewunderung und Huldigung ihrer Söhne und ihrer Männer sich ihr zugewendet hatten. Sie hatte es ihr geschildert, wie der Starrsinn der Familie Van der Vließ, die sich ihrer Heirath mit dem Geliebten und Liebenden beharrlich widersetzt, sie endlich dahin gebracht habe, auf Herkommen und Ehre und sogenannten guten Ruf mit vollem Bewußtsein zu verzichten, um sich und dem Geliebten

genug zu thun, und jenen beschränkten Hochmüthigen mit offenem Visir zu trotzen. Hatte denn Gabriele nicht ebenso gehandelt und anders handeln können, ehe sie dem Fürsten heimlich in morganatischer Ehe verbunden worden war? Was blieb denn auch den Bühnenkünstlerinnen übrig, an deren Leistungen die anderen Frauen sich erfreuen, die zu sehen und zu bewundern sie sich herandrängen, die gelegentlich als Merkwürdigkeiten in ihren Sälen vorzuführen, sie sich zum Vergnügen machen, und die sie dennoch weit entfernt sind, als ihresgleichen unter sich leben zu lassen — was blieb denn den Künstlerinnen übrig, als es sich zunutze zu machen, daß man sie aus den engen bürgerlichen Schranken ausschloß? Was konnte sie Besseres thun, als die schöne Ungebundenheit und Freiheit nun auch wirklich zu genießen, zu welcher die oftmals nur erheuchelte Sittsamkeit der Anderen sie verdammen zu wollen schien? Konnte man denn leben wie Jene? Konnte man sich entfalten, eng eingekeilt in veraltete Begriffe, angekettet an Vater und an Mutter, gebunden an die Stunde und an des Hauses Schwelle? Konnte man in solchem Käfig die Flügel regen, wie man sie regen muß, um sich aufzuschwingen in höhere Regionen? Konnte man sich abfinden mit dem bescheiden winkenden Gruße eines blöden Schäfers, wenn man sich aus den Armen eines Max Piccolomini gerissen, oder das ganze Elend des menschlichen Daseins in Gretchen's Gefängnißzelle schaudernd und erzitternd in sich durchlebt hatte?

Nein! Hulda sah es mit jedem Tage klarer, deutlicher, empfand es in sich selbst fortreißender und gewaltiger: wer große Leidenschaften darzustellen, sie also in sich zu durchleben hat, wer sich gewöhnt, sich immer wieder mit seinen Gedanken zu den Höhen des Daseins emporzuheben und sich in seine Tiefen zu versenken, wer wie ein Künstler vielfaches Empfinden, vielfach gestaltetes Leben in sich aufzunehmen, in sich und durch sich zu verkörpern hat, dem darf die Schranke nicht zu eng gezogen, dem muß die Freiheit zugestanden werden, deren er sich benöthigt fühlt. Der schöpferische Mensch muß im Leben die Kraft ausleben dürfen, welche das künstlerische Gestalten in ihm erweckt und löst, und kann nur in sich selber die Grenze erkennen, an welcher für ihn, für seine Natur, für seine sittliche Erkenntniß das „Bis hieher und nicht weiter!“ aufzustecken und festzustellen ist. Großes, freies, kühnes Schaffen und ängstliches Sichanklammern an Gesetze, die für andere Verhältnisse gegeben worden sind, können mit einander nicht bestehen. Der Direktor, Lelio, Feodore — sie hatten recht! Hulda konnte als Bühnenkünstlerin nicht die Pfarrerstochter bleiben, durfte sie nicht spielen wollen. Und weshalb sollte sie es auch, da sie nichts Böses dachte oder that?

Eilftes Capitel.

Der ganze Morgen ihres Geburtstages war Hulda in heller Freude hingegangen. Sie hatte Besuche gehabt von all den Männern, die sich ihre Freunde nannten, und sie war es nun schon lange gewohnt, Männer bei sich zu sehen und mit ihnen sicher zu verkehren. Es gehörte zu den Bedingungen ihres jetzigen Berufes.

Sie konnte es nicht verweigern, die Besuche der Recensenten anzunehmen, auf deren guten Willen sie angewiesen war, und die Kollegen zu sehen, deren Mitwirken ihr eigenes Leisten unterstützte. Es wäre eine Thorheit gewesen, sich den fördernden und unterhaltenden Verkehr mit den beiden älteren, kunsterfahrenen Freunden Feodorens zu versagen, oder Lelio's Besuch zurückzuweisen, zu dem sie ein Vertrauen und eine Zuneigung gewonnen hatte, die er ihr ebenso ehrlich erwiderte.

Kaum ein Tag verging, ohne daß Likko sie besuchte. Er war von einer guten Familie, hatte eine gute Bildung genossen, war aus Liebe zur Kunst,

trotz des Widerstrebens der Seinen, Schauspieler geworden, und seine ganze Erziehung und Vergangenheit machten ihn dazu geeignet, Hulda's eigentlichen Werth zu erkennen und zu schätzen. Ihr auf das Edle gerichteter Sinn, ihre reine Gesittung machten sie ihm werth; die Ordnung und Sauberkeit, die in ihrer Wohnung herrschten, mutheten ihn heimisch an. Er, mehr als alle Anderen, konnte ihr nachempfinden, was Alles sie bei ihrem Eintritt in die neue Laufbahn in sich zu überwinden gehabt hatte; und er stand ihr deshalb gern zur Seite, wo ihr Muth einmal schwankend wurde, oder wo immer er ihr nützlich sein konnte.

Da sie fast regelmäßig ihre Partien mit ihm zu spielen hatte, las er mit ihr die Rollen, die sie allmälig einstudiren mußte, und die ihm lange geläufig waren, und sein Rath, seine Bühnenerfahrung halfen ihr aus. Er nahm sich ihrer in jedem Betrachte an' wie er nur immer konnte, und es währte denn auch nicht lange, bis man in den Koulissen der Ansicht war, Lelio könne und werde um seiner neuen Mitspielerin willen die entfernte Geliebte wohl vergessen. Aber gerade diese Liebe war es, die dem Verkehre zwischen Lelio und Hulda eine ruhige Sicherheit gab, weil sie es fühlte, daß er keine Art von Anspruch an sie mache. Er war der Einzige von allen Männern, die ihr nahten, dessen Verhalten zu ihr, Nichts von jener begehrlichen Huldigung an sich trug, gegen die sie auf ihrer Hut zu sein gelernt hatte. Er allein

wußte es auch, wie sie dazu gekommen war, die Heimat zu verlassen und in die Oeffentlichkeit zu treten. Ihm konnte sie es sagen, wenn inmitten ihrer unerwarteten Erfolge es sie plötzlich wie ein Schmerz, wie ein Heimweh nach der arglosen Unerfahrenheit ihrer früheren Tage, wie eine Sehnsucht nach sich selber überfiel.

Sie hatte es ihm geschildert, wie liebevoll die Mutter und der Vater, trotz der Aermlichkeit ihres Lebens, doch in jedem Jahre eine unerwartete Freude für sie ermöglicht hatten, wie herrlich ihr das schlichte, neue Kleid erschienen, wie unschätzbar das neue Buch ihr gewesen sei; und er hatte sie eben erst verlassen, sie hatte eben erst die Thränen liebevoller Erinnerung unter seinem freundlichem Zuspruche hinweggelächelt, als Philibert bei ihr erschien.

Er war ein noch junger Mann von stattlicher Gestalt. In seiner bleichen, feinen Farbe, in seinen dunklen Augen wie in seiner feurigen Lebendigkeit gab sich das spanische Blut der Mutter kund. Aus seiner selbstgewissen Sicherheit sprach eben das Bewußtsein des reichgebornen Kaufmannssohnes von patrizischem Geschlechte, auch die Leichtigkeit des lebenslustigen Weltmannes fehlte ihm nicht. Aber er hatte Hulda an dem Abende, als er sie von Feodorens Polterabend heimgeleitet, durch den ungestümen Ausdruck seiner leidenschaftlichen Bewunderung beleidigt und erschreckt, und sie war ihm deshalb, so viel an ihr war, immer ausgewichen.

Darüber hatte er sich brieflich bei seiner Freundin Feodore schwer beklagt, und diese hatte ihm bei Hulda scherzend das Wort geredet. Er war dann in des Doktors oder in Hochbrecht's Gesellschaft bei ihr vorgesprochen, hatte sie, da er bei seiner Bekanntschaft mit dem Direktor freien Zutritt zu der Bühne hatte, in ihrer Garderobe gelegentlich besucht — wie es in jenen Tagen in den Theatern gang und gäbe war — und Hulda hatte sich allmälig daran gewöhnt, ihn, so oft sie spielte, auf seinem Platze zunächst der Bühne zu erblicken, ihn seine Bewunderug lebhafter kundgeben zu hören, als es die Anderen thaten, und den Blumenstrauß mit dankendem Blicke aufzunehmen, den er ihr zuzuwerfen nicht verfehlte, wenn irgend sich dazu der Anlaß bot. Sie hatte sich endlich auch darein gefunden, ihn gelegentlich in ihrer Behausung zu empfangen.

Aber seiner Besuche wurden mehr und mehr. Die kleinen Aufmerksamkeiten, welche er ihr durch mancherlei Ueberraschungen erwies, wiederholten sich häufig, und Hulda hatte sich nicht dagegen gesträubt, jene kleinen Nichtigkeiten von ihm anzunehmen, mit denen man einer Frau eine flüchtige Freude zu machen wohl berechtigt ist. Indeß, ihr Empfinden lehnte sich lebhaft dagegen auf, einem fremden Manne und gerade Philibert ein Geschenk zu verdanken, wie er es durch Mitwirkung ihrer Hauswirthin und ihrer Dienerin in ihrem Zimmer hatte aufstellen lassen, ehe sie am Morgen in dasselbe eingetreten war.

Sie hatte ihn den ganzen Vormittag mit innerem Mißgefühl erwartet, und seine Ankunft überraschte sie trotzdem.

„Ich komme spät," rief er, noch ehe sie die Zeit gefunden hatte, ihm ein Wort zu sagen, „ich komme spät, weil ich wenigstens heute Sie einmal nicht mit Anderen theilen wollte. Ich wußte, daß Sie heute keine Probe haben, ich wartete also, bis die Glocke für die Anderen geschlagen hatte, und ich komme nun, Holdeste! Ihnen immer das alte Lied zu singen ..."

„Das ich kenne!" fiel sie ihm mit einem Lächeln in die Rede.

„Und das ich Ihnen so lange wiederholen werde," fuhr er fort, ohne sich durch ihre Unterbrechung stören zu lassen, „bis Sie es mir glauben, daß Sie mich auf keine Weise dazu bringen können, Sie nicht anzubeten, und bis Sie sich darein ergeben, in mir einen Freund auf jede Probe zu besitzen, über den Sie unbeschränkt gebieten können."

„Die Erfahrung habe ich eben heute nicht gemacht!" entgegnete sie ihm.

Er fragte, was sie damit sagen wolle.

Hulda fühlte, daß sie ihm in diesem Augenblicke die beabsichtigte Erklärung geben mußte, und das machte sie ängstlich. Aber sie überwand ihre Verlegenheit, so schwer ihr es wurde, und mit ruhiger Miene, bittend zu ihm emporsehend, sprach sie: „Es liegt etwas sehr Kleinliches darin, sich gegen Güte zu verwahren, die man uns erweist. Aber wenn ich, wie Sie es nennen, nur zu befehlen habe, weshalb geben

Sie meiner Bitte nicht Gehör, die ich an Sie schon einmal gerichtet habe?"

Sie machte eine kleine Pause, und da sie sah, wie seine unterdrückte Heftigkeit ihm das Blut zu Kopfe trieb, ging sie von ihm fort, zu dem Tische, auf welchem die Blumentöpfe standen, die er ihr gesendet, und von denen sie eine vollblühende Rose gepflückt und an die Brust gesteckt hatte. „Sehen Sie," fuhr sie fort, „wie ein Kind habe ich mich heute von Herzensgrund gefreut, die schönen Rosenstöcke zu besitzen. Eine blühende Rose wie diese, war eine große Seltenheit für mich in meinem Vaterhause. Warum mußten Sie mir diese harmlose Freude schmälern durch ein Geschenk, dessen Größe mich erschreckt und mich drückt?"

„Eine solche Kleinigkeit!" rief Philibert. „Wie mögen Sie nur ein Wort darum verlieren. Der trübe Spiegel in Ihrem Zimmer hat mich schon lange verdrossen. Es däuchte mir eine Sünde, daß Sie allein nicht wissen sollten, wie schön Sie uns erscheinen! Und welcher Spiegel wäre gut genug, Ihr Bild zurückzustrahlen, da er doch nur ein todtes Metall, nicht wie das Auge, ein Herz zu seinem Hintergrunde hat!"

Sie nahm die Schmeichelei, diese Spielmarke der Empfindung, mit dem ebenso conventionellen Anscheine des Vergnügens auf, ohne sich dadurch von ihrem Vorsatze abbringen zu lassen; und auf seine letzte Wendung eingehend, versetzte sie: „Und wenn ich nun heute eine Bitte wagte an das Herz, das hinter Ihren

Augen lebt? wenn ich eine ganz bestimmte Forderung an dasselbe stellte, würden Sie sie mir gewähren?"

„Alles, was Sie wollen!" entgegnete Philibert, dem das Mädchen, wie es sich ernst und bewegt an seiner Seite niederließ, noch schöner dünkte, als er es je im Lampenlicht vor sich gesehen hatte.

Sie zögerte indeß zu sprechen, schien das Wort nicht finden zu können, und sagte endlich stockend und mit gepreßter Stimme: „Ich stehe ganz allein, bin ohne Angehörige allein auf mich gewiesen, habe Niemanden, der für mich eintritt, als mich selbst, und Nichts, was ich mein Eigen nenne, als mein gutes Gewissen und meinen guten Namen." — Sie hielt inne, versuchte zu lächeln, wie sie ihn ansah, aber es gelang ihr nicht, denn das Herz war ihr zu schwer. „Ich möchte gerne," fuhr sie fort, „daß Sie mir glaubten, daß Sie nicht dächten wie so Manche: eine Schauspielerin, welche die Predigerstochter auf der Bühne spielen will! — All' mein Können, all' mein Talent, ja mein ganzes Streben würden für mich unmöglich werden, wenn ich mich von den Menschen verachtet denken müßte, wenn ich mir nicht selber sagen dürfte, daß ich vor den Menschen und vor mir selber bestehen kann."

„Habe ich Sie beleidigt? Bin ich Ihnen je zu nahe getreten? Oder was habe ich gethan, was an meiner Stelle nicht jeder Andere gethan hätte?" rief Philibert, dem diese Scene in dem Zimmer einer jungen, schönen Schauspielerin eine völlig neue Erfahrung war, und ihm als solche einen reizenden Ein-

druck machte. „Ich danke Ihnen und Ihrem Talente immer wieder neue Freude — ist es ein Unrecht, wenn ich Ihnen dieses zu vergelten suche?“

„Ich spiele nicht für Sie allein, ich spiele für Alle, es ist mein Beruf zu spielen, und ich werde ja dafür belohnt!“ entgegnete sie fest.

„Sie werden von der Direktion belohnt für das, was Sie ihr und der großen Masse leisten!“ warf Philibert ihr lebhaft ein. „Wenn aber Ihr Spiel, wenn Sie, wenn die Freude Sie zu sehen, mir mehr werth sind, als die große Menge, die sich durch den Kauf ihrer Billets mit dem Direktor abgefunden, irgendwie ermessen kann, wenn ich einen Genuß empfinde, von dem jene Anderen vielleicht Nichts zu verstehen fähig sind — soll ich Ihnen dies nicht zeigen, nicht anerkennen, nicht aussprechen und danken dürfen, wie zu thun mir es ein Glück ist? — Soll ich Ihnen für ein unvergleichliches Entzücken, das Sie mir bereiten, nicht bieten dürfen, was auch Sie erfreuen kann?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Ihr Beifall freut mich, ermuthigt mich,“ erwiderte sie. „Aber ich bitte Sie darum“, und ihre Stimme bebte, als sie es ihm sagte, „machen Sie mir nicht Geschenke, die mich verdächtigen! Bringen Sie mich nicht in die Lage, erröthen und die Augen niederschlagen zu müssen, wenn man mich im Besitze von Herrlichkeiten findet, die ich nicht erworben haben kann. Bewahren Sie mich davor, daß ich Sie erzürne, daß ich ein häß-

liches Aufsehen errege, wenn ich die Geschenke, die Sie mir machen, Ihnen zurücksenden muß.“

„Sonderbares Mädchen!“ sagte Philibert, den Hulda's Verhalten aus der gewohnten Stimmung brachte. Sie bemerkte es und es gab ihr Muth.

„Ich glaube es,“ rief sie, „ich weiß, Sie haben es gut mit mir gemeint. Aber Sie haben Hochbrecht's Befremdung nicht gesehen, als er diesen Ankleidetisch, dessen eine Fürstin sich zu freuen hätte, in meiner Stube fand. Sie haben des Doktors Lächeln nicht empfunden wie ich, als er die Toilette in ihren reichen Einzelnheiten mit Kennerblick betrachtete, und Sie haben meines Freundes Lelio Frage nicht gehört: wie kommt Philibert darauf, Ihnen ein solches Geschenk zu machen? — Ich habe es ihm sagen müssen, daß Ihr Geschenk mich nicht erfreue, daß ich keinen Anlaß dazu gegeben habe, von irgend Jemandem solche Großmuth zu erfahren! — Und er hat es mir geglaubt!“

Sie hatte, während sie zu ihm sprach, die volle Sicherheit ihres guten Bewußtseins wiedergewonnen, und ihr schönes Antlitz flammte vor Erregung, als sie ihr Haupt stolz vor Philibert erhob. Er sah und hörte ihr zu, mit einem Vergnügen, als ob er sie auf der Bühne vor sich hätte. Ihre Würde bei so viel Jugend, der sittliche Ernst, mit welchem sie sich auf sich selber stützte, der schöne Zorn, die tiefe Empfindung, mit welcher sie sich und ihren Ruf zu wahren trachtete, ergriffen und rührten ihn, wie sie ihn in einer von Hulda's Rollen ergriffen haben würden. Er

fühlte sich in einzelnen Augenblicken sogar nahe dazu bereit, sich überzeugen, sich überwältigen lassen. Aber er war gewohnt, nur sich und seinen persönlichen Erfahrungen zu trauen, nach ihnen die Anderen zu beurtheilen, und er gehörte daneben zu jener Zahl von sogenannten Weltklugen, welche sich eine Ueberlegenheit über alle Diejenigen zuerkennen, an Denen zu zweifeln sie sich erlauben. Er wußte nicht, oder wollte es sich nicht eingestehen, daß der Zweifel an sich zerstörend wirkt, und daß er wie ein häßlicher Rost das Schöne entstellt, sobald er es berührt.

Seine Menschenkenntniß wie sein Urtheil über die Frauen waren auf sehr wechselndem und auf manchem schlechten Boden aufgewachsen. Eine Schauspielerin wie Hulda hatte er noch nicht gekannt, eine Scene wie diese in dem Zimmer einer Schauspielerin noch nicht erlebt. Er würde also gering gedacht haben von sich und seiner Klugheit, hätte er nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß hinter diesem Scheine der Unschuld sich trotz alledem Berechnung bergen könne, daß Hulda sich Susannen's Worte im „Figaro" gemerkt und es beherzigt habe, daß „gering geachtet wird, wer sich zu leicht ergiebt". Indeß sie verlor durch ihren Widerstand in seinen Augen nicht. Er kleidete sie vortrefflich, er beschäftigte und reizte ihn, und es unterhielt ihn, sich einmal zur Abwechslung zu der Rolle brauchen zu lassen, die Hulda ihm zuzutheilen dachte, bis es an ihm sein werde, den Ton anzuschlagen, der seinen Wünschen, seiner Leidenschaft

entsprach. Und Hulda Zutrauen einzuflößen, sie zu täuschen, war nicht eben schwer.

Er versprach ihr, was sie wollte. Er zeigte sich gerührt von ihrem reinen Sinn; er lobte ihre Vorsicht und die Sorgfalt, mit welcher sie selbst den bösen Schein zu meiden suche, und klagte sich an, daß er nicht selber Bedacht darauf genommen habe. Nur zu ängstlich, meinte er, dürfe sie nicht sein.

„Eine Schauspielerin ist kein schlichtes Bürgermädchen!" sagte er. „Sie steht da, sofern sie schön ist, vor den Augen alles Volkes sichtbar wie ein Kultusbild, und muß es sich gefallen lassen, wie ein solches, wenn die Anbetung ihr huldigend Gaben darbringt, die sie nicht begehrt: Gaben, durch welche man nur sich selbst genugthun will. Wollen Sie denn strenger sein," scherzte er, „und kälter als die heilige Jungfrau selber, die den Pilger nicht zurückweist, wenn er voll Bewunderung ihren Altar schmückt und das funkelnde Geschmeide ihr zu Füßen legt? Und," fuhr er fort, „Sie erwähnten vorhin Lelio's, wie eines Ritters von der heiligen Tafelrunde. Glauben Sie wirklich, daß er keinen anderen Gedanken hat, als für alle Zeiten mit Ihnen die erste Scene des „Romeo" zu spielen? Meinen Sie, er wird Ihrem schönen Munde gegenüber, Ihrer Versicherung, „Gebet ist die Bestimmung Aller!" auf die Dauer Glauben schenken?"

„Sie wissen," entgegnete Hulda, „Lelio ist gebunden!" und sie wurde roth, als sie es ausgesprochen hatte, denn sie empfand, daß sie mit dieser Bemerkung eben diesem Manne lächerlich erscheinen mußte.

Auch lachte er hell auf. „Ein moralisch Lied!“ rief er spöttisch, Mephisto's Wort gebrauchend. Aber er nahm sich sofort wieder zusammen, und sich erhebend, um sie zu verlassen, sagte er: „Ich habe es heute erfahren, daß Sie mir mißtrauen, weil ich Ihnen nicht verhehle, was ich für Sie empfinde. Fragen Sie Feodore, fragen Sie Ihre Mutter —“

„Meine Mutter?“ fiel Hulda ein.

„Ich meine Gabriele,“ sagte Philibert, ohne auf ihre Verwunderung zu achten und ohne daß sie in ihrer Arglosigkeit einen Anstoß daran nahm, „fragen Sie Gabriele, oder wem Sie sonst Vertrauen schenken, ob ein junges Mädchen in Ihrer Lage mit einem freimüthigen Manne, wie mit mir, nicht weit sicherer daran ist, als mit den sogenannten älteren Bekannten, oder gar mit einem Lelio zum uneigennützigen Freunde und Berather. Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen zu gehorchen, Alles zu vermeiden, was Sie vor der Welt beeinträchtigen könnte. Sie wissen es, wie leidenschaftlich ich Sie bewundere, und Sie sind vor mir auf Ihrer Hut. Was können Sie also verlangen, das ich nicht thäte, oder was können Sie bei der Herrschaft fürchten, die ich Ihnen über mich einräume? Klargelegte Verhältnisse sind nie gefährlich, und eine Gunst zu erschleichen wäre nicht nach meinem Sinne. Dürfen Sie sich vertrauen, so können Sie auch mir und jedem Anderen vertrauen. Sie sind Herrin über mich — und sich.“

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede und küßte ihr die Hand. Dann, als er schon an der Thüre

stand, sagte er: „Der arme Spiegel aber — nicht wahr, der darf in Ihrem Zimmer bleiben? Sie thun mir die Schmach nicht an, ihn zu entfernen. Und zuletzt glauben Sie mir das, Hamlet's Wort ist furchtbar wahr: „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehn!"

Er küßte ihr noch einmal die Hand, schüttelte sie ihr treuherzig und ging von dannen.

Sie stand einen Augenblick regungslos an der Stelle, an der er sie verlassen hatte. Die Worte Hamlet's klangen ihr wie ein Fluch aus seinem Munde. Ihr schauderte vor seinem Freimuthe, und doch lag Wahrheit in dem, was er ihr gesagt: Sie hatte Nichts zu fürchten, wenn sie ihrer selbst gewiß war, sie war Herrin über sich und ihren Weg.

Daß ihr Weg kein dornenloser, daß er ein glatter, ein Weg sei, der seine Gefahren habe, das hatte auch Gabriele ihr nicht verborgen, ihr zu erwägen gegeben; und sie hatte diesen Weg gewählt im festen Vertrauen auf sich selbst. Sie durfte auch heute zufrieden mit sich sein. Unter ihres Vaters stillem Dache hatte sie es nur nicht nöthig gehabt, sich gegen die Begehrlichkeit der Männer zu verwahren so wie jetzt.

Sie mochte nicht weiter daran denken. Sie fuhr sich mit den Händen über die Stirn und das Gesicht, als wolle sie die Bilder und die Erinnerungen von sich scheuchen, die vor ihr emporgestiegen waren. Wie sie sich umwendete, fiel ihr Blick in den Spiegel, den ihr Philibert geschenkt hatte. Es war ein Glas von großer Schönheit, Alles daran glänzte. Philibert hatte

Recht, sie hatte sich nie in solchem hellen Scheine gesehen. Sie hätte indessen viel darum gegeben, hätte der Ankleidetisch nicht an diesem Platze gestanden, hätte sie vergessen können, zu welchem Gespräche, zu welchen Erörterungen er den Anlaß eben jetzt gegeben hatte, zu welcher Nachrede er noch Anlaß geben konnte.

Zwölftes Capitel.

Emanuel war erst wenige Tage von seiner Braut entfernt, als sich in der Stadt die Nachricht verbreitete, der kommandirende General sei abberufen worden, um in der Nähe des Monarchen eine andere Stelle zu bekleiden.

Man hörte das mit Erstaunen und wollte es nicht glauben. Der General führte seit einer Reihe von Jahren das Kommando in der Provinz. Man war daran gewöhnt, ihn, der ein ansehnliches Vermögen besaß, und wie seine Frau dem hohen Adel der Provinz angehörte, in dem stattlichen Amtsgebäude in würdiger Weise seine Stellung behaupten zu sehen, und man fragte sich, weshalb man ihn, da es auf seine Verabschiedung nicht abgesehen sei, von einem Posten entfernen möge, den er, selbst wenn ihm eine Rangerhöhung bevorstand, in seinem Alter nicht mehr gern verlassen konnte.

Er selber hatte sich darüber noch gegen Niemanden ausgesprochen, auch über seinen Nachfolger verlautete noch Nichts. Neugier und wirkliche Theil-

nahme führten also eben deshalb an dem wöchentlichen Empfangsabende fast den ganzen Kreis derjenigen Personen in seinen Sälen zusammen, denen der Zutritt zu diesen regelmäßig wiederkehrenden Gesellschaften gestattet war.

Die Gräfin, welche dem General verwandt war, hatte diese feststehenden Zusammenkünfte selbst während der Trauerzeit, so oft sich es thun ließ, besucht. Ihre beiden Hausgenossinnen hatten sie dann begleitet, und es verstand sich ganz von selbst, daß man an dem nächsten Gesellschaftstage in der Kommandantur nicht fehlen, es nicht versäumen dürfe, dem General und seiner Gattin es auszudrücken, wie sehr man ihr Fortgehen bedauere, und wie schwer man die angenehme Geselligkeit entbehren werde, die man ihrer edlen Gastfreiheit zu verdanken gehabt hatte.

Die Säle waren schon von Gästen voll, als die Gräfin und ihre Begleiterinnen dort erschienen. Man saß plaudernd auf den Polstern, man stand in Gruppen beisammen, und ohne daß man hätte sagen können, es gehe etwas Besonderes vor, fiel den Eintretenden doch eine Art von unruhiger Spannung auf, sobald sie die Schwelle überschritten hatten. Die Gesellschaft war nicht so wie sonst in sich beruhigt. Es schien ein gemeinsames Interesse ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Die Augen wendeten sich nach dem Mittelsaale. Man sprach, indem man dorthin blickte. Man hatte offenbar irgend Etwas erfahren, was alle Anwesenden beschäftigte, wofür der Anlaß oder die Lösung in jenem Zimmer zu finden sein mußte, und Frau

von Wildenau war nahe daran, die Frage aufzuwerfen, was denn geschehen sei, oder was man denn erwarte, als Konradine plötzlich der Mutter Arm ergriff und wie im jähen Schrecken festhielt.

Sie wendete sich rasch zur Tochter hin. Konradine war fassungslos. „Der Prinz!" stieß sie leise hervor, indem sie den Arm der Mutter losließ und sich an die Brüstung der Thüre lehnte, um einen Halt zu haben, denn die Kniee wankten ihr.

Mitten in dem Saale, so daß man ihn sehen mußte, sobald man in die Thüre trat, stand er an der Seite des Generals, umgeben von den höheren Offizieren, in belebter Unterhaltung mit dem ersten nicht militärischen Würdenträger der Provinz, alle anderen Männer überragend durch seine hohe Gestalt.

Auch die Baronin erschreckte es, als sie ihn erblickte, und mehr noch erschreckte sie der Zustand ihrer Tochter. „Du bist sehr unwohl," sagte sie, „willst Du Dich entfernen?"

„Ich mich entfernen?" wiederholte die Tochter, und das Blut, das ihr im Herzen gestockt, schoß ihr heiß empor, daß es ihre bleichen Wangen dunkel färbte. „Mich entfernen, und weshalb? — Ihm ausweichen unter der Gräfin Augen? — Nimmermehr!"

Sie hatte die Worte leise und abgebrochen hingeworfen, wie die Gedanken und Gefühle ihr gekommen waren, aber die wenigen Sekunden hatten ihr dazu genügt, die verlorene Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Denn als die Gräfin, durch des Herzogs unerwartete Ankunft nicht minder betroffen als

die beiden Anderen, sich nach Konradinen umwendete, trat diese an sie heran und sagte: „Das also ist der Nachfolger des Generals? Warum man es nur nicht eher verkündigt haben mag?“

„Ich fragte mich das eben selbst, und hätte es für Sie gewünscht!“ entgegnete die Gräfin. „Solch ein Begegnen erschüttert immer.“

„Das habe ich empfunden. Aber ich war sicher, daß es mir früher oder später doch einmal bevorstand; und hat man es durchlebt, so ist es auch überwunden!“ versetzte Konradine mit einer Fassung, an welcher die Gräfin ihre Freude hatte.

Sie waren während dessen in den Saal gelangt, der General ging ihnen entgegen Das machte den Prinzen aufmerksam auf sie. Er schien seinen Augen nicht zu trauen, sah noch einmal hin, und sich mit der Leichtigkeit, die seine Haltung auszeichnete, von den Personen freimachend, mit denen er verkehrt hatte, schritt er rasch auf die Gräfin zu.

„Sie hier, Frau Gräfin!“ rief er, indem er ihr die Hand bot. „Ich glaubte Sie auf Ihren Gütern. Und auch Sie?“ setzte er leiser hinzu, Konradine und ihre Mutter ebenso begrüßend. „Welch eine Ueberraschung ist mir das! Wir haben viel erlebt, seit wir uns nicht mehr sahen.“

„Durchlaucht haben einen schweren Verlust erlitten!“ nahm die Gräfin das Wort, die ihm und Konradinen zu Hilfe zu kommen wünschte. Denn wie ruhig die Beiden sich auch gaben, die vielerfah-

rene, in die Verhältnisse eingeweihte Frau mußte es sich doch sagen, daß dieses unerwartete Zusammentreffen für den Prinzen wie für Konradine nicht leicht zu überstehen sein konnte. Es war von der Gräfin deshalb wohl berechnet, daß sie Beide gleich mit ihren ersten Worten daran mahnte, was zwischen ihnen gestanden hatte, und daß sie damit dem Prinzen die schicklichste Veranlassung gab, sich von dem Vorgange dieses Augenblickes abwenden zu können. Auch benutzte er sie sofort.

„Ja," sagte er, „es war ein schweres Leid, ein bitterer Verlust, den ich erlitten habe. Es ist hart, eine so anmuthige Jugend langsam sterben zu sehen. Ich danke es der Gnade Sr. Majestät daher in jedem Sinne, daß sein Befehl mich hieher sendet, um mich von dem Orte zu entfernen, der mich an eine lange Reihe trüber, sorgenvoller Tage mahnt."

Man hörte es seinen Worten an, daß sie ihm vom Herzen kamen, und Konradine, die jeden Zug und jede Miene seines Antlitzes kannte, bemerkte, daß sich ein trüber Schatten über seine sonst so helle Stirne gebreitet hatte, daß sein ganzer Ausdruck ernster, und wie seine majestätische Gestalt noch gefesteter und männlicher geworden war. Es war ihr unerträglich, die Klage anzuhören, mit welcher er der Geschiedenen gedachte. Sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um den Aufschrei ihres zornigen Schmerzes zu unterdrücken, und sie blieb geflissentlich zurück, da der Prinz in ruhigem Gespräche ihre Mutter und die

Gräfin nach dem oberen Ende des Saales zu der Herrin des Hauses hingeleitete.

Aber an diesem Abende hatte Konradine es darzuthun, wie weit sie Meister sei in der schweren Kunst der Selbstbeherrschung, ohne welche keine vollständige Bildung möglich ist, und ohne die man sich in der Gesellschaft nicht mit Sicherheit behaupten kann. Denn nur wer seiner selbst vollkommen und in allen Lebenslagen Herr ist, gewinnt jene ruhige Herrschaft über Andere, auf welche alle Bedeutung in der Gesellschaft zurückzuführen ist. Sie konnte es nicht wissen, wer und wie viele der anwesenden Personen, von ihrem früheren Verhältnisse zu dem Prinzen Kenntniß hätten, oder wie weit sie von demselben unterrichtet wären. Daß es aber in diesem Kreise nicht unbekannt sein könne, daß man sie beobachte, dessen war sie sicher, und sie war entschlossen, wie sie es sich und auch Emanuel schuldig war, womöglich gleich in diesen ersten Stunden die Neugier und den Zweifel der Fremden ein- für allemal zurückzuweisen. Sie wollte es auch den Prinzen fühlen lassen, daß sie vergessen habe, so wie er, daß sie, ebenso wie er, in einer edlen, sanften Liebe Ersatz gefunden habe für die glühende Leidenschaft, welche sie Beide einst für kurze Zeit verbunden hatte.

Bei dem Prinzen mochten ähnliche Beweggründe sich geltend machen, als er im Verlaufe des Abends sich der einst Geliebten und von ihm Verlassenen näherte. Der Adjutant des Prinzen, der neben ihr gesessen hatte, erhob sich, als sein Herr heran-

kam. Der Prinz nahm an seiner Stelle neben Konradinen Platz.

„Ich möchte es einen Gutes verkündenden Zufall nennen,“ sagte er, „daß gleich der erste Abend, den ich hier verweile, Sie mir entgegenführt. Ihnen früher oder später zu begegnen, darauf hatte ich, als ich hieher gesendet wurde, mit Sicherheit gerechnet, da Sie ja künftig in dieser Provinz Ihre Heimat haben werden. Ich mußte Sie auch einmal sprechen, und es verlangte mich danach, es bald zu thun.“

„Durchlaucht sind sehr gütig!“ versetzte sie, indem sie sich, Allen sichtbar, mit freundlichem Lächeln vor ihm neigte, „aber,“ fügte sie leiser hinzu, „ich kann mir dieses Verlangen nicht erklären, und mehr noch, ich vermag nicht einzusehen, welche Bedeutung die Befriedigung desselben für Sie haben könnte.“

Der Prinz nahm das gelassen hin. „Sie weisen mich zurück,“ sagte er, ohne eine Miene zu verziehen, „und wenn Sie auch dazu berechtigt sind, hatte ich es doch nicht erwartet.“ Er schwieg dann einen Augenblick und sprach danach: „Ich habe, ehe ich hiehergekommen bin, einen Tag bei meiner Schwester in dem Stifte zugebracht. Am Theetische war zwischen der Gräfin,“ er nannte den Namen der Aebtissin, „und mir und meiner Schwester auch die Rede von Ihnen. Ich hatte um Sie gesorgt, als Sie in das Stift getreten waren. Es paßte nicht für Sie. Ich hörte es deshalb seinerzeit mit wahrhafter Beruhigung, daß Sie es verlassen würden, und freute mich der Aussage, daß

Sie zuversichtlich und voll Hoffnung in die Zukunft blicken."

„Ja, zuversichtlich!" wiederholte Konradine mit einem Tone, der wider ihre Absicht sich wie ein Trotz anhörte. Der Prinz aber, der, wie alle auf den Höhen des Lebens Geborenen und Erzogenen, immer nur dasjenige vernahm und verstand, was zu hören und zu verstehen er gewillt war, versetzte ruhig, es freue ihn von ganzem Herzen, dies von ihr selber zu erfahren, und er habe es erwartet.

„Ich kenne Sie genugsam," sagte er, „um zu wissen, daß Sie immer nur nach den freien Eingebungen Ihres Herzens handeln, und," setzte er hinzu, indem er sie ruhig anblickte, „selbst wo dies nicht der Fall gewesen ist, kann dem Menschen eine tiefe und herzliche Neigung erwachsen. Es gibt eben eine Liebe, eine Beharrlichkeit in der Güte, die nicht anzuerkennen, man ohne Empfindung sein müßte, und die nicht schmerzlich zu vermissen, ganz unmöglich sein würde. Es ist wunderbar genug, wie wenig man sich selbst im Grunde kennt, und wie oft wir im Leben Anlaß finden, uns über uns selber zu verwundern — durch uns selbst mehr als durch Andere überrascht zu werden. Aber," setzte er hinzu, indem er sich erhob, „wir sprechen mehr davon! Wo sind Sie etablirt? Ich vergaß, danach zu fragen."

Konradine sagte, daß sie mit ihrer Mutter der Gast der Gräfin sei.

„Um so besser! So treffe ich Sie bald, und das

ist nöthig, denn ich habe eine Mission für Sie, die zu erfüllen mir Pflicht und Herzenssache ist."

„Für mich?" fragte Konradine. „Und von wem das?"

„Ich sage Ihnen das vielleicht schon morgen," sprach er und entfernte sich, um sich einer Gruppe von anderen Damen zuzuwenden.

Es war darüber spät geworden. Einzelne der Gäste entfernten sich bereits, auch die Gräfin machte den wohlgemeinten Vorschlag, sich zurückzuziehen. Die unerwartete Erscheinung des Prinzen, seine Ernennung zum Kommandirenden in der Provinz, das Fortgehen des Generals und seiner Frau, die möglichen Veränderungen, welche durch des Prinzen Anwesenheit in der Geselligkeit der Adelsgesellschaft hervorgerufen werden könnten, beschäftigten während der Heimfahrt die beiden älteren Damen ganz ausschließlich. Konradine ging lebhaft auf die Vermuthungen derselben ein. Weder die Mutter noch die Gräfin machten eine Bemerkung, die sie persönlich anging. Keine von Beiden richtete irgend eine besondere Frage an sie. Man hielt sie auch nicht zurück, als man zu Hause angelangt war, ja selbst die Gräfin und die Baronin, die sonst gewöhnlich noch ein Viertelstündchen im Saale zu verplaudern pflegten, zogen sich zurück.

Der große Sinn der Gräfin, die Erfahrung der Baronin, trafen ohne besonderes Uebereinkommen darin zusammen, daß man selbst den Schein vermeiden müsse, als könne Konradine den Gegenstand einer besonderen Be-

sprechung zwischen ihnen bilden. Was sie an diesem Abende durchlebt hatte, was jetzt vor ihr, und was zu thun ihr oblag, das war, nach der beiden Frauen Meinung, die es nicht in der Art hatten, sich unberufen zu moralischen Hilfsleistungen und zu einem unbegehrten Mitleiden heranzudrängen, ausschließlich Konradinens Sache. Sie in aller Freiheit gewähren zu lassen, war Alles, was man für sie thun konnte, war das Einzige, dessen sie bedurfte.

Es klang wie ein Schrei, das Aufathmen, mit welchem Konradine in ihr Zimmer trat; und mit beiden Händen durch ihr Haar fahrend, schleuderte sie den Blumenkranz, den sie getragen, von sich, daß er zu Boden fiel. Rastlos und in heftiger Bewegung auf und nieder gehend, nahm sie die Spangen von ihren Armen, die Perlen von ihrem Halse und warf sie achtlos hierhin, dorthin. Es drückte, es quälte sie Alles — Alles — sie wußte nicht, was sie that, nicht, was sie wollte.

„Im Hafen vom Wirbelwind ergriffen!“ stieß sie endlich hervor — „zurückgeschleudert weit! weit!“ — die Worte versagten sich ihr und auch die Thränen. Sie warf sich auf das Sopha, die Arme vor sich ausgebreitet, den Kopf auf die Arme gestützt. So blieb sie liegen eine geraume Zeit. Es regte sich Nichts in dem Zimmer, nur ihr eigenes schweres Seufzen hörte sie. Sie konnte es nicht ertragen, sich so angstvoll seufzen zu hören. Es war ihr ein Entsetzen, so unglücklich zu sein. Es ließ ihr keine Ruhe, sie fing wieder an umherzuwandern.

„Und er hat sie geliebt! wirklich geliebt!“ sprach sie vor sich hin, ohne daß sie es wußte. „Er trauert um sie. Er bringt ihr sogar das Todtenopfer, mir dies besonders noch zu sagen! mir! — Unbegreiflich! unbegreiflich!“

Sie hatte Mühe, es für wahr zu halten. Einem Anderen als dem Prinzen selber, würde sie es bestritten haben. Aber es war unverkennbar, er hatte Schmerz und Sorgen kennen lernen. Er hatte gelitten, er gestand das ein, ihr, Konradinen, gestand er es ein, und Nichts in seiner ganzen Haltung verrieth es, daß irgend eine ihr gehörende Erinnerung sein Gemüth erschütterte. Er fühlte sich ihr gegenüber also frei, fühlte sich in seinem Rechte. Es schien ihm gar nicht beizukommen, daß es anders sein, daß sie es anders empfinden könne, als er es that. Wie konnte das geschehen? — Besaß die Ehe wirklich die wunderbare Kraft zu binden und zu lösen? — Gab es aber eine beharrliche Güte, von der nicht gerührt und durch welche nicht beglückt und nicht gefesselt zu werden so unmöglich war, als der Prinz behauptete — nun, so durfte auch sie ja zuversichtlich vorwärts blicken, so durfte sie ja hoffen, vergessen zu können und glücklich werden zu können, so wie er es gewesen.

Sie konnte ihren Gedanken nicht folgen, ihnen nicht gebieten in der verworrenen Trübe, die über sie gekommen war, und angstvoll die Hände ineinander schlagend, rief sie noch einmal: „Untergehen! Im Hafen stranden!“ — Sie konnte das Bild nicht aus ihrer Seele bannen. Sie sah es, als stände sie da-

vor, sie durchlebte es, als brandeten die Wogen um sie her und zögen sie in ihrer rückströmenden Wasser wildem Schwalle mit sich fort, tief und immer tiefer hinunter in die bodenlose Nacht.

„Ruhen, nur ruhen!“ rief es in ihr. Sie schellte, als könne ihr das helfen, ihrer Kammerjungfer, ließ sich entkleiden und legte sich nieder. Aber als wäre der letzte Widerstand gebrochen, den sie aufrechten Hauptes zu leisten vermocht, so wild und überwältigend stürmte die Fluth der Leidenschaft auf sie hernieder.

Sie fluchte der Stunde, da sie Friedrich zuerst gesehen, und weinte im nächsten Augenblicke im Entzücken über seine Schönheit. Sie hörte den Klang seiner Stimme, als spräche er zu ihr, und stieß den Gedanken an ihn von sich, wenn sie sich dann erinnerte, was er zu ihr gesprochen hatte. Sie wollte ihm schreiben, daß sie ihn nicht wiedersehen möge und könne, und lachte im Grimme über die feige Schwäche, die sie zu solchem, sie entehrenden Eingeständnisse verleiten wollte. Er hatte es ja gefordert, sie zu sprechen, sie mußte ihn also wiedersehen, vielleicht schon morgen. Aber was war es mit der Mission, von der er ihr geredet hatte, was konnte er ihr zu sagen haben? War es nur ein Vorwand, unter dem er ihr zu nahen suchte? Und was bezweckte diese Annäherung an sie? Was konnte er im Sinne haben, was von ihr begehren? Er, der in liebender Erinnerung an dem Angedenken einer Todten hing!

Neue Fragen, neue Zweifel drängten damit auf sie ein. Ihre Qual und ihre Angst wuchsen von Mi=

nute zu Minute, ihre Unruhe war unertragbar. Das Lager litt sie nicht, sie mußte sich wieder erheben. Wie sie sich aufrichtete, wieder auf ihren Füßen stand, den Kopf emporhob und sich wieder fühlte, traf ihr Auge auf das Bild Emanuel's. Und wie das milde Licht, das vor dem weit entfernten Heiligenbilde angezündet, dem irrenden Schiffer trostreich leuchtend, ihm den Pfad durch das Dunkel weist, so fiel der stille ernste Blick Emanuel's in ihre Seele.

„Wie sanft er schlafen mag!“ dachte sie, und die heißen Thränen stürzten ihr aus den Augen und befreiten ihr das Herz.

Dreizehntes Capitel.

Die Mutter und die Gräfin sahen es am Morgen, daß Konradine nicht geschlafen hatte, aber Keine von Beiden befragte sie darum. Am Mittag ließ der Prinz sich bei der Gräfin melden.

Er erzählte ihr, wie plötzlich und ohne sein Zuthun seine Ernennung zu der Stelle erfolgt sei, welche er hier angetreten habe. Er sprach von den Verhältnissen der Provinz, in welcher er wenig persönliche Bekannte vorfinde, und ging dann zu Fragen nach den Angehörigen der Gräfin über. Theilnehmend erkundigte er sich, wie ihre verwittwete Schwägerin sich in ihr Schicksal finde, wie sie in ihrer Vereinsamung, die nach seiner Erfahrung schwer genug zu tragen sei, über ihre Zukunft entschieden habe.

Die Gräfin entgegnete, Emanuel habe der Wittwe seines Bruders die kleine Besitzung in der Schweiz überlassen, da er nach seiner Verheirathung auf den Familiengütern leben werde, und der Prinz ergriff die Gelegenheit, es der Gräfin auszusprechen, wie be=

ruhigend es ihm sei, Fräulein von Wildenau's Schicksal einem Manne von Baron Emanuel's Charakter anvertraut zu wissen. „Welch lebhaften Antheil ich an Konradinen's Zukunft nehme, brauche ich nicht zu versichern!“ setzte er hinzu.

Alle seine Aeußerungen waren so würdig als gemessen. Sein offener Freimuth berührte die Gräfin angenehm und bestimmte sie, soweit es geboten schien, sich auch gegen ihn mit Aufrichtigkeit zu äußern. Sie sagte, daß sie in der That mit zuversichtlicher Hoffnung auf die Zukunft der Verlobten blicke, besonders weil ihre Verbindung nicht Folge einer Leidenschaft, sondern einer durch mehrere Jahre bewährten Freundschaft, und einer beständig wachsenden gegenseitigen Zuneigung gewesen sei. Sie wären aneinander gewöhnt, einander durch Gewöhnung lieb geworden, kennten die Eigenheiten, die sie gegenseitig zu schonen hätten, und da bei Jedem von den Beiden der beste Wille für den Anderen vorhanden sei, so zweifle sie nicht, daß man die Stunde zu segnen haben werde, in welcher diese Ehe geschlossen werden würde.

„Und Frau von Wildenau? denkt sie künftig sich bei ihrer Tochter aufzuhalten?“ fragte der Prinz.

Die Gräfin verneinte es einfach. Der Prinz meinte, er habe dies auch nicht vermuthet. Sie verstanden sich ohne weitere Erklärung. Er blickte dann nach der Uhr hinüber, die auf dem Kamine stand, meinte es bliebe ihm eben noch eine Viertelstunde Zeit, und so ersuche er die Gräfin, Fräulein von Wildenau zu fragen, ob sie geneigt sei, ihm die Unter-

redung zu gewähren, um welche er sie gestern schon gebeten habe.

Die Gräfin hatte dies Begehren nicht vorausgesehen, doch fiel es ihr nicht auf. Nach ihren Ansichten war die seinerzeit beabsichtigte Verbindung des Prinzen mit Konradinen eine Ungehörigkeit, daß Aufgeben dieser Absicht also nur in der Ordnung gewesen. Nicht den Prinzen hatte dabei ein Vorwurf treffen können, sondern Frau von Wildenau allein, welche die Tochter in das Abenteuer hineingehen lassen, ohne Würdigung der Hindernisse und möglichen Zwischenfälle, die sich ihr denn auch wirklich in den Weg gestellt hatten. Die Gräfin zweifelte gar nicht daran, daß Konradine jetzt diese Angelegenheit in ihrem wahren Lichte sähe. Trotzdem war es, wie sie zugab, sehr begreiflich, daß dieselbe gestern Abends von dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem Prinzen ergriffen worden war, und ebenso erklärlich, daß dieser sich ausgleichend gegen Konradine zu erklären wünschte, um für das ihnen jetzt bevorstehende öftere Begegnen die schickliche Weise festzustellen. Daß er aber Konradine um diese Unterredung durch die Gräfin, durch die Schwester ihres Verlobten, ausdrücklich ersuchen ließ, das nahm die Gräfin nur noch mehr zu seinen Gunsten ein; denn nur wahrer Seelenadel und das feinste Ehrgefühl konnten solcher rücksichtsvollen und zarten Vorsicht fähig sein.

Sie nahm es deshalb selber über sich, ihre künftige Schwägerin herbeizurufen. Der Prinz erhob sich, ging durch das Zimmer und blieb in Betrachtung vor

einem der alten Familienbilder stehen, die an den Wänden hingen. Als Konradine eintrat, ging er ihr entgegen. Er dankte ihr, daß sie gekommen sei, und sagte, er werde ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Sie hatte sich auf dem Sopha niedergelassen, er nahm ihr gegenüber Platz.

„Ich komme," sprach er, „mich eines Auftrages zu entledigen, der mir ein theures Vermächtniß ist, und Ihnen ein Andenken zu übergeben, welches ich, für den Fall, daß es mir möglich würde, selbst in Ihre Hände zu legen versprochen habe."

Die sanfte, fast feierliche Weise, mit welcher er die Worte sprach, nahm Konradinen wider ihren Willen gefangen. Nichts von alledem, was sie auf dem Herzen gehabt, was sie bei einem ersten Alleinsein mit dem Prinzen diesem zu sagen gedacht hatte, paßte zu seiner Ruhe, zu seiner Zuversicht und seinem Tone. Das raubte ihr die gewohnte Sicherheit, und sich verneigend, sagte sie, daß sie zu seinen Diensten stehe.

„Der Auftrag, den ich habe," sagte er, „kommt von der verstorbenen Prinzessin, von meiner Frau. Ich darf also wohl darauf rechnen, daß Sie mir gestatten, Ihnen den Zusammenhang mit wenig Worten zu erklären. Liegen doch Jahre zwischen den Ereignissen, die uns trennten, und stehen Sie doch auf dem Punkte, ein Glück zu finden, das ich nicht mehr besitze. Glück aber macht versöhnlich."

Er hielt ein wenig inne, dann fuhr er fort: „Ich war in einer traurigen Verfassung, in einer inneren

Zerrissenheit, als die Prinzessin meine Frau ward, denn ihr Vertrauen, ihre Liebe demüthigten mich, weil ich sie in jenem Zeitpunkte nicht verdienen konnte. Wir waren unglücklich, sie wie ich. Und müßige Dienstbeflissenheit, die ihr hinterbrachte, wie unfreiwillig ich mich ihr verbunden hatte, machte das Uebel nicht geringer. Aber weit entfernt, mich zu verdammen, fand ihre Liebe sich stark genug, mich — und auch Sie — mit einer so unschuldigen Wahrhaftigkeit zu beklagen, daß ich, von solcher Selbstlosigkeit gerührt, das holde Wesen bewundern mußte, bis seine immer gleiche Güte mein Herz gewann.“ Er unterbrach sich noch einmal und sagte danach: „War ein Menschenwesen fähig, das Wort des Dichters: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ zu einer Wahrheit zu machen, so war es die Prinzessin. Ich scheue mich nicht, es Ihnen auszusprechen, denn ich schulde das der Prinzessinn, es sind mir schöne, herzbefreiende Tage mit ihr zu Theil geworden und ich habe die beruhigende Zuversicht, daß auch sie glücklich gewesen ist. Nur der Gedanke, daß dies Glück sich auf den zertrümmerten Hoffnungen einer Anderen auferbaute, hat sie stets geschmerzt. Erst als sie erfuhr, daß Sie Ersatz gefunden, daß auch Ihnen die Befriedigung Ihres Herzens zu Theil geworden sei, hat sich ihre Seele ganz beruhigt, und doch ist sie auf jenen Vorwurf ihres zarten Gewissens in ihren letzten Lebenstagen noch einmal zurückgekommen.“

Er sprach das Alles mit ruhiger Festigkeit, wie ein ernster Mann Thatsachen zu berichten gewohnt ist.

Nur bei den letzten Worten bebte seine Stimme leise. „Sie hatte das Abendmahl genommen,“ fuhr er fort, „und fand sich trotz der unabweislichen Gewißheit, daß ihrer Stunden nicht mehr viel sein könnten, wundersam beruhigt. Ich habe, sagte sie, mit meinem Wissen oder Willen keinem Menschen je ein Leid gethan, und so denke ich, werdet Ihr Alle meiner auch in Liebe Euch erinnern. Nur Einer habe ich, wenn auch unwissentlich, sehr weh gethan. — — Der Prinz zog ein ganz kleines Etui aus seiner Brust hervor, öffnete es mit leisem Drucke, es lag ein unscheinbarer, kleiner Ring darin. „Den Ring,“ sagte er, „hat die Prinzessin stets getragen. In jener Stunde zog sie ihn vom Finger. Gieb ihn Konradinen, sprach sie, wenn Du sie einmal wiedersiehst, und sage ihr, sie solle mir vergeben, daß ich auf ihre Kosten so glücklich mit Dir gewesen bin.“

Er preßte die Lippen zusammen, reichte Konradinen das Etui und trat von ihr fort an das Fenster, das in den stillen Garten auf die beschneiten Bäume niedersah. Konradine hatte ihr Gesicht mit ihren Händen verhüllt, ihre Thränen floßen nieder.

Aber schon nach wenigen Augenblicken hatte der Prinz sich wieder gesammelt. Wie er sich zu ihr zurückwendete, reichte Konradine ihm die Hand. So standen sie einander eine Minute schweigend gegenüber, denn sich in solcher Weise wiederzusehen, hatten Beide nicht erwartet, als sie einst geschieden waren.

Konradine steckte den Ring an ihren Finger, der Prinz küßte ihr die Hand. „Mein Auftrag ist aus-

gerichtet," sagte er, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie traurig machte."

„Nennen Sie's mit solchem Worte nicht!" rief Konradine, aufathmend wie in reiner hoher Luft.

Sie begleitete den Prinzen, der sich entfernte. An der Thüre des Nebensaales, als er sie abhalten wollte, ihm noch weiter zu folgen, wandte er sich noch einmal nach ihr zurück. „Wollen Sie mich dem Baron empfehlen, wollen Sie mir erlauben, Sie wiederzusehen?"

„Das Eine wie das Andere mit Freuden!" versetzte sie.

„Also, auf Wiedersehen!" sagte er, schüttelte ihr die Hand und ging von dannen.

Sie ging an das Fenster und schaute ihm nach. Sie sah, wie der Diener, der ihm den Mantel umgeworfen hatte, ihm voraneilte, den Wagenschlag zu öffnen; sie sah ihn mit seinem raschen, energischen Schritte über den Hof bis an den Thorweg gehen, welcher die Gartenmauer gegen den Hof abschloß. Es war ihr Alles so merkwürdig, so neu, als hätte sie es nie zuvor gesehen, als wäre er nicht — wie vielemale — ebenso nach seinem Wagen gegangen, wenn er in der fernen Kaiserstadt bei ihr gewesen war.

Er war noch ganz derselbe, ganz derselbe — und doch völlig ein Anderer geworden. Solcher Tiefe der Empfindung, solch weicher Liebe hatte sie ihn nie für fähig gehalten, er war's auch nicht gewesen in jener alten Zeit. Große Liebe also besaß die Kraft, das fremde Herz zu wandeln.

Sie blieb an dem Fenster stehen, an dem auch er gestanden hatte. Es war windig geworden, die leichteren Zweige der Bäume bewegten sich, der trockene Schnee fiel hie und da herab und zerstäubte glitzernd, daß man ihm mit dem Auge nicht folgen konnte, in der Luft, als wäre er nicht dagewesen. Und doch hatten die kleinen Sterne gefunkelt hier und dort, wenn die Sonnenstrahlen sie getroffen hatten. Auch ihre Gedanken flimmerten auf und verschwammen. Sie konnte sie ebensowenig festhalten und verfolgen, sie kamen und gingen. Bisweilen war es ihr, als habe sie das Alles nur geträumt, als werde sie erwachen und Alles nicht gewesen sein. Aber es war in ihrem Herzen stille wie nie zuvor; der kleine Ring saß fest an ihrer Hand, der Prinz war wirklich dagewesen, sie hatte ihn gesprochen, und war in Frieden und befreiten Sinnes von ihm geschieden. War das denn möglich, und wie war es möglich geworden, und wodurch?

Sie hatte Mühe, sich auf sich selber zu besinnen und auf das, was sie mit dem Prinzen eben erst durchlebt hatte. Sie hatte geweint mit ihm, um die von ihm geliebte Frau. Sie trug an ihrer Hand den Ring zum Andenken an die junge Fürstentochter, die einst zwischen sie und ihre Hoffnung getreten war. Sie hatte eingewilligt, den Mann wiederzusehen, den sie geliebt und dann gehaßt hatte mit aller Kraft ihres starken Herzens, und dies Herz war jetzt voll tiefer, sanfter Rührung, voll innigster Theilnahme für den Prinzen; war voll Sicherheit und Ruhe, als sie, an ihrem Schreibtische sitzend, es Emanuel meldete, daß

sie den Prinzen gestern in dem Hause des Generals getroffen habe, und was seitdem geschehen war.

Sie enthielt ihm Nichts vor: nicht ihr Erschrecken nicht die Qualen, welche das Rückerinnern ihr in der Nacht bereitet hatte. Sie wiederholte ihm jedes Wort des Prinzen, obschon, wie sie ausdrücklich bemerkte die Art, in welcher er gesprochen, seinen Worte" eigentlich erst ihre wirkliche Bedeutung gegeben haben „Und," fügte sie hinzu, „es kommt mir vor, mein geliebter Freund, als wäre ich Dir nie so vollkommen zu eigen, Deiner noch nie so würdig gewesen als heute, da die bittere Erinnerung an das Unrecht, das ich erlitten hatte, aus meiner Seele wie erloschen und ausgetilgt ist. Neben der Liebe wohnte noch der Haß in mir, und entzog Dir einen Theil meines Herzens. Das ist nun vorüber. Wie dürfte ich noch rechten, wo die Hand des Schicksals so sichtbar gewaltet und gerichtet hat? Es hat den Mann, der sich an einem Frauenherzen schwer versündigt, durch das reinste aller Frauenherzen von seiner Nichtachtung der Frauen ganz und gar bekehrt. Es hat ihn, der mit der Liebe leichtsinnig sein Spiel getrieben, die Heiligkeit der Liebe kennen lehren. Es hat ihm gezeigt, welch ein Glück in einer getheilten Liebe, in einer liebevollen Ehe liege, und hat ihm allen diesen Segen nur kurze Zeit gegönnt, um ihn auch den Schmerz der Liebe empfinden zu lassen, den er Anderen einst zu tragen gab. Darin liegt eine hohe poetische Gerechtigkeit, eine Befreiung der aufgeregten und gespannten Leidenschaft, wie sie uns in einem wohl angelegten und gut durchgeführten

dichterischen Kunstwerke zu Theil werden soll. Ich bin noch, während ich Dir schreibe, unter dem Eindrucke des Erlebten. Ich erwäge in meinem Herzen, wie wahr es ist, wie wahr und schön, daß die rechte Liebe Wunder wirken kann noch über das Grab hinaus; und wenn ich heute in mein Inneres schaue, finde ich den gestrigen Ausspruch des Prinzen, daß wir im Leben Anlaß finden, uns über uns selbst zu verwundern, auch an mir bestätigt."

Sie kam dann noch einmal darauf zurück, wie sehr sie Emanuel eben jetzt vermisse, wie wohlthuend es ihr sein würde, sich gegen ihn von Grund des Herzens aussprechen, und sich mit ihm über eine Anschauung verständigen zu können, die sich ihr im Laufe des Tages, ja, während sie ihm geschrieben, zu verschiedenenmalen aufgedrängt habe.

„Ich besorge," schrieb sie ihm, „auch wir sind nicht so tadellos, als wir uns vielleicht empfunden haben. Man entdeckt an sich in hellem Lichte Flecken, über die man bis dahin achtlos fortgesehen hat, und das Beispiel der verstorbenen Prinzessin ist wie ein Sonnenlicht in meine Seele gefallen. Als der Prinz mir sagte, wie sie voll Theilnahme um mich gesorgt, da habe ich beschämt die Augen niederschlagen müssen. Ich hatte mich um Hulda's Schicksal nicht gekümmert, sondern gethan, so viel an mir war, sie aus Deinem Gedächtnisse verschwinden zu machen; und doch war sie vielleicht auf dem neuen Lebenspfade, den sie für sich erwählt hat, mehr als jede Andere, des stützenden Beistandes benöthigt. Können wir und müssen wir

in unserem friedensvollen Glücke ihrer nicht gedenken, wie die Prinzessin meiner dachte? Sollen wir ihr nicht, da wir's noch lebend können, die Hand versöhnend bieten, wie die Prinzessin sie mir gereicht hat in der Stunde ihres Todes? — Ich möchte Frieden schließen mit den Menschen allen, da ich ihn in mir gefunden habe, und ich denke mir unsere Zukunft heute schöner, reiner, unwandelbar beglückter als je zuvor. Möchte das glückselige Empfinden, das mich belebt, auch in Deine Seele übergehen, wenn Du diesen Brief Deiner Konradine erhalten wirst."

Da man gerade ausfuhr, als sie ihren Brief beendet hatte, verlangte sie ihn auf der Post selber durch den Diener abreichen zu lassen. Die Gräfin erinnerte sie, daß die Post erst am nächstfolgenden Tage befördert werde, daß sie ihn also ruhig im Hause behalten und, wenn es ihr gutdünke, noch weiter daran schreiben könne. Aber sie hatte den Brief gesiegelt, wollte ihn nicht öffnen, wollte auch in den nächsten Tagen nicht wieder schreiben, und da sie die kleine Angelegenheit mit lebhafter Wichtigkeit betrieb, so that man ihr den Willen. Die beiden älteren Frauen waren einsichtig genug, Konradinen's Gemüthsbewegung erklärlich zu finden, wenn schon sie die Handlungsweise der Verstorbenen weniger enthusiastisch beurtheilten und weniger bewunderten.

Weil sie den kleinen Ring zu tragen dachte, war sie genöthigt gewesen, von ihrer Unterredung mit dem Prinzen ihrer Mutter und der Gräfin mehr und Genaueres mitzutheilen, als sie ohne diese Absicht viel-

leicht gethan haben würde. Die Mutter wollte den Ring besehen. Er bestand aus mehreren künstlich in einander verschlungenen Reifen, welche eine emaillirte Platte mit der Aufschrift: „Aimez-moi toujours!“ zusammenhielt. Nur die feine Arbeit hatte Werth daran.

Die Baronin betrachtete ihn um derselben willen mit Kennerblick, und während sie damit beschäftigt war, die aufgelösten Reifen wieder ineinander zu fügen, sagte sie: „Das ist wirklich ein kleines Kunstwerk und ein sehr rührender Gedanke. Aber man sollte in den letzten Augenblicken eigentlich nicht mehr zurücksehen, denn wenn man den Sinn dem Irdischen abgewendet hat, vergißt man die Bedingungen desselben nur zu leicht. Daß die Prinzessin Dir durch den Prinzen gerade einen Ring mit dieser Aufschrift sendete, daß er ihn wirklich selber in Deine Hände legte, das erscheint mir — nun, wie soll ich's nennen — doch zu unirdisch, zu idealisch.“

„An die Möglichkeit solcher Deutung hat die arme Sterbende schwerlich denken können, und auch mir würde sie wohl ebensowenig jemals eingefallen sein!“ fuhr Konradine auf, während die Röthe einer zornigen Scham ihr Antlitz übergoß.

„Es ist hier nicht von Deinen, oder von den Voraussetzungen der Prinzeß die Rede,“ sagte die Baronin, „aber wir leben doch nicht in dem seligen Zwischenreiche, in welchem den Reinen Alles rein ist. Und da es mir als eine Wunderlichkeit der Sterbenden aufgefallen ist, Dir diesen Ring mit seiner

Bitte um Liebe durch den Prinzen zustellen zu lassen, so fürchte ich, daß es Anderen ebenso ergehen kann. Ich würde deshalb in Deiner Stelle diesen Ring nicht tragen."

„Den Ring lege ich nie wieder ab, der wird mit mir begraben!" sagte Konradine mit großem Nachdruck, während ihre Augen flammten.

„Es würde auch kränkend für den Prinzen sein, wenn Sie es thäten!" gab die Gräfin zu bedenken, die, jeder Aufregung und jeder Scene abhold, sofort einzulenken trachtete, obschon sie der Baronin innerlich nicht Unrecht gab und die ganze Sache nicht nach ihrem Sinne war. „Man hat es ja nicht nöthig," setzte sie hinzu, „Rechenschaft abzulegen über jeden Ring, den man an seiner Hand trägt, und die Reifen sind so unscheinbar, daß sie die Neugier nicht erwecken. Wahr aber ist es," fügte sie halblaut gegen die Baronin gewendet noch hinzu, während Konradine sich entfernte, „die Herrschaften werden von Kindheit an so lange daran gewöhnt, selbst aus ihrem Denken und Empfinden eine Staatsaktion zu machen, bis sie schließlich Nichts mehr einfach, wie wir Anderen, abthun können — nicht einmal das Sterben und das Trauern um die Todten. Es müssen Andere in Mitleidenschaft gezogen werden, es muß Nachrede davon geben können!" — Sie brach mit diesen Worten plötzlich ab und erhob sich, unzufrieden mit sich selbst. Es begegnete ihr sonst nicht, am wenigsten im Beisein der Baronin, sich tadelnd über ein Mitglied des königlichen Hauses vernehmen zu lassen, in dessen

einem der alten Familienbilder stehen, die an den Wänden hingen. Als Konradine eintrat, ging er ihr entgegen. Er dankte ihr, daß sie gekommen sei, und sagte, er werde ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Sie hatte sich auf dem Sopha niedergelassen, er nahm ihr gegenüber Platz.

„Ich komme," sprach er, „mich eines Auftrages zu entledigen, der mir ein theures Vermächtniß ist, und Ihnen ein Andenken zu übergeben, welches ich, für den Fall, daß es mir möglich würde, selbst in Ihre Hände zu legen versprochen habe."

Die sanfte, fast feierliche Weise, mit welcher er die Worte sprach, nahm Konradinen wider ihren Willen gefangen. Nichts von alledem, was sie auf dem Herzen gehabt, was sie bei einem ersten Alleinsein mit dem Prinzen diesem zu sagen gedacht hatte, paßte zu seiner Ruhe, zu seiner Zuversicht und seinem Tone. Das raubte ihr die gewohnte Sicherheit, und sich verneigend, sagte sie, daß sie zu seinen Diensten stehe.

„Der Auftrag, den ich habe," sagte er, „kommt von der verstorbenen Prinzessin, von meiner Frau. Ich darf also wohl darauf rechnen, daß Sie mir gestatten, Ihnen den Zusammenhang mit wenig Worten zu erklären. Liegen doch Jahre zwischen den Ereignissen, die uns trennten, und stehen Sie doch auf dem Punkte, ein Glück zu finden, das ich nicht mehr besitze. Glück aber macht versöhnlich."

Er hielt ein wenig inne, dann fuhr er fort: „Ich war in einer traurigen Verfassung, in einer inneren

Zerrissenheit, als die Prinzessin meine Frau ward, denn ihr Vertrauen, ihre Liebe demüthigten mich, weil ich sie in jenem Zeitpunkte nicht verdienen konnte. Wir waren unglücklich, sie wie ich. Und müßige Dienstbeflissenheit, die ihr hinterbrachte, wie unfreiwillig ich mich ihr verbunden hatte, machte das Uebel nicht geringer. Aber weit entfernt, mich zu verdammen, fand ihre Liebe sich stark genug, mich — und auch Sie — mit einer so unschuldigen Wahrhaftigkeit zu beklagen, daß ich, von solcher Selbstlosigkeit gerührt, das holde Wesen bewundern mußte, bis seine immer gleiche Güte mein Herz gewann.“ Er unterbrach sich noch einmal und sagte danach: „War ein Menschenwesen fähig, das Wort des Dichters: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ zu einer Wahrheit zu machen, so war es die Prinzessin. Ich scheue mich nicht, es Ihnen auszusprechen, denn ich schulde das der Prinzessinn, es sind mir schöne, herzbefreiende Tage mit ihr zu Theil geworden und ich habe die beruhigende Zuversicht, daß auch sie glücklich gewesen ist. Nur der Gedanke, daß dies Glück sich auf den zertrümmerten Hoffnungen einer Anderen auferbaute, hat sie stets geschmerzt. Erst als sie erfuhr, daß Sie Ersatz gefunden, daß auch Ihnen die Befriedigung Ihres Herzens zu Theil geworden sei, hat sich ihre Seele ganz beruhigt, und doch ist sie auf jenen Vorwurf ihres zarten Gewissens in ihren letzten Lebenstagen noch einmal zurückgekommen.“

Er sprach das Alles mit ruhiger Festigkeit, wie ein ernster Mann Thatsachen zu berichten gewohnt ist.

Nur bei den letzten Worten bebte seine Stimme leise. „Sie hatte das Abendmahl genommen,“ fuhr er fort, „und fand sich trotz der unabweislichen Gewißheit, daß ihrer Stunden nicht mehr viel sein könnten, wundersam beruhigt. Ich habe, sagte sie, mit meinem Wissen oder Willen keinem Menschen je ein Leid gethan, und so denke ich, werdet Ihr Alle meiner auch in Liebe Euch erinnern. Nur Einer habe ich, wenn auch unwissentlich, sehr weh gethan. — — Der Prinz zog ein ganz kleines Etui aus seiner Brust hervor, öffnete es mit leisem Drucke, es lag ein unscheinbarer, kleiner Ring darin. „Den Ring,“ sagte er, „hat die Prinzessin stets getragen. In jener Stunde zog sie ihn vom Finger. Gieb ihn Konradinen, sprach sie, wenn Du sie einmal wiedersiehst, und sage ihr, sie solle mir vergeben, daß ich auf ihre Kosten so glücklich mit Dir gewesen bin.“

Er preßte die Lippen zusammen, reichte Konradinen das Etui und trat von ihr fort an das Fenster, das in den stillen Garten auf die beschneiten Bäume niedersah. Konradine hatte ihr Gesicht mit ihren Händen verhüllt, ihre Thränen floßen nieder.

Aber schon nach wenigen Augenblicken hatte der Prinz sich wieder gesammelt. Wie er sich zu ihr zurückwendete, reichte Konradine ihm die Hand. So standen sie einander eine Minute schweigend gegenüber, denn sich in solcher Weise wiederzusehen, hatten Beide nicht erwartet, als sie einst geschieden waren.

Konradine steckte den Ring an ihren Finger, der Prinz küßte ihr die Hand. „Mein Auftrag ist aus-

gerichtet," sagte er, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie traurig machte."

„Nennen Sie's mit solchem Worte nicht!" rief Konradine, aufathmend wie in reiner hoher Luft.

Sie begleitete den Prinzen, der sich entfernte. An der Thüre des Nebensaales, als er sie abhalten wollte, ihm noch weiter zu folgen, wandte er sich noch einmal nach ihr zurück. „Wollen Sie mich dem Baron empfehlen, wollen Sie mir erlauben, Sie wiederzusehen?"

„Das Eine wie das Andere mit Freuden!" versetzte sie.

„Also, auf Wiedersehen!" sagte er, schüttelte ihr die Hand und ging von dannen.

Sie ging an das Fenster und schaute ihm nach. Sie sah, wie der Diener, der ihm den Mantel umgeworfen hatte, ihm voraneilte, den Wagenschlag zu öffnen; sie sah ihn mit seinem raschen, energischen Schritte über den Hof bis an den Thorweg gehen, welcher die Gartenmauer gegen den Hof abschloß. Es war ihr Alles so merkwürdig, so neu, als hätte sie es nie zuvor gesehen, als wäre er nicht — wie vielemale — ebenso nach seinem Wagen gegangen, wenn er in der fernen Kaiserstadt bei ihr gewesen war.

Er war noch ganz derselbe, ganz derselbe — und doch völlig ein Anderer geworden. Solcher Tiefe der Empfindung, solch weicher Liebe hatte sie ihn nie für fähig gehalten, er war's auch nicht gewesen in jener alten Zeit. Große Liebe also besaß die Kraft, das fremde Herz zu wandeln.

Sie blieb an dem Fenster stehen, an dem auch er gestanden hatte. Es war windig geworden, die leichteren Zweige der Bäume bewegten sich, der trockene Schnee fiel hie und da herab und zerstäubte glitzernd, daß man ihm mit dem Auge nicht folgen konnte, in der Luft, als wäre er nicht dagewesen. Und doch hatten die kleinen Sterne gefunkelt hier und dort, wenn die Sonnenstrahlen sie getroffen hatten. Auch ihre Gedanken flimmerten auf und verschwammen. Sie konnte sie ebensowenig festhalten und verfolgen, sie kamen und gingen. Bisweilen war es ihr, als habe sie das Alles nur geträumt, als werde sie erwachen und Alles nicht gewesen sein. Aber es war in ihrem Herzen stille wie nie zuvor; der kleine Ring saß fest an ihrer Hand, der Prinz war wirklich dagewesen, sie hatte ihn gesprochen, und war in Frieden und befreiten Sinnes von ihm geschieden. War das denn möglich, und wie war es möglich geworden, und wodurch?

Sie hatte Mühe, sich auf sich selber zu besinnen und auf das, was sie mit dem Prinzen eben erst durchlebt hatte. Sie hatte geweint mit ihm, um die von ihm geliebte Frau. Sie trug an ihrer Hand den Ring zum Andenken an die junge Fürstentochter, die einst zwischen sie und ihre Hoffnung getreten war. Sie hatte eingewilligt, den Mann wiederzusehen, den sie geliebt und dann gehaßt hatte mit aller Kraft ihres starken Herzens, und dies Herz war jetzt voll tiefer, sanfter Rührung, voll innigster Theilnahme für den Prinzen; war voll Sicherheit und Ruhe, als sie, an ihrem Schreibtische sitzend, es Emanuel meldete, daß

sie den Prinzen gestern in dem Hause des Generals getroffen habe, und was seitdem geschehen war.

Sie enthielt ihm Nichts vor: nicht ihr Erschrecken nicht die Qualen, welche das Rückerinnern ihr in der Nacht bereitet hatte. Sie wiederholte ihm jedes Wort des Prinzen, obschon, wie sie ausdrücklich bemerkte die Art, in welcher er gesprochen, seinen Worte" eigentlich erst ihre wirkliche Bedeutung gegeben haben „Und," fügte sie hinzu, „es kommt mir vor, mein geliebter Freund, als wäre ich Dir nie so vollkommen zu eigen, Deiner noch nie so würdig gewesen als heute, da die bittere Erinnerung an das Unrecht, das ich erlitten hatte, aus meiner Seele wie erloschen und ausgetilgt ist. Neben der Liebe wohnte noch der Haß in mir, und entzog Dir einen Theil meines Herzens. Das ist nun vorüber. Wie dürfte ich noch rechten, wo die Hand des Schicksals so sichtbar gewaltet und gerichtet hat? Es hat den Mann, der sich an einem Frauenherzen schwer versündigt, durch das reinste aller Frauenherzen von seiner Nichtachtung der Frauen ganz und gar bekehrt. Es hat ihn, der mit der Liebe leichtsinnig sein Spiel getrieben, die Heiligkeit der Liebe kennen lehren. Es hat ihm gezeigt, welch ein Glück in einer getheilten Liebe, in einer liebevollen Ehe liege, und hat ihm allen diesen Segen nur kurze Zeit gegönnt, um ihn auch den Schmerz der Liebe empfinden zu lassen, den er Anderen einst zu tragen gab. Darin liegt eine hohe poetische Gerechtigkeit, eine Befreiung der aufgeregten und gespannten Leidenschaft, wie sie uns in einem wohl angelegten und gut durchgeführten

dichterischen Kunstwerke zu Theil werden soll. Ich bin noch, während ich Dir schreibe, unter dem Eindrucke des Erlebten. Ich erwäge in meinem Herzen, wie wahr es ist, wie wahr und schön, daß die rechte Liebe Wunder wirken kann noch über das Grab hinaus; und wenn ich heute in mein Inneres schaue, finde ich den gestrigen Ausspruch des Prinzen, daß wir im Leben Anlaß finden, uns über uns selbst zu verwundern, auch an mir bestätigt."

Sie kam dann noch einmal darauf zurück, wie sehr sie Emanuel eben jetzt vermisse, wie wohlthuend es ihr sein würde, sich gegen ihn von Grund des Herzens aussprechen, und sich mit ihm über eine Anschauung verständigen zu können, die sich ihr im Laufe des Tages, ja, während sie ihm geschrieben, zu verschiedenenmalen aufgedrängt habe.

„Ich besorge," schrieb sie ihm, „auch wir sind nicht so tadellos, als wir uns vielleicht empfunden haben. Man entdeckt an sich in hellem Lichte Flecken, über die man bis dahin achtlos fortgesehen hat, und das Beispiel der verstorbenen Prinzessin ist wie ein Sonnenlicht in meine Seele gefallen. Als der Prinz mir sagte, wie sie voll Theilnahme um mich gesorgt, da habe ich beschämt die Augen niederschlagen müssen. Ich hatte mich um Hulda's Schicksal nicht gekümmert, sondern gethan, so viel an mir war, sie aus Deinem Gedächtnisse verschwinden zu machen; und doch war sie vielleicht auf dem neuen Lebenspfade, den sie für sich erwählt hat, mehr als jede Andere, des stützenden Beistandes benöthigt. Können wir und müssen wir

in unserem friedensvollen Glücke ihrer nicht gedenken, wie die Prinzessin meiner dachte? Sollen wir ihr nicht, da wir's noch lebend können, die Hand versöhnend bieten, wie die Prinzessin sie mir gereicht hat in der Stunde ihres Todes? — Ich möchte Frieden schließen mit den Menschen allen, da ich ihn in mir gefunden habe, und ich denke mir unsere Zukunft heute schöner, reiner, unwandelbar beglückter als je zuvor. Möchte das glückselige Empfinden, das mich belebt, auch in Deine Seele übergehen, wenn Du diesen Brief Deiner Konradine erhalten wirst."

Da man gerade ausfuhr, als sie ihren Brief beendet hatte, verlangte sie ihn auf der Post selber durch den Diener abreichen zu lassen. Die Gräfin erinnerte sie, daß die Post erst am nächstfolgenden Tage befördert werde, daß sie ihn also ruhig im Hause behalten und, wenn es ihr gutdünke, noch weiter daran schreiben könne. Aber sie hatte den Brief gesiegelt, wollte ihn nicht öffnen, wollte auch in den nächsten Tagen nicht wieder schreiben, und da sie die kleine Angelegenheit mit lebhafter Wichtigkeit betrieb, so that man ihr den Willen. Die beiden älteren Frauen waren einsichtig genug, Konradinen's Gemüthsbewegung erklärlich zu finden, wenn schon sie die Handlungsweise der Verstorbenen weniger enthusiastisch beurtheilten und weniger bewunderten.

Weil sie den kleinen Ring zu tragen dachte, war sie genöthigt gewesen, von ihrer Unterredung mit dem Prinzen ihrer Mutter und der Gräfin mehr und Genaueres mitzutheilen, als sie ohne diese Absicht viel-

leicht gethan haben würde. Die Mutter wollte den Ring besehen. Er bestand aus mehreren künstlich in einander verschlungenen Reifen, welche eine emaillirte Platte mit der Aufschrift: „Aimez-moi toujours!“ zusammenhielt. Nur die feine Arbeit hatte Werth daran.

Die Baronin betrachtete ihn um derselben willen mit Kennerblick, und während sie damit beschäftigt war, die aufgelösten Reifen wieder ineinander zu fügen, sagte sie: „Das ist wirklich ein kleines Kunstwerk und ein sehr rührender Gedanke. Aber man sollte in den letzten Augenblicken eigentlich nicht mehr zurücksehen, denn wenn man den Sinn dem Irdischen abgewendet hat, vergißt man die Bedingungen desselben nur zu leicht. Daß die Prinzessin Dir durch den Prinzen gerade einen Ring mit dieser Aufschrift sendete, daß er ihn wirklich selber in Deine Hände legte, das erscheint mir — nun, wie soll ich's nennen — doch zu unirdisch, zu idealisch.“

„An die Möglichkeit solcher Deutung hat die arme Sterbende schwerlich denken können, und auch mir würde sie wohl ebensowenig jemals eingefallen sein!“ fuhr Konradine auf, während die Röthe einer zornigen Scham ihr Antlitz übergoß.

„Es ist hier nicht von Deinen, oder von den Voraussetzungen der Prinzeß die Rede,“ sagte die Baronin, „aber wir leben doch nicht in dem seligen Zwischenreiche, in welchem den Reinen Alles rein ist. Und da es mir als eine Wunderlichkeit der Sterbenden aufgefallen ist, Dir diesen Ring mit seiner

Bitte um Liebe durch den Prinzen zustellen zu lassen, so fürchte ich, daß es Anderen ebenso ergehen kann. Ich würde deshalb in Deiner Stelle diesen Ring nicht tragen."

„Den Ring lege ich nie wieder ab, der wird mit mir begraben!" sagte Konradine mit großem Nachdruck, während ihre Augen flammten.

„Es würde auch kränkend für den Prinzen sein, wenn Sie es thäten!" gab die Gräfin zu bedenken, die, jeder Aufregung und jeder Scene abhold, sofort einzulenken trachtete, obschon sie der Baronin innerlich nicht Unrecht gab und die ganze Sache nicht nach ihrem Sinne war. „Man hat es ja nicht nöthig," setzte sie hinzu, „Rechenschaft abzulegen über jeden Ring, den man an seiner Hand trägt, und die Reifen sind so unscheinbar, daß sie die Neugier nicht erwecken. Wahr aber ist es," fügte sie halblaut gegen die Baronin gewendet noch hinzu, während Konradine sich entfernte, „die Herrschaften werden von Kindheit an so lange daran gewöhnt, selbst aus ihrem Denken und Empfinden eine Staatsaktion zu machen, bis sie schließlich Nichts mehr einfach, wie wir Anderen, abthun können — nicht einmal das Sterben und das Trauern um die Todten. Es müssen Andere in Mitleidenschaft gezogen werden, es muß Nachrede davon geben können!" — Sie brach mit diesen Worten plötzlich ab und erhob sich, unzufrieden mit sich selbst. Es begegnete ihr sonst nicht, am wenigsten im Beisein der Baronin, sich tadelnd über ein Mitglied des königlichen Hauses vernehmen zu lassen, in dessen

Verehrung sie hergekommen, und die ihr ebenso Sache des Herzens, als Folge ihrer monarchischen Ueberzeugungen war.

Die Baronin aber ermaß mit richtigem Takte an dieser Unvorsichtigkeit die Stärke des Unmuthes, welchen das Dazwischentreten des Prinzen in der Gräfin erregt hatte, und auch ihr selber, der alle Empfindsamkeit zuwider und bedenklich war, kam dasselbe in diesem Augenblicke keineswegs gelegen.

Vierzehntes Capitel.

Emanuel war es gewohnt, an jedem der beiden wöchentlichen Posttage Nachricht von seiner Braut zu erhalten, und er hatte es in seiner Einsamkeit mit zärtlichem Hoffen ausgerechnet, wie viel dieser ersehnten Briefe er noch erwarten müsse, ehe das dauernde Beisammensein aller Sehnsucht ein erfreuliches Ende machen werde.

Weil er sich auf Konradinens Pünktlichkeit verlassen durfte, pflegte er an dem Posttage seine Geschäfte und Arbeiten immer so einzutheilen, daß die Ankunft des Briefes ihn völlig frei antraf, um dann, wenn das Wort der Entfernten sie ihm nahe gebracht hatte, ihr gleich unter dem ersten Eindrucke dieser Befriedigung, die ersten Zeilen der Antwort schreiben zu können. Es überraschte ihn sehr angenehm, als er diesmal den Brief schwerer und wuchtiger als gewöhnlich fand. Schon die schöne, immer gleiche Handschrift seiner Braut war ihm wieder ein Vergnügen. Mit heiterem Behagen las er die ersten beiden Seiten des Briefes, in welchem sie ihm harmlos von den

kleinen Vorgängen der letzten Tage Bericht erstattete. Dann hatte sie einen Strich gemacht, um einen Abschnitt zu bezeichnen, und mit schlagendem Herzen ließ Emanuel plötzlich sein Auge rasch von Zeile zu Zeile vorwärtsgleiten, denn die Erschütterung, welche Konradine erfahren hatte, ergriff auch ihn. Und doch wollte er ruhig bleiben, um den Schrecken und die bösen Geister, welche dieser in seinem Gefolge mit sich führte, keine Gewalt über sich gewinnen zu lassen.

Mitten im Lesen des Briefes sprang er empor. Er wollte Befehl geben, seinen Wagen bereit zu halten, Pferde für ihn nach der nächsten Station zu senden. Er mußte hineilen, wo Gefahr herantrat an die Frau, die er schon jetzt die Seine nannte. Er konnte in vierundzwanzig Stunden bei ihr sein. Wenn sie es wollte, wenn sie darein willigte, konnte ihre Heirath bald, in wenig Tagen, vollzogen werden, und er konnte sie heimführen in sein Haus, in welchem ihrem und seinem Glücke keine Störung und keine Gefahr mehr drohte. Wenn er morgen zeitig aufbrach, konnte er am nächstfolgenden Tage bei guter Stunde vor sie hintreten. Aber sie erwartete ihn nicht, sie hatte nicht gefordert, daß er kommen solle, und womit sollte er es ihr erklären, was er jetzt empfand, was ihn vorwärts, hinwegtreiben wollte von dieser Stelle, hin zu ihr?

Er schämte sich, es auszudenken. Wie hätte er es aussprechen sollen gegen sie, daß jenes Gefühl, welches er immer als eines der niedrigsten bezeichnet hatte, daß eine wilde Eifersucht in ihm emporgelodert war,

die ihm das Urtheil fälschte und verwirrte. Denn was war geschehen? Was hatte Konradine ihm geschrieben, das ihn berechtigte, ihr zu mißtrauen, die er seit Jahren offenherzig, wahrhaft und redlich gegen sich selbst wie gegen ihn gefunden hatte?

Der Prinz war ohne sein Zuthun, wie der Wille des Königs es für ihn entschieden hatte, nach dem Orte versetzt worden, an welchem Konradine sich ebenso zufällig befand. Er war ihr begegnet, ohne daß er sie gesucht, und hatte sich eines Auftrages entledigt, den das zart empfindende Gemüth einer Gestorbenen ihm für sie gegeben hatte. Eine glückliche Ehe hatte den Prinzen von dem stürmischen Uebermuth der Jugend geheilt. Er hatte, weit entfernt, mit irgend einer zärtlichen Erinnerung Konradine an das Verlöbniß zu mahnen, welches zwischen ihnen einst beschlossen war, vor ihr mit traurigem Herzen den schweren Verlust beklagt, den er erlitten hatte, und sie war, weniger durch das Begegnen mit dem Prinzen und durch das Mitgefühl mit seinem Schmerz, als durch den Hinblick auf die geheimnißvollen Wege des Schicksals und die ausgleichende Kraft der Zeit ergriffen worden.

Das war so natürlich, so berechtigt! Die Art, in welcher sie ihrem Verlobten ihr ganzes Empfinden bei diesen Ereignissen in seiner ganzen Stärke enthüllte, das rasche Vertrauen, mit welchem sie sich ihm in die Arme warf, sich an ihn lehnte, waren so schön und so beglückend, daß Emanuel, als er den Brief zum zweitenmale las, es kaum verstehen konnte, wie

ihn derselbe in dem ersten Augenblicke habe erschrecken mögen. Der Brief war ja in seinem Ausdrucke, in der Herzlichkeit der Anrede wärmer, zärtlicher als je ein anderer zuvor. Niemals zuvor hatte ihn Konradine so vertraulich mit „Du" angesprochen, wie in diesem Briefe. Es war also nur die ihr zur Gewohnheit gewordene Selbstbeherrschung gewesen, die sie bislang in diesem Punkte von ihm ferngehalten, und das Bedürfniß vertrauensvoller Mittheilung hatte die Schranke niedergeworfen. Das hatte er nur zu segnen, hatte dem Prinzen es indirekt zu danken, und es freute ihn von Herzen. Auch die Rückwirkung, welche das Beispiel der Prinzessin auf seine Verlobte ausgeübt hatte, war günstig, war veredelnd. Die Geringschätzung, mit welcher sowohl Konradine als die Gräfin, bisher auf Hulda herabgeblickt, hatte Emanuel immer geschmerzt, denn er hatte es niemals dazu bringen können, sich ihr gegenüber weniger schuldig zu fühlen, weil sie keiner vornehmen Familie entstammte, und keine hochgebornen Verwandten ihr zur Seite waren, sich ihrer anklagend und beschützend anzunehmen. Daß selbst ihr eigener Vater sich gegen Hulda gewendet hatte, daß ihr dadurch sogar die Erinnerung an den Vater nicht rein und ungetrübt geblieben sein konnte, das hatte Emanuel immer als ein besonderes Mißgeschick für dieselbe angesehen. Aber obschon ihr Andenken unvermindert in ihm fortlebte, und obschon er Konradinens Wunsch und Anerbieten höchlich anerkannte, lehnte sich seine Ueberzeugung da-

gegen auf, ohne einen ganz bestimmten und dazu verpflichtenden Anlaß jetzt an sie heranzutreten.

Er war von dem Briefe seiner Braut so mannigfach hingenommen worden, daß es spät geworden war, ehe er den Brief der Gräfin eröffnete. Sie meldete ihm natürlich die Versetzung des Prinzen, berichtete auf ihre Weise rasch und thatsächlich, was er soeben durch seine Braut weitläufiger erfahren hatte, und kam dann zu dem Schlusse: das ganze Ereigniß als einen recht lästigen Zwischenfall zu bezeichnen, als welchen auch Konradinen's Mutter, die sich darüber natürlich nicht auslassen könne, ihn anzusehen scheine. Es sei keine Frage, daß man hier so gut wie anderwärts, die Vorgeschichte des Prinzen kenne. Zudem sei jetzt wieder derselbe Adjutant bei ihm, der ihn schon damals nach Petersburg begleitet habe. Sie selber dürfe, falls der Prinz es wünsche — und er habe ihr diesen Wunsch gleich ausgesprochen — sich nicht weigern, ihn bei sich zu empfangen. Andererseits sei es vorauszusehen, daß die einst getrennten Liebenden sich, wie die Verhältnisse lägen, in der Gesellschaft fast täglich treffen würden. Zu welchem Beobachten, Urtheilen und Aburtheilen, dieses den unbeschäftigten Menschen Anlaß bieten, welche Unzuträglichkeiten daraus entstehen könnten, das sei freilich selbstverständlich. Sie gebe Emanuel deshalb zu bedenken, ob man nicht wohl daran thun würde, die Hochzeit in kürzester Zeit zu feiern, und ob Konradine, um möglichen unbequemen Gerüchten mit gebührender Vorsicht auszuweichen, nicht bis dahin irgend einen Ausflug, irgend einen

Besuch unternehmen sollte, was bei der rastlosen Wanderlust ihrer Mutter durchaus unverfänglich sein würde.

Emanuel kannte seine Schwester. Er hatte den Inhalt ihres Schreibens vorausgesehen, noch ehe er es erbrochen hatte. Trotzdem wünschte er, den Brief lieber nicht empfangen zu haben. Er wußte es der Schwester wenig Dank, daß sie sich in diesem besonderen Falle, und schon im Voraus, zum Sprachrohr und Ausdruck jenes Theiles der sogenannten allgemeinen Meinung machte, welche möglichst von sich fern zu halten, er als die Aufgabe eines selbstgewissen Mannes ansah. Was ihm gegenüber dieser Mahnung zu thun obliege, darüber war Emanuel in keinem Zweifel. Er würde es nicht über sich vermocht haben, seine Braut in einem solchen Falle, um solcher Gründe willen, zu Schritten und zu Vorsichtsmaßregeln zu veranlassen, die ihr als ein Zeichen seines Mißtrauens gegen sie erscheinen mußten; und noch weniger durfte er bei dem Charakter der Gräfin dieser irgend einen Eingriff in sein Verhältniß zu seiner Braut, oder eine bestimmende Meinung über dasjenige gestatten, was dieser Letzteren zu thun oder zu lassen gebührte.

Er schrieb der Schwester deshalb, daß er in der Anwesenheit des Prinzen kein Ereigniß sehe, welches auf seine oder auf die Entschließungen seiner Verlobten Einfluß haben müsse; und da er sich in dem Briefe durchaus ruhig auszudrücken strebte, beruhigte er sich selbst damit noch immer mehr. Das Gefühl der Sicherheit, in welchem er bis dahin gelebt hatte,

war denn auch wieder voll und ganz in ihn zurückgekehrt, als er sich anschickte, seiner Braut zu antworten; weil aber ihre Aufrichtigkeit ihm wohl gethan hatte, so meinte auch er, ihr Nichts verhehlen zu dürfen, nicht einmal die Eifersucht, die nahe daran gewesen war, ihn in der Besorgniß seiner Liebe zu ihr zu führen. Er erwiderte die Grüße, welche sie ihm von dem Prinzen ausgerichtet hatte, in gebührender Weise, ersuchte sie, wenn sie denselben wiedersähe, ihm sein Beileid auszudrücken, und nannte es immerhin möglich, daß ihnen noch einmal ein dauernder Zusammenhang mit dem Prinzen bevorstehen könne.

„Dergleichen aber," schrieb er, „soll man, wie ich glaube, weder von sich weisen, noch es suchen. Es ist dem denkenden Menschen ein künstlerischer Genuß, das Dunkel sich lichten, die Verwirrung sich ordnen, das Getrübte sich klären zu sehen. Unsere Freude an der Dichtung beruht darauf in vielen Fällen. Aber wie in der Dichtung, so muß auch im Leben die Entwicklung aus der eigenen Natur der Betheiligten als etwas für sie Nothwendiges hervorgehen; und ob für den Prinzen, für Dich und mich erneutes Begegnen wünschenswerth, ob es nöthig sein wird, darüber wird die Zeit uns Aufschluß geben. Es zu suchen, ist in seiner Hand; es zu vermeiden in der unseren. Und vollends wenn wir in wenig Wochen hier am eigenen Heerde sein werden, wird uns Nichts nahen dürfen, was zu empfangen wir nicht wünschen könnten."

„Eben meine Ueberzeugung," fügte er dann noch hinzu, „daß man das eigene Bedürfniß des Menschen

über seine Handlungen entscheiden lassen müsse, mahnt mich daran, auch der liebevollen Regung Deines Herzens in Bezug auf Hulda vorläufig nicht nachzugeben. Es steht nicht immer in unserer Macht, zu vergüten und auszugleichen, wie unser Gewissen es fordert und zu seiner Beruhigung bedürfte. Was sollten oder was könnten wir ihr sagen, was ihr bieten, da wir die Zustände nicht kennen, in denen sie sich jetzt bewegt? Was wir davon durch die Zeitungen erfahren, ist günstig. Sie schreitet mit großer Anerkennung vorwärts in einem Lebensberufe, zu dem sie einen Antrieb in sich gefühlt haben muß; und es würde gefährlich sein, sie rückwärts blicken zu machen, während in dem ungebrochenen Streben, vorwärts zu kommen, vielleicht ihre Stärke und Sicherheit beruhen. Ich habe sie nicht vergessen und habe Dir es nie verborgen, daß ich sie nie vergessen werde. Ich strebe nicht einmal danach, so wenig ich danach streben würde, einen sonnigen Frühlingsmorgen zu vergessen, in dessen hellem Lichte ich glückbeseligt einst geathmet habe. Mein Gefühl für sie hat mit der festen Neigung, die ich für Dich hege, Nichts gemein. Und doch — nenne es eine fatalistische Idee, nenne es eine Erinnerung an Goethe's unvergleichliche Dichtung — ich würde Scheu tragen vor dem geflissentlich gesuchten Hereinziehen eines neuen Elementes in das enge Bündniß, das zu schließen wir im Begriffe stehen. Laß auch darin die Zeit gewähren. Käme ein Augenblick, der uns Hulda entgegenführte, wie jener, der den Prinzen zufällig in Deine Nähe brachte, und fänden

wir sie dann geneigt, die Hand zu ergreifen, die ich ihr einst in anderem Sinne geboten habe, so würde es mir ein hoher Gewinn sein, sie ihr reichen zu können, und ich weiß es Dir von Herzen Dank, daß auch Deine Arme ihr in diesem Falle geöffnet sein würden."

Er rechnete seiner Braut dann die Zahl der Tage vor, die sie Beide noch von ihrer Vereinigung trennten, gab ihr Auskunft über sein Schaffen und die für ihre Bequemlichkeit getroffenen Einrichtungen, schilderte ihr, wie schön es trotz des Winters an den Mittagen in den hohen Wäldern sei, wie eigenartig der Blick aus dem Schlosse selbst in dieser Jahreszeit ihn anmuthe, und wie er sich dagegen auch sträubte, konnte er am Ende des Briefes die Bitte nicht zurückhalten, sie möge, da Alles zu ihrem Empfange früher, als er es erwartet habe, fertig sein werde, ihm das Zugeständniß machen, auch früher, als es zuerst beschlossen gewesen wäre, als Herrin in das Stammschloß seiner Väter einzuziehen.

Er war guten Muthes, als er den Brief beendete, aber als er denselben abgesendet hatte und er den Boten schon auf dem Wege nach der Station wußte, kam eine Unruhe über ihn. Er hatte sich sonst wohl auch gefragt, was Konradine eben in dieser Stunde thun, wo sie weilen, womit sie beschäftigt sein möge; aber dies Denken an sie war ihm immer ein durchaus erfreuliches und sorgloses gewesen. Heute regte es ihn peinlich auf.

Es war gegen Abend hin um die Stunde, in welcher die Gräfin an ihrem Theetische Besuche zu empfangen pflegte. Emanuel kannte den Kreis der Freunde und Verwandten, welche sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit bei der Schwester einzufinden pflegten. Daß der Prinz sich diesen Freunden zugesellen würde, war nicht anzunehmen, war wenigstens für das Erste nicht wahrscheinlich; indeß unmöglich war es nicht.

Er hatte die leichten Umgangsformen stets geliebt, die Etikette-Rücksichten gering geachtet. Er konnte zudem in seiner jetzigen Stimmung unmöglich Freude an großer Repräsentation, an allgemeiner Geselligkeit empfinden. Jemanden zu haben, mit dem er sich vertraulich unterhalten konnte, gegen den er sich zwanglos gehen lassen durfte, mußte ihm willkommen sein; und er hatte Konradinen sein Herz erschlossen, er hatte sich auch gegen die Gräfin über seinen Kummer ausgesprochen. Zwei solche Frauen öfter zu sehen, in dem Hause der Gräfin, in ruhigem Zwiegespräch Ersatz für die verlorene Häuslichkeit zu suchen, mußte ihm ein Bedürfniß, eine Wohlthat sein.

Aber Emanuel war ja auch einsam, er entbehrte der ersehnten Nähe seiner Braut, der Abend war sehr lang in dieser Winterszeit, und dem Prinzen sollte eine Zerstreuung, eine Erheiterung geboten werden, die Emanuel noch vorenthalten wurde. Es machte ihn ungeduldig und verdrießlich, wenn er daran dachte. Der Abend wollte kein Ende nehmen, keine Arbeit freute ihn, keine Beschäftigung fesselte ihn. Er mochte

nicht schreiben, nicht lesen, noch viel weniger denken, und war schließlich froh, als die Stunde herankam, in welcher er sein Lager suchen konnte. Der Schlaf jedoch, weit entfernt, ihm ein Befreier zu werden, verschlimmerte seinen Zustand; denn was er im Wachen mit festem Willen von sich abzuwehren wußte, das trat, vom Traume heraufgeführt, ihm in unheilvollen Vorstellungen gegenüber und schreckte ihn in jähem Schmerze empor.

Draußen war es tiefe Nacht, es regte sich Nichts in der Natur. Im Schlosse war es todtenstill, die Lampe, die er angezündet hatte, warf ihren Schein durch das einsame Gemach. Lautlos schritt er auf dem weichen Teppiche hin und her, daß er sich gespenstisch vorkam, wenn er sein Bild an dem Spiegel vorübergleiten sah.

Warum war er von sich selber abgefallen? Warum hatte er nicht beharrt auf dem Entschlusse, in eheloser Einsamkeit zu leben? Freilich war er in seiner Ehelosigkeit nicht glücklich gewesen, denn er hatte von früher Jugend an die Liebe einer Frau ersehnt, nach dem Glücke der Ehe stets verlangt; aber er hatte damals in richtiger Selbsterkenntniß daran gezweifelt, die Liebe einer Frau um seiner selber willen gewinnen zu können, er war ehelos geblieben aus Ueberzeugung. Und als ihm dann so unerwartet Liebe zu Theil geworden war, rein, fest, stark, uneigennützig, als ein gütiges Geschick sie ihm in die Hand geworfen, wie eine reife goldene Frucht — da hatte er die Hand nicht geschlossen, um sich des kostbaren Kleinods zu

versichern für immerdar. Er hatte die Arme in Schlaffheit niedersinken, er hatte das Kleinod auf die Erde fallen lassen, und es war hinweggerollt auf einen Boden, auf dem es unter die Füße getreten werden konnte.

Hulda hatte ihn geliebt! Er hatte nie ein Weib geliebt wie sie! Das Bewußtsein tauchte bei jedem Anlaß wieder in ihm auf, und diese Erkenntniß, die er sich nicht eingestehen mögen, hatte ihm den Vorschlag unheimlich erscheinen lassen, den ihm Konradine in ihrem Briefe eben jetzt gemacht hatte. Was ihn und Konradine zusammengeführt, war nur ein schönes, herzliches Vertrauen, sie hatten das einander auch offen eingestanden. Es war ein Uebereinkommen, das Beiden zum Vortheil gereichte, das ihm eine edle Hausfrau, eine geistvolle Gesellschaft, eine freundliche Gefährtin, ihr einen ergebenen Beschützer, einen großen Namen und volle Lebensfreiheit durch reichen Besitz verlieh. Ob dieser Besitz bestimmend auf ihre Entschließung eingewirkt habe, diese Frage hatte er in sich geflissentlich zurückgedrängt. Denn durfte er es ihr verargen, wenn sie in dem äußeren Besitz, den er ihr bieten konnte, einen Ausgleich suchte für die persönlichen Vorzüge, die ihm fehlten?

Was die Nachricht von des Prinzen Ankunft begonnen, das hatte der wirre Traum der letzten Stunden in Emanuel's Seele vollendet. Er konnte sich es nicht verbergen: nur sein Ehrgefühl hielt ihn zurück, es kundzugeben, daß er aus Mißtrauen in sich selbst der Frau mißtraue, die bald seinen Namen tragen;

seine Gattin werden sollte; daß seine plötzlich rege gewordene Eifersucht, ihm keine Ruhe ließ. — Eifersucht! — War sie je zu dämpfen, wo sie einmal empfunden worden war? Würde die Ehe sie zum Schweigen bringen? — Und wer als er selber trug die Schuld der Pein, die er empfand in dieser Stunde?

Er war mit sich selbst zerfallen, er machte sich sein Mißtrauen gegen Konradine schwer zum Vorwurfe. Bald klagte er sein Schicksal an und bald sich selbst. Dann wieder rang sich ein ruhiges, gefaßtes Bewußtsein in ihm durch, und gerade der Wechsel dieser beiden Stimmungen flößte ihm ein Grauen vor sich selber ein. Nichts war ihm stets eines Mannes unwürdiger erschienen, als eine Lage, die ihn zur Eifersucht verdammte, Nichts ihm widerwärtiger gewesen als ein Eifersüchtiger und die Schilderungen der Eifersucht in der Dichtung. Und sie waren doch richtig gewesen bis auf das Haar! — Denn er erlebte, er erlitt, was sie gezeichnet hatten. Er stand auf dem Punkte, auf welchem er Grund und Ungrund, Wahrheit und Einbildung nicht von einander zu unterscheiden vermochte, auf dem er Alles in einem wechselnden, die Dinge verschiebenden und verzerrenden Lichte sah, in einem Lichte, das schließlich auf ihn selbst zurückfiel, das ihn lächerlich, ja verächtlich erscheinen machen konnte.

Selbst der Morgen brachte ihm nicht Ruhe, der Tag nicht Klarheit. Er blieb zerfallen mit sich selbst, es sah traurig in ihm aus.

Fünfzehntes Capitel.

Inzwischen hatte man sich in dem Hause der Gräfin schon wieder zurechtgefunden, und Konradine war nahe daran, die Bekenntnisse, welche sie Emanuel gemacht hatte, zu bereuen, nachdem sie den Brief desselben gelesen und wieder gelesen hatte. Sie kannte die geheime Wunde, an welcher das Gemüth ihres Verlobten krankte; sie hatte darauf die nöthige Rücksicht nicht genommen, und sie sah es jetzt zu spät ein, daß es ein Gemeinplatz sei, wenn man behaupte, die Liebe dürfe dem Geliebten Nichts verschweigen, Offenheit, unbedingte Offenheit sei die erste Bedingniß zwischen Menschen, die sich durch die Ehe dauernd zu verbinden denken. Ihre unbegrenzte Offenheit war das Werk selbstsüchtiger Fassungslosigkeit gewesen. Sich im ersten Augenblicke zu befreien, hatte sie einem Anderen eine schwere Bürde aufgewälzt; und weil sie dies Unrecht gutzumachen wünschte, stand sie nicht an, ohne Bedenken zu gewähren, was Emanuel von ihr erbat.

Sie schrieb ihm, daß ihre Wünsche mit den seinigen in diesem Falle, wie zum Glück fast immer, zusammenträfen, sie gebe es also ganz in seine Hand, den Tag für ihre Verheirathung festzusetzen. Ihre Mutter sei mit dieser Aenderung des ursprünglichen Planes einverstanden, weil sie dadurch zeitiger gen Süden reisen könne, und da die Fastenzeit, während welcher keine Trauungen vollzogen zu werden pflegen, in diesem Jahre mit dem Beginne des Frühlings zu Ende gehe, so hoffe sie in wenig Wochen, zusammen mit dem Frühling, bei ihm einzuziehen, um dauernder als der Frühling bei ihm zu verweilen. Sie meldete ihm dann noch, daß der Prinz seinen Besuch bei der Gräfin wiederholt habe, daß sie ihn im Beisein anderer Personen, welche sie ihm nannte, wiedergesehen habe, daß sie ihn in jedem Betrachte zu seinem Vortheil verändert finde, und daß sie nie größer von der Ehe gedacht habe als eben jetzt, wo sie an dem Prinzen die versittlichende und veredelnde Macht dieser heiligen Verbindung beobachten können.

Es gewährte ihr eine große Genugthuung, Emanuel's Wunsch zu befriedigen; die Gräfin nahm die Nachricht mit unverhohlenem Wohlgefallen auf, und Konradinen selber war es angenehm, dem Prinzen, als sie ihm in einem befreundeten Hause begegnete, die Mittheilung machen zu können, daß in Schloß Falkenhorst die Einrichtungen, die Baron Emanuel für nöthig erachtet habe, beendet worden wären und daß sie in Folge dessen, sich schon in den ersten Frühlingstagen verheirathen werde.

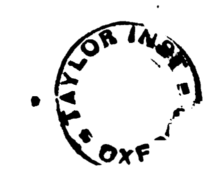
Der Prinz wünschte ihr dazu mit jener Theilnahme Glück, welche zu zeigen Sache der Schicklichkeit ist. Sein Betragen gegen sie war immer ruhig, stets gemessen, und Konradine hätte sehr eitel sein müssen, sich nicht zu sagen, daß die Ergriffenheit des Prinzen bei ihrem ersten Zwiegespräch wirklich nur der verstorbenen Prinzessin und nicht einer anderen Erinnerung gegolten habe. Gefallsüchtig oder herausfordernd war sie überdies nie gewesen, über ihre Zukunft hatte sie jetzt nach besonnener Wahl entschieden. Des Prinzen Schicksal hatte sie mit ihm und mit jener Gerechtigkeit ausgesöhnt, der wir zu begegnen verlangen, wo wir Unrecht erlitten haben, ohne uns Recht dafür schaffen zu können; und da der Prinz jetzt noch mehr als früher sich überzeugt hielt, daß er nicht nur einer unabweisbaren äußeren Nothwendigkeit, sondern der Fügung einer höheren Macht gefolgt sei, als er sich von Konradinen losgesagt habe, um sich mit der Prinzessin zu verbinden, so stellte sich in kürzester Zeit zwischen den Beiden ein freies Empfinden und ein so ruhiger Verkehr heraus, daß sowohl die Baronin als die Gräfin sich von dem Ungrund ihrer gehegten Besorgnisse überzeugten.

Zufällig waren sie Beide gegenwärtig, als Konradine dem Prinzen von ihrer jetzt nahe bevorstehenden Verheirathung erzählte. Sie hörten es, wie der Prinz es verständig hieß, die Zeit des Brautstandes möglichst abzukürzen, besonders wenn es sich wie in diesem Falle um eine Verbindung zwischen reifen und fertigen Menschen handle.

„Wo zwischen solchen Menschen," sagte er, „der Wunsch nach einem dauernden Beisammensein, das Verlangen nach völliger Vereinigung zu einem deutlichen Bewußtsein gekommen und dies Verhältniß feststellend ausgesprochen worden ist, da muß dem Worte auch die That schnell folgen. In der halben Freiheit, welche der Brautstand gewährt, ist ein wirkliches Wachsen des gegenseitigen Verständnisses weit weniger wahrscheinlich als das Aufkommen von Mißverständnissen und das Dazwischentreten von störenden Hindernissen. Was man aber aneinander hat und für einander sein und werden kann, das bewährt sich doch schließlich erst in der Ehe selbst, wenn die Mehrzahl der landläufigen Aussprüche über die Ehe in ihr Nichts zusammengefallen sind."

Frau von Wildenau, zu deren Vergnügungen Gespräche über die Ehe gehörten, weil sie bei denselben sich in ihrer Geringschätzung der Ehe gehen lassen und zeigen konnte, nahm die hingeworfene Bemerkung des Prinzen augenblicklich mit der Entgegnung auf, daß die allgemeinen Aussprüche über die Ehe schon darum haltlos wären, weil jede Ehe ein Unikum sei, jede ihre eigenen Erfahrungen von Anfang an zu machen habe.

„Die Ehe ist ein Experiment," sagte sie, „das meist auf bloße Vermuthungen hin gewagt wird und dessen glücklicher Erfolg immer zu bewundern bleibt. Wir sind angenehm überrascht, wenn wir nach bedächtigem Prüfen und Wählen einen Schuh oder Handschuh finden, der — ohne eigens für uns ge-



macht zu sein — uns paßt, der uns nicht drückt, nicht preßt; und wir gehen doch zumeist Alle mit dem Glauben in die Ehe, ein Wesen gefunden zu haben, das uns noch ganz anders anpassen und sich uns noch ganz anders anschmiegen soll, als ein Handschuh oder unser Schuh. Da ist denn, um diesen verwegenen Leichtsinn vor dem eigenen Gewissen zu entschuldigen, natürlich gar Nichts übrig geblieben, als sich mit dem Glauben an die höhere Fügung zu beruhigen, nach welcher eben dieses Menschenwesen eigens für uns gemacht und herangebildet worden sein soll. Und die Menschheit will noch immer nicht begreifen, wie oft sie mit diesem Glauben die Vorsehung für einen Stümper erklärt, der für uns das Richtige zu schaffen und auszuwählen nicht verstanden hat."

Der Prinz hatte sich in früheren Zeiten mit den Paradoxen der Baronin unterhalten; sie waren aber jetzt nicht mehr nach seinem Sinne. Zudem glaubte er zu bemerken, daß sie auch Konradinen und der Gräfin nicht genehm waren. Er wies sie deshalb mit der Bemerkung zurück, daß er bei seiner Aeußerung nicht die traurigen Fälle im Sinne gehabt habe, in welchen die Ehe nicht den Erwartungen entspreche, mit denen man sie eingegangen sei.

„Und woran dachten, oder was meinten Hoheit denn sonst, mit den herkömmlichen und trotzdem unrichtigen Behauptungen über die Ehe?" fragte die Gräfin.

„Alle unsere Vorstellungen von dem Glück der Ehe," entgegnete der Prinz, „beruhen mehr oder

weniger auf dem alten Bibelworte: „Und er soll Dein Herr sein!" Das heißt schließlich auf der Anerkenntniß der Macht, welche der Starke über den Schwächeren auszuüben vermag."

Die Gräfin lächelte. „Es möchten auch nur wenig Fälle zu verzeichnen sein," sagte sie, „in welchen wir Frauen zur gegebenen Stunde diese Macht des Stärkeren nicht zu erfahren gehabt hätten."

„Gewiß nur wenig Fälle!" rief der Prinz. „Wie sollte es auch anders sein, da man uns zu der Selbstbewunderung unserer Kraft und Stärke, und nach dem Grundsatze erzieht, daß uns den Frauen gegenüber das Regiment von rechtswegen gebühre? Ich habe auch lange genug mit einem solchen angelernten Selbstbewußtsein auf die Lehre von dem starken und dem schwachen Geschlechte geschworen, und mich nur darüber gelegentlich gewundert, wie es dem schwachen Geschlechte so gar häufig möglich wird, das starke Geschlecht zu beherrschen. Aber auch dafür hat die alte Tradition ihre Erklärung für uns und zu unseren Gunsten vorbereitet: es ist die männliche Großmuth, die sich freiwillig herbeiläßt, die goldene Kette zu tragen — wohlgemerkt, so lange sie weder drückt, noch ernstlich zu fesseln denkt." — Er hatte die letzten Worte scherzend ausgesprochen, aber gleich wieder ernsthaft werdend, fügte er hinzu: „Ich glaube, und daran dachte ich eigentlich vorhin, daß wir uns, um den Frauen gerecht und damit auch den Bedingungen der Ehe gerecht zu werden, zunächst darüber klar zu werden suchen müssen, daß wir nicht mehr von männ-

licher Kraft und weiblicher Schwäche, sondern von zwei in ihrer Art verschiedenen, aber, jede in ihrer Art, gleichbedeutenden Kräften zu reden haben. Davon würden wir uns sehr bald überzeugen, wenn es möglich wäre, die beiden Kräfte, die wir gewohnt sind, in irgend welchen besonders dazu herausfordernden Augenblicken an einander zu messen, in ihrer ganzen allgemeinen und dauernden Kraftentfaltung vergleichend wägen zu können. Ich wenigstens bin nicht sicher, zu wessen Gunsten die Schale sich senken würde: ob zu Gunsten unseres starken, energischen Kraftaufwandes im gegebenen Momente, oder ob zu Gunsten der im beständigen Gleichmaß ruhig beharrenden weiblichen Kraft. Und zwar bin ich umsoweniger darüber sicher, als in der entscheidenden Stunde die willensstarke Entschlossenheit der Frauen uns Nichts nachzugeben pflegt. Fassung in verwickelter Lage, bei plötzlich hereinbrechendem Unheil, besitzen die Frauen in gleichem Maße, ja vielleicht mehr, als wir —"

„Weil wir es von Jugend an weit mehr nöthig haben als der Mann, uns in der Selbstbeherrschung zu üben, ohne die wir gar nicht bestehen und uns nicht behaupten könnten!" meinte die Gräfin.

„Nun," warf die Baronin ein, „in dieser Kunst werden die Männer, freilich sehr ohne es zu beabsichtigen, unsere Lehrer, nur daß sie es dann obenein noch übel nehmen, wenn der Schüler sie zu übertreffen anfängt. Darin, wie in jedem anderen Punkte, trifft der Ausspruch Iphigeniens zu: „Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth!" — Uns wird nur zu oft

als Fehler angerechnet, was der Mann als Eigenschaft an sich zu schätzen weiß. Seine Selbstbeherrschung — wenn er sich die Mühe nimmt, sie sich aufzuerlegen — ist in jedem Falle edle Fassung. Die unsere wird, wer weiß wie oft, als eine Folge und Frucht der Verstellung bezeichnet. Sucht der Mann mit Behutsamkeit seine Frau zu beeinflußen, so ist das eine weise Führung. Thun wir aber das Gleiche, so ist das versteckte Herrschsucht. Und wie Goethe's Iphigenie sehr richtig das traurige Geschick der Frauen beklagt, so preist Klärchen mit ihrem: „Oh wär' ich ein Mannsbild" das Glück, ein Mann, das heißt ein Selbstbeherrscher und ein Tyrann zu sein, noch lange nicht nach Gebühr."

Eine Meldung, welche man der Gräfin zu machen kam, unterbrach die Unterhaltung, die abermals durch der Baronin Schuld von ihrem Ursprung und von des Prinzen Gedanken in einer Weise abgekommen war,. welche der Gräfin und Konradinen um des Prinzen willen, und auch diesem selber peinlich gewesen war

Da man sich erhoben hatte, trat der Prinz mit Konradinen einige Schritte zurück, und das Recht ihres früheren Zusammenhanges zum erstenmale vertraulich benutzend, sagte er: „Es ist merkwürdig, wie Frau von Wildenau sich selber gleich geblieben ist, wie die Zeit gar keinen Einfluß auf sie gehabt hat. Sie sieht heute noch ganz so aus wie in dem Winter, in welchem ich sie kennen lernte, jugendlich und

frisch, und sie empfindet und denkt auch noch vollkommen so wie damals."

„Hoheit wissen es," bedeutete Konradine mit behutsamer Abwehr des versteckten Tadels, „daß meine Mutter in ihrer Ehe nicht glücklich gewesen ist."

„Ich weiß! ich weiß es!" sagte der Prinz, der, wie Alle seinesgleichen, sich auch in dem Kleinsten nicht gerne widersprechen, und seine Meinung nicht leicht zurückweisen ließ. „Wo es sich aber um allgemeine Grundsätze handelt, muß man doch von sich abzusehen vermögen."

„Und doch sind es eben Ihre eigenen wohlthuenden Erfahrungen, die Sie gegen meine Mutter geltend machten!" wendete Konradine ein.

„Gewiß! gewiß!" rief der Prinz; „subjectiv sind wir ja bis zu einem bestimmten Grade in diesen Dingen immer. Indeß seiner übeln Erfahrungen, seiner unangenehmen Erinnerungen, muß man sich entschlagen. Wie will man sonst durch das Leben kommen, das uns dergleichen nie erspart, uns dergleichen immer neu aufbürdet? — Früher war die Baronin übrigens der gleichen Ansicht; sie nannte es Weisheit, zu vergessen, was uns nicht erfreut."

„Der Meinung ist sie auch noch immer. Doch giebt es Dinge, die man nicht verschmerzen, nicht verzeihen, und darum nicht vergessen kann."

Konradine hatte, als sie das sagte, in Wahrheit nur an die Erlebnisse der Mutter gedacht. Wie sie die Worte aber aussprach, schoß ihr das Blut in die Wangen, denn sie fühlte die Bedeutung, welche sie

für den Prinzen in ihrem Munde haben mußten; und ihr plötzliches Erröthen drängte ihm auch wirklich den Glauben auf, daß die Bemerkung ihr persönliches Empfinden ausgesprochen und also ihm gegolten habe. Denn mit eben solchem plötzlichen Erglühen, das sich von der Stirne bis hinab über den ganzen Hals ergoß, hatte sie vor ihm gestanden in ihrem zornigen Schmerz an jenem Morgen, an welchem sie geschieden waren. Er war ihm schwerer zu überstehen gewesen, als sie es ihm glauben wollen — und sie war noch immer stolz und schön, wie damals.

Sie vermochte ihn nicht anzusehen; er fand das Wort nicht zur Entgegnung. Sie waren Beide unangenehm betroffen, sie schwiegen Beide. Der Prinz glaubte einen in diesem Augenblicke nicht geforderten, durch die neulich erfolgte Aussöhnung nicht mehr berechtigten Vorwurf von ihr erlitten zu haben, und er hatte es in seinem Leben nicht nöthig gehabt, ein ihm zugefügtes Unrecht schweigend hinzunehmen. Er wollte auffahren, aber sein Ehrgefühl hielt ihn zurück, und als er Konradinen ansah, bemerkte er, wie gewaltsam sie ihre Bewegung niederkämpfte. Diese Bewegung ergriff auch ihn, er wußte selbst nicht wie.

„Ihnen gegenüber vertheidige ich mich nicht!“ sagte er und wußte dabei, daß im Grunde diese Erklärung oder dieses Zugeständniß durch Konradinen's Aeußerung keineswegs gefordert worden war.

„Ich dachte nicht an mich! Verzeihen Sie mir! Glauben Sie mir das!“ entgegnete sie mit weicher,

bebender Stimme, und als thäte die Bitte ihr noch nicht genug, reichte sie ihm ihre Hand hin.

Er behielt sie in der seinen. „Wie gern, mit wie viel Freude will ich es glauben!“ rief er. „Ist mir es doch ein solches Glück, mich Ihrer Theilnahme, Ihrer Freundschaft versichert zu halten! Nur mißverstehen Sie mich nicht wieder, so wie heute.“

„Gewiß nicht!“ betheuerte sie ihm.

„Ich meinte ja nichts Anderes,“ fuhr er fort, „als daß man nicht in der Erinnerung bewahren dürfe, was unser Herz verbittert, unsern Geist verdüstert. Wie könnte man denn vergessen wollen, was man einmal geliebt hat. Wie sollte man jemals gleichgiltig werden gegen Etwas, das man als schön bewundert, als gut erkannt hat? Das hieße ja sich selbst berauben!“

Er hatte das Alles in rascher Aufregung gesprochen, ohne damit seiner oder ihrer Verwirrung völlig abzuhelfen, und nur um sich von derselben zu befreien, rief er: „Also kein solch hartes Wort mehr zwischen uns, denn vor Ihnen stehe ich ganz waffenlos!“ Er zog dabei ihre Hand an seine Lippen, ihre Augen begegneten einander. Es war der alte, heiße, unvergessene Blick; sie empfanden es alle Beide.

Sechszehntes Capitel.

Der soeben erzählte flüchtige Vorgang hatte sowohl den Prinzen als Konradine achtsam gemacht und damit zur Vorsicht gemahnt. Der Prinz mußte sich sagen, daß er in diesen ersten Wochen öfter als nöthig in dem Hause der Gräfin erschienen sei, daß er seinem Verlangen nach einem Verkehr mit den ihm bekannten und zusagenden Frauen, zu viel nachgegeben habe. Aber seine Dienstverhältnisse, die ihm namentlich zum Anfang mannigfache Rücksicht und Arbeit auferlegten, und sein persönliches Geschick boten ihm den besten Vorwand, sich, sobald ihm dieses nöthig dünkte, mehr als bisher von der Gesellschaft zurückzuhalten, und es dadurch unauffällig zu machen, wenn er sich auch bei der Gräfin seltener zeigte.

Konradine wußte ihm für diese Rücksicht Dank. Seinem und ihrem Gewissen, ihrem beiderseitigen Schicklichkeitsgefühle geschah damit Genüge. Die Gräfin machte nicht die kleinste Bemerkung über das Fortbleiben des Prinzen, sie empfand es jedoch wieder einmal, welch ein Glück es sei, wenn man es in schwie-

rigen Lebenslagen mit Personen von Erziehung zu thun habe, die sich und die Verhältnisse zu achten wüßten. Es war nach Außen Alles so ruhig und so glatt, als man es nur wünschen konnte; im Innern aber glimmte das Feuer still und heimlich fort. — Das Vermeiden machte die Entbehrung deutlich, die Entbehrung fachte die Sehnsucht an.

Der Prinz hatte sich in den Tagen seiner Ehe daran gewöhnt, einen Theil seiner Abendstunden in den Gemächern seiner kränkelnden Gattin zuzubringen. Jetzt, wo eine größere Arbeitslast und größere Verantwortlichkeit auf ihn gelegt worden waren, fehlte ihm die Möglichkeit jenes Ausruhens in traulich verständnißvoller Unterhaltung, und die einsamen Abendstunden kamen ihm lang und traurig vor. An dem Theetische der Gräfin, in Konradinens Gesellschaft, hatte er die Lücke nicht empfunden, die Zeit war ihm leicht und schnell genug vergangen. Die leeren Säle, das neue Arbeitszimmer des weiten Palastes, den er inne hatte, sprachen noch nicht zu ihm, sagten, bedeuteten ihm Nichts; und Zerstreuung in Gesellschaft fremder Menschen aufzusuchen, fühlte er sich oftmals nicht geneigt. Das Theater bot ihm also noch am leichtesten, was er nöthig hatte. Er war dort nicht allein, die Vorstellung zog ihn von sich selber ab, Niemand hatte Ansprüche an ihn zu machen, und in eine Loge zu Personen seiner Bekanntschaft einzutreten, war ihm unbenommen, wenn ihm die Laune kam, in den Zwischenakten einige Minuten zu verplaudern. Kaum Einen Abend ließ er vorübergehen, ohne das

Theater für kürzere oder längere Zeit zu besuchen, denn der Direktor, der vom Hofe unterstützt ward, hatte eine Gesellschaft zusammengebracht, die sich für eine Provinzial-Hauptstadt wohl sehen lassen konnte. Der Land-Adel hatte für den Winter einen Theil der Logen inne, und auch die der Gräfin war selten unbesetzt.

Die Zeit der Gesellschaften neigte sich gegen das Frühjahr ihrem Ende zu, die Tage wurden schon beträchtlich länger, den Abend allein zuzubringen war nicht nach dem Sinne der Baronin. Es mußte immer Etwas vorgenommen werden, wenn sie sich zufrieden fühlen sollte, und da die Gräfin eine Freundin der dramatischen Kunst war, zeigte das Theater sich den beiden Frauen als das bequemste Auskunftsmittel. Auch Konradine benutzte die Loge jetzt öfter als in des Winters Anfang. Sie sagte sich mit Recht, daß ihr in Zukunft derartige Genüsse weniger erreichbar sein würden, und wenn sie sich es ehrlich eingestand, war es auch ihr jetzt lieb, über ein paar Stunden ohne Selbstthätigkeit hinwegzukommen.

„Die Tage, die mich noch von Dir und unserer Vereinigung trennen," schrieb sie Emanuel, „fangen an, mir lang zu werden. Was ich noch vorzubereiten, abzuthun dachte, ehe ich die Stadt verlasse, das ist besorgt und fertig. Neues zu unternehmen, hält eine geheime Ungeduld mich ab. Es ist mir zu Muthe, wie dem Reisenden am Ende seines Wanderns, wenn die Thürme der Heimat ihm zu winken beginnen. Ich möchte den Schritt, die Zeit beflügeln können, um an

dem ersehnten Ziele zu rasten; und wie des Reisenden in solchem Falle, bemächtigt sich meiner eine zweifelnde Ungewißheit, die ich eine abergläubische Furcht benennen würde, wenn ich mich nicht schämte, mir selbst und Dir eine solche Schwäche einzugestehen. Meine Phantasie ist unruhig, meine Träume sind lebhafter als je, und ängstigen mich oft mit bösen Schreckensbildern. Die schlechten Wege in der Provinz und die wilden Pferde, welche Du reitest und mit denen Du zu fahren liebst, spielen auch eine Rolle in meinen Besorgnissen, und mein Wunsch, Dich wiederzusehen, bei Dir zu sein, ist so lebhaft, daß ich es Dir danken würde, wenn Du bald von Hause aufbrechen und zu uns kommen könntest. Einer bestimmten Sorge würde ich stehen und die Stirne bieten können. Aber gegen die unbestimmte Unruhe weiß ich mir keinen Rath. Da ich sie mit der Vernunft nicht erklären kann, kann ich sie auch nicht fassen und sie mit der Vernunft nicht niederkämpfen. Ich zähle die Tage und zähle des Tages Stunden. Ich frage mich bisweilen, worauf ich denn gerade an diesem Tage warte, und finde, daß ich nach der Uhr gesehen habe, um mich zu überzeugen, daß die Theaterstunde noch nicht da ist. Und wenn wir Abends aus dem Theater nach Hause kommen, ist meine Unruhe keineswegs verschwunden, und die Erinnerung an eine flüchtige Unterhaltung mit dem Prinzen, der gelegentlich in unsere Loge eintritt, ist oft das Beste, was ich in dem Theater für mich gewonnen habe. Ich glaube in der That, des Prinzen neuliche Behauptung war

sehr richtig. Man sollte sich die Zeit des Brautstandes ersparen, man sollte sich sofort verbinden, wenn man besonnenen Sinnes den Entschluß gefaßt hat, es zu thun. Mir wenigstens nimmt dies Warten und dies Sehnen alle rechte Ruhe, und ich frage mich oftmals: ob wir nicht mehr im Sinne Deines verstorbenen Bruders gehandelt haben würden, hätte ich Dir gleich damals in der Schweiz die Hand gereicht, mit Dir gemeinsam Schloß Falkenhorst nach unserem Gefallen eingerichtet und uns so die Trennung erspart, die ja auch Dir schon allzu lange gewährt hat."

Sie war immer ruhig und in sich befriedigt, so lange sie an Emanuel schrieb. Sie sprach genau, wie sie es fühlte, sie sagte ihm, was sie sich selber sagte, Alles, womit sie sich selbst beruhigte, wenn die Angst zu mächtig in ihr wurde, wenn sie ihre Unruhe nicht bezähmen, die Stunde nicht erwarten konnte, in welcher der Wagen sie nach dem Theater bringen, in dem sie ihn sehen, den Prinzen sehen würde, wie er ihr gegenüber in der Seitenloge saß, hinträumend, in seine Gedanken versunken, bis ihre Blicke sich rasch begegneten, um sich noch rascher zu meiden, und bis er, getrieben von seinem Wunsche sie zu sprechen, wenn auch nur für wenige Minuten, in der Loge der Gräfin erschien.

Es war die gleichgiltigste Unterhaltung, welche in diesen kurzen Unterredungen gepflogen wurde. Sie galt nicht einmal Konradinen im Besonderen, sie war zumeist an die Gräfin gerichtet, wenn der Prinz nicht, was er nie vergaß, sich ausdrücklich bei Konradinen nach Baron Emanuel erkundigte, oder sie scherzend

fragte, wie lange der Baron ihm noch die Freude gönnen werde, sie hier zu treffen und ihr seine Huldigung darzubringen.

Wie lange noch? — Das fragte sich auch Konradine, wenn sie Abends die Tage zählte, welche bis zur Ankunft ihres Bräutigams, bis zu ihrem Hochzeitsmorgen, bis zu der Stunde noch zu verstreichen hatten, in welcher sie Emanuel nach Schloß Falkenhorst zu folgen hatte. Ihr Verlangen, dort zu sein, in Ruhe, allein auf sich angewiesen und auf ihn, dessen sanfter Ernst sich immer gleich blieb, dessen Güte so verständnißvoll war, der mild war und nachsichtig, wie kaum ein Anderer, wuchs immer mehr und mehr. Sie konnte es sich nicht versagen, ihm das täglich auszusprechen. Der Ton ihrer Briefe wurde immer wärmer, die Ausdrücke, mit denen sie ihn ihren einzigen Freund, ihre Stütze, ihre Zuversicht nannte, hatten etwas Leidenschaftliches, das sie früher nicht gehabt hatten. Emanuel's Freude darüber erhöhte auch die Wärme seiner Worte.

Er pries es als ein Glück, daß sie sich gefunden hatten, er erging sich frohen Herzens in dem Gedanken, wie zwischen ihnen die Liebe eine Frucht der Achtung und der Freundschaft sei, wie sie also mehr als Andere, ihrer Zukunft voll fester Glücksgewißheit entgegengehen dürften; und er hatte es ihr auch nicht Hehl, daß er unentweihten Herzens leidenschaftlich danach verlange, sie nun bald völlig zu besitzen und sich in ihren Armen des Glückes der Liebe zu erfreuen.

Sonst hatten Emanuel's Briefe immer erquickend auf Konradinen eingewirkt. Sie war heiter und ruhig gewesen, ihr innerer Friede hatte ihr an den Tagen immer besonders wohl gethan, und sie hatte von Emanuel und von dem Inhalt seiner Briefe gern gesprochen, den beiden Frauen viel erzählt. Jetzt war das anders. Die Unruhe, welche sie peinigte, war nie schlimmer, als wenn ein neuer Brief ihres Verlobten in ihre Hände gelangte. Sie schrieb und schrieb die ganzen Tage, man sah ihr die Aufregung an, in der sie sich befand. Sie klagte, daß sie nicht schlafen könne, ihre blühende Farbe fing an sich zu verlieren, sie schreckte bei dem geringsten Geräusche, das sich hören ließ, empor, und als man sie, wie man es gewöhnt war, zum Musikmachen veranlassen wollte, erklärte sie, daß ihr dies unmöglich sei, daß sie nicht singen, nicht einmal spielen könne, und daß ihr selbst Musik zu hören nicht wohlthue, so daß sie auch das Theater deshalb meide.

Es war unverkennbar, daß ihre Nerven angegriffen waren, und weil sie sich immer einer vorzüglichen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, machte ihr übles Befinden die Gräfin ängstlich. Die Baronin aber nahm es leicht.

„Um munter und fröhlich wie in einen Frühlingsmorgen in die Ehe hineinzugehen, muß man unter zwanzig Jahre sein," meinte sie, „und womöglich direkt aus seiner Pension herkommen. Konradine ist ein altes Mädchen, denn sie lebt seit fünfzehn Jahren in der Welt. Sie hat ihr dreißigstes Jahr passirt, hat im

Stifte die Selbstständigkeit einer Frau unter den günstigsten Bedingungen kennen gelernt; wie wollen Sie, daß ihr in dem entscheidenden Momente nicht Anwandlungen von Bedenken kommen? Sie hat es an sich erfahren, daß eine Leidenschaft erkalten und überwunden werden kann, und sie sollte sich nicht bisweilen fragen: Wird die Freundschaft dauernder sein als die Liebe? Wird eine Ehe, die aus Freundschaft, aus Achtung, aus den verständigsten Rücksichten geschlossen wird, mich schadlos halten für die Träume meiner Jugend, mich bewahren können vor allem neuen Anreiz, den mir das Leben in Zukunft noch entgegenführen dürfte? Vor dem Eintritte in die Ehe noch einmal stille zu stehen in ernstem Sinnen, scheint mir nur natürlich."

Die Baronin hatte das mit der Leichtigkeit hingeworfen, mit welcher sie Alles abzuthun liebte, indeß die Gräfin war sehr ernst geworden. „Es wäre ein Unglück," sagte sie, „wenn solche Bedenken Konradinen noch in diesen Stunden kommen könnten."

„Sie müßte nicht dreißig Jahre und nicht meine Tochter sein," meinte die Baronin, „wenn es anders sein sollte, dessen bin ich gewiß. Und," setzte sie hinzu, „darin stimmen Sie mit mir gewiß zusammen, das Glück der Ehe ist nie wahrscheinlicher als in den Fällen, in welchen man in ihr nicht die Verwirklichung seiner Ideale zu finden erwartet. Für Konradine bin ich unbesorgt; für Emanuel kann man fürchten, da er ein Idealist ist und in Konradinen gegenwärtig das Urbild aller weiblichen Vollkommenheiten erblickt."

„Aber sie ist krank,“ wendete die Gräfin ein.

„Um so besser für den Baron!“ lachte die Mutter. „Er hat sich in früheren Zeiten zu sehr nachgegeben und sich damit geschadet. Eine nervenschwache Frau, die er zu pflegen hat, läßt ihm nicht Zeit, an sich zu denken. Sorgen Sie sich nicht, Beste, es ist eine vortrefflich assortirte Ehe. Lassen Sie sie gewähren. Ich war keine ängstliche Mutter, Konradine ist daher gewöhnt, sich selbst zu beachten, und wenn sie keine Hilfe fordert, bedarf sie auch einer solchen nicht.“

Die Gräfin ließ es dabei bewenden. Hinter dem Leichtsinne der Baronin verbargen sich jedoch in der Regel eine scharfe Beobachtung, eine nicht geringe Lebensklugheit, und wenn wirklich, wie die Gräfin es befürchtet hatte, die Begegnung mit dem Prinzen beunruhigend auf Konradine wirkte, so war es doppelt nöthig und gerathen, sie sich selber zu überlassen, sie nicht mit unvorsichtigem Anruf oder Rath von dem Pfade abzubringen, auf dem sie mit fester und würdiger Entschlossenheit zu gehen schien.

Da das Trauerjahr um den verstorbenen Bruder noch lange nicht verflossen war, hatte man es vom Anfange an nur auf eine Trauung im Beisein weniger Personen abgesehen, und seit des Prinzen Ankunft den Kreis derselben, ohne besondere Erörterungen allmälig noch enger gezogen, um seine Anwesenheit bei derselben vermeiden zu können.

Alle Vorbereitungen für die Hochzeit waren getroffen. Emanuel hatte versprochen, mehrere Tage vor

derselben einzutreffen, man erwartete seine Ankunft an dem nächsten Abende.

Der Tag war schön, die Gräfin war ausgefahren, die Baronin machte Abschiedsbesuche, denn wie die jungen Eheleute, wollte auch sie gleich nach der Hochzeit sich auf die Reise machen, und, wenn Emanuel mit seiner Frau nach Osten gezogen sein würde, sich gen Westen wenden.

Konradine hatte sich den Morgen über in ihren Zimmern aufgehalten, die Nacht war ihr wieder schlaflos vergangen, sie hatte den Muth verloren, ehrlich mit sich selber zu verkehren, ihr Zutrauen zu sich selbst verließ sie, und die Scham über ihre Schwäche besserte ihren Zustand nicht. Manchmal brannte ein Zorn gegen den Prinzen in ihr auf.

„War es nicht genug, meine erste Liebe eigensüchtig zu zertreten? Muß er, der Glück gefunden ohne mich, das meine stören kommen, da ich es sanft und friedensvoll zu finden sicher war?“ klagte sie in ihrem Herzen.

Indeß der Zorn hielt niemals lange an, ihre Vernunft wies ihn zurück; und ohnmächtig, sich freizumachen, klagte sie den Zufall an, der Herr ist über Alle, weil ihr dies ein Recht gab, sich so unglücklich zu nennen, als sie sich fühlte. Aber auch unglücklich zu sein, war ihr nicht mehr vergönnt, denn sie gehörte sich selbst nur noch für wenige Tage an. Emanuel hatte das Recht, eine Gattin zu verlangen, welche zu schätzen wußte, was er ihr bot. Er hoffte, mit der Gattin die Freude einziehen zu sehen in die Burg

seiner Väter, sie durfte nicht als Trauernde, ohne Selbstachtung, ohne Lebensmuth und ohne rechten Glauben an sich selbst, seines Hauses Schwelle überschreiten. Er mußte zu Ende gekämpft sein der Kampf, unter welchem ihre Seele litt. Sie mußte wieder Herr geworden sein über sich, ihr Haupt frei erheben können vor dem Prinzen und vor Emanuel. Es mußte aus sein mit der Schwäche ihres Herzens, deren sie nicht gedenken konnte, ohne an sich selber irre zu werden — zu Ende sein, ehe Emanuel vor ihr stand, ehe sein klares Auge in ihrer Seele las, ehe sie ihm am Altare die Hand zum ewigen Bunde reichte.

Aber wie sollte das geschehen? Wenige Tage trennten sie von der entscheidenden Stunde, wenige Stunden von der Ankunft ihres künftigen Gatten; und wie sie sich es auch vorhalten mochte, ihr Herz lechzte nach der Liebe des Prinzen, der sie vergessen hatte um einer Hingegangenen willen, dessen Gedanken einer Todten angehörten, während sie, die lebensvolle und noch immer schöne Konradine, sich in der alten Leidenschaft für ihn verzehrte.

Wie sie es auch anfing, ihre Gedanken kamen immer wieder auf dasselbe Ziel zurück — und Emanuel sollte morgen kommen.

Ihre Unruhe zu dämpfen, ihrer Rastlosigkeit durch Bewegung ein Gegengewicht zu bieten, verließ sie das Haus. In der kurzen esthnischen Jacke, deren Pelzverbrämung den Hals einschloß, das violette, seidene Tuch, nach des Landvolkes Sitte, wie sie es immer gern gethan, um den Kopf geknüpft, ging sie in den

Garten hinunter, und die breiten, in einander greifenden Alleen mit raschem Schritte hin und wider.

Es war die Mittagsstunde, die Leute, welche bereits bei der Gartenarbeit beschäftigt waren, hatten sich entfernt, die Thüre des Treibhauses stand offen. Konradine war schon zu verschiedenenmalen an demselben vorbeigekommen und hatte mit zerstreutem Sinne auf die Blumen hingeblickt, die des Gärtners vorsichtige Hand, um ihnen Luft zu geben, an die geöffneten Fenster gestellt und vor die Thüren hinausgetragen hatte. Wie sie noch einmal an die gleiche Stelle kam, fiel es ihr ein, nach dem Myrthenstocke zu sehen, von welchem ihr der Brautkranz geschnitten werden sollte. Die kleinen, festgeschlossenen Knospen hatten sich schon in den verwichenen Tagen an ihren Deckblättern dunkelroth zu färben begonnen, die Sonne der letzten Mittage war ihnen dienlich gewesen, sie platzten eben auf. Sie betrachtete sie mit einer Rührung, die ihr im Herzen wehe that. „Es ist Zeit, daß er kommt!“ sagte sie. „Ich wollte, er wäre da!“ setzte sie hinzu, als sie das Rollen eines Wagens hörte; und von jenem Glauben an die Macht des Wünschens erfaßt, den in aufgeregten Seelenzuständen Jeder einmal an sich zu beobachten gehabt hat, eilte sie, ohne sich Rechenschaft über ihr Thun zu geben, raschen Schrittes durch die Haupt-Allee des Gartens dem Hofe zu, gewiß, es müsse Emanuel's Wagen sein, der in das Thor hinein gefahren kam.

Indeß sie hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie ihres Irrthums inne wurde. Es

war nicht der Baron, es war des Prinzen Wagen. Der Diener war in das Haus gegangen, die Meldung zu machen, der Prinz blickte zum Wagenfenster hinaus, ersah Konradine, und ohne die Rückkehr des Dieners abzuwarten, stieg er aus, sie zu begrüßen.

Am Eingange des Gartens, wo eine Reihe von alten Sandstein-Figuren einen weiten Rasenplatz umgab, trafen sie auf einander. Der Prinz war rasch gegangen, und wie er an sie herantrat, reichte er ihr beide Hände entgegen.

„Wie lange habe ich Sie nicht gesehen," rief er, „und wie freue ich mich, Sie hier zu treffen! Ich fürchtete, Sie wären krank, weil ich Sie nirgends, auch im Theater nicht mehr traf. Und in der That, Sie sehen nicht so wohl aus, als sie pflegen!" Er ließ dabei mit einem prüfenden Blicke sein Auge auf ihr ruhen, und sein Ausdruck war so freundlich und so heiter, wie sie ihn noch nicht gesehen hatte.

Sie sprach ihm ihren Dank für seine Theilnahme aus, und wollte ihn nach dem Hause geleiten. Er fragte, ob es ihr zu kühl sei, und als sie das verneinte, sagte er: „So lassen Sie uns draußen bleiben. Der schönen Stunden sind noch immer wenige, die Luft ist so belebend und es plaudert sich im Gehen gut."

„Wie Hoheit wünschen!" entgegnete sie ihm, indem sie sich verneigte.

„Das Wort ist freundlich, aber Ihre Miene sagt mir: im Grunde würde es mir willkommener sein, wenn Sie mich verließen!" rief der Prinz. — „Indeß das Glück, Sie einmal allein zu treffen, wird mir so

überaus selten zu Theil, daß ich mich nicht zurückschrecken lasse, und Sie mir nicht zürnen dürfen, wenn ich es benutze, da es sich mir heute bietet. Sie verlassen uns ja ohnehin in wenig Tagen."

Sie sagte, daß sie ihren Bräutigam am nächsten Abende erwarte.

„Ich hörte das von der Gräfin, als ich sie vor wenig Tagen sah!" versetzte der Fürst, und sie gingen schweigend einige Schritte neben einander her. — „Im Grunde," hub er dann mit einemmale an, als ob er nur den Schluß einer längeren Gedankenreihe ausspräche — „im Grunde leben wir Alle doch unter dem Einfluß von Vorstellungen, die unser Wunsch und unsere Phantasie erzeugen, und wir bereiten uns immer schmerzliche Enttäuschungen, weil wir vergessen, daß der Andere, auf dessen Mitwirkung wir zur Erfüllung unserer Wünsche unwillkürlich gerechnet hatten, dieselben mit uns nicht getheilt hat. Wir sind und bleiben, um es mit des Dichters Wort zu nennen: „Kinder und hoffnungsvolle Thoren."

Konradine wollte wissen, was er damit meine.

Er zögerte einen Augenblick es zu erklären, dann sagte er, und die stolze Offenheit, welche sie dereinst bezaubert hatte, leuchtete wieder einmal auf seiner schönen Stirn: „Ich bekenne Ihnen, ich hatte mir unser Wiederfinden anders vorgestellt. Die Zeit, in welcher ich mich davor scheute, Ihrer zu gedenken oder gar Ihnen zu begegnen, ist lange vorüber. Sind wir doch, wenn auch noch wir selbst, doch nicht mehr dieselben, die wir gewesen sind; und mich dünkt, geringer,

weniger geeignet als vordem, einander zu verstehen und zu schätzen sind wir nicht geworden. Sie sind sehr oft der Gegenstand unserer Unterhaltungen gewesen, meine Freundin!"

„Ich?" fiel ihm Konradine ein, indem sie ihm mit Erstaunen in das Auge blickte.

„Zweifeln Sie daran?" fragte er, „ja freilich, dann haben wir uns früher noch weniger verstanden, als in diesem Augenblicke, dann bleibt mir Nichts hinzuzufügen, und ich bin eben ein Phantast gewesen, wie ich's vorhin sagte."

Sie waren inzwischen an das Ende der Allee gekommen, und statt zur Rechten abzubiegen, wo die Seiten-Allee sich aufthat, wendete Konradine um, und lenkte den Schritt dem Hause zu. Der Prinz folgte dieser Weisung. Als sie aber ein Stück gegangen waren, blieb er stehen. Er war nachdenklich geworden, und mit einem Ernste, der gegen seine bisherige Heiterkeit sehr abstach, sprach er: „In wenig Minuten werden wir uns trennen, wer weiß, ob nicht für immer! Es könnte also vielleicht gerathen sein, zu verschweigen, was Sie nicht hören zu wollen scheinen, Ihnen nicht die Hand zu bieten, deren versöhnenden Druck zu erwidern Sie nicht geneigt sind. Aber auch das Herz hat sein Ehrgefühl, und ich möchte mich vor Ihnen rechtfertigen, ehe ich Sie heute verlasse. Wollen Sie mir das zugestehen, Konradine?"

Sie erklärte sich dazu bereit.

„So lassen Sie uns noch einmal durch den

Garten gehen," bat er, und führte sie wieder in denselben zurück.

„Sie haben daran gezweifelt, daß Sie oftmals der Gegenstand unserer Unterhaltung gewesen sind," begann er auf das Neue, „und doch beruhte das tiefe Zutrauen, das mich und die Prinzessin nach den ersten melancholischen Monaten unserer Ehe verbunden hat, auf ihrer Kenntniß der Leidenschaft, die ich für Sie, Konradine, empfunden hatte, auf der Kenntniß des lange nachhaltenden Schmerzes, den Ihr Verlust mir erzeugte. Sie haben mir Kälte und Eigennutz vorgeworfen, ich bin Ihnen hart und roh erschienen — —"

Sie wollte ihn unterbrechen, aber er litt es nicht. „Nein!" sagte er, „mildern Sie Nichts an meinen Worten. Ich habe jener Tage, jener Stunden nicht vergessen, wie ich Ihrer nicht vergessen habe. So nahe Sie aber den Verhältnissen auch gestanden haben, die mich damals zwangen, Ihnen mein Wort zu brechen, Ihnen zu entsagen, so haben Sie sie doch nicht genug in ihrer für mich völlig unabweislichen Verpflichtung zu würdigen vermocht. Wir waren ja Beide keines gerechten Urtheils fähig unter der Wucht des Leidens, das uns auferlegt ward. Sie konnten es nicht nachfühlen, wie alle Gründe der Vernunft mir nicht dazu verhalfen, mich zu dem Opfer willig zu machen, das ich bringen mußte. Sie erkannten es nicht, wie mir Nichts übrig blieb, als mich gegen mich selber mit einer Härte und Grausamkeit zu bewaffnen, mit denen ich mich ertödten wollte, und mit denen ich doch Nichts erreichte, als Sie zu verwunden. Glauben Sie mir

es, Konradine, ich verdiente die Verachtung nicht, mit welcher Ihre zornige Liebe sich von mir wendete. Sie waren nicht unglücklicher als ich, und —"

„Nicht weiter! nicht weiter! ich ertrag es nicht!" stieß Konradine jäh hervor, und sich an eines der steinernen Postamente lehnend, schlug sie beide Hände vor das Gesicht, dem Prinzen den Anblick der leidenschaftlichen Bewegung zu entziehen, die in ihr kämpfte und sich in ihrem schmerzdurchbebten Antlitz aussprach.

Der Prinz fuhr auf bei diesem Ruf. Diesen Ton ihrer Stimme hatte er von ihren Lippen nicht vernommen, seit er sie wiedergesehen hatte, der Klang weckte das Echo auf in seiner Brust.

Er legte seine Hände auf ihre Schultern. „Sprich!" rief er, „sprich ein Wort, Konradine! Ich bin frei — Du bist es auch. — Noch ist es Zeit! und die holde Geschiedene selber hatte an diese Lösung oft gedacht, als sie die Hoffnung zu leben nicht mehr hegte. Ich liebe Dich, Konradine! und Du hast vergessen und vergeben. Sprich es aus, das Wort! ich beschwöre Dich! Sprich es aus, daß Du die Meine werden willst!"

„Nein!" sagte sie bestimmt und fest, indem sie sich von ihm entfernte, „nein!"

Er sah sie an, die Gewalt, die sie sich anthat, machte ihre Züge starr und kalt. Sie schritt langsam dem Hause zu, er ging schweigend an ihrer Seite.

„Noch vierundzwanzig Stunden," sagte er nach einer Pause, „sind Dein und mein!"

„Nein!" wiederholte sie, als könne sie kein anderes Wort mehr sprechen.

Sie waren, so neben einander hergehend, bis gegen den Ausgang des Gartens gekommen. Keiner von ihnen sah den Andern an. Sie blickten stumm und schweigend vor sich nieder. Endlich richtete der Prinz das Haupt empor: „Ich hatte, als ich Dich wiedersah, nicht die Absicht,“ sagte er, „von Dir zu fordern, was ich jetzt von Dir erflehe. Du warst verlobt, Du priesest mir Deinen Frieden und Dein Glück. — Du täuschtest mich — Du täuschtest auch Dich selbst. Willst Du, darfst Du dabei beharren, Dich zu hintergehen und auch den Baron? Darfst Du ihm Freundschaft bieten; wo er die Liebe eines Eheweibes fordert? Ueberlege, Konradine! Was denkst Du zu thun?“

„Mein Wort zu halten, das ich einem edlen Manne frei verpfändet!“ entgegnete sie bestimmt.

„Und einen Eid zu schwören, von dem Dein Herz Nichts weiß!“

„Einen Eid zu schwören,“ fiel sie ihm in die Rede, „wie Sie ihn blutenden Herzens der Prinzessin geschworen haben, ihn zu halten, mich zu überwinden, wie Sie es gethan haben; und zu beglücken — mit völligem Vergessen meiner selbst. — Leben Sie wohl!“

„Leb' wohl!“ wiederholte er tonlos. Sie drückten einander die Hand. An des Hauses Thüre schieden sie von einander stumm und thränenslos.

Siebenzehntes Capitel.

Am nächsten Abende traf Emanuel ein, Konradine eilte ihm entgegen, und wie er sie an seine Brust schloß, warf sie ihm beide Arme um den Hals und drückte ihn mit einer Zärtlichkeit an sich, die ihn beglückte. Dann neigte sie sich, wie Hulda es einst gethan hatte, noch ehe er es hindern konnte, auf seine Hand hernieder und küßte sie.

„Theure Geliebte," rief er, „was thust Du? Was soll das heißen?" Aber sie gab ihm keine Antwort darauf, und er war zu frohen Herzens, zu glücklich sie wieder zu sehen und wieder zu haben, um eine Frage zu wiederholen, auf welche seine eigene Zärtlichkeit, die sich nicht genug zu thun vermochte, ihm die Antwort gab.

Das hellste Abendroth lagerte noch auf den Bäumen und streute seine Rosen in den Saal. Konradine hatte sich weiß gekleidet, wie Emanuel es liebte. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihn, sobald die erste Begrüßung mit den beiden Frauen vorüber war, selbst

bis nach seinen Zimmern zu begleiten. Er sollte sehen, daß sie dieselben mit den Blumen hatte schmücken lassen, die er vorzugsweise gerne hatte. Es sah Alles froh und festlich aus, es lag ein Schimmer feierlicher Verklärung über der Natur, über dem Hause, vor Allem über Koradinen selbst.

Sie kam ihm jünger vor, als er sie wußte, weit jünger als in der Sylvesternacht, da er sie in dem Schlosse seiner Schwester gastlich aufgenommen hatte. Damals hatte die schmerzliche Herbigkeit ihres Wesens ihn zuerst abgestoßen, auch später noch war ihre stolze Selbstgewißheit ihm bisweilen unweiblich erschienen und hatte ihn irre an ihr gemacht. Jetzt war das Alles bis auf die letzte Spur verschwunden. Ihre weiche Hingebung hatte etwas Bezauberndes, ihre Demuth war überwältigender als ihr früherer Stolz. Sie war wie verwandelt. Aber was war denn geschehen? Woher kam ihr der sanfte, ruhig auf ihm verweilende Blick, der seine Seele in Glückeshoffnung wiegte, woher der weiche schmelzende Ton der Stimme, der ihm das Herz bewegte?

Der Abend entschwand ihm in reinem Glücksgefühle. Trotz ihres häufigen Briefwechsels hatte er Konradinen viel zu melden. Die Einsamkeit in seinem Schlosse hatte ihn zur Mittheilung geneigt gemacht, aber obschon er sehr erfüllt war von Unternehmungen und Verbesserungen, welche auf den Gütern eingeleitet und im Gange waren, und von denen er ihr sprach, fiel es ihm auf, daß sie bisweilen gar nicht gehört zu haben schien, was er ihr erzählt hatte, daß sie mit-

unter in ihre Gedanken versank und aufschreckte, wenn sie selbst dessen inne ward. Er fragte sie freundlich, ob sie Etwas habe, das sie beschäftige. Sie verneinte das, klagte aber, daß sie schon seit einiger Zeit eine lästige Zerstreutheit an sich gewahr werde, gegen welche sie oft vergebens anzukämpfen suche. Die Mutter und die Gräfin schoben es auf die Abspannung, die sie an ihr beobachtet hatten, und meinten, Ruhe und Behagen in dem eigenen Hause würden das unter Emanuel's liebevoller Pflege bald in das Gleiche bringen.

Konradine nahm das scherzend auf. „Das hast Du nun davon, mein Freund!“ sprach sie, „daß Du Dir statt eines munteren jungen Mädchens die alte Stiftsdame zur Frau erwähltest. Statt Lachen und Frohsinn bringt sie Dir Nervenleiden in das Haus, und als Liebesgabe fordert sie Geduld und Pflege. Indeß sei unbesorgt, ich will das Alles allein abmachen und werde schon mit mir selber fertig werden, das verspreche ich Dir! Ganz allein! Du sollst durch mich nicht leiden.“

Er sah sie betroffen an. Ihr Ton, ihre Miene waren ernsthafter geworden, als der Anlaß es erforderte, ihre Stimme selbst klang ihm verändert. Besorgt erkundigte er sich, was denn geschehen, ob sie etwa unpaß gewesen sei? ob man ihm irgend Etwas verschwiegen habe? Aber der Schatten, der über Konradinens Heiterkeit gefallen, war im nächsten Augenblick schon wieder verschwunden. Sie versicherte ihm, daß sie sich ganz wohl befände, daß sie Scherz getrieben habe, und da auch die beiden Frauen seine

Besorgniß unbegründet nannten, war weiter die Rede nicht davon.

Es war inzwischen spät geworden, und man hatte sich bereits erhoben, um sich zu trennen, als die Gräfin die Frage that, wann ihr Bruder dem Prinzen aufzuwarten beabsichtige.

Emanuel sagte, er habe nicht im Sinne gehabt, sich demselben vorzustellen. Die Gräfin und Frau von Wildenau hielten dies für unerläßlich, er aber wollte das nicht einsehen. Er meinte, seine Begegnungen mit dem Prinzen wären immer sehr vorübergehend gewesen, eine wirkliche Theilnahme für sich bei demselben vorauszusetzen, habe er keinen Grund, und da der Hochzeitstag so nahe sei, nach welchem er mit seiner Frau die Stadt verlassen werde, habe die Vorstellung keinen rechten Zweck.

„Ich würde es nicht vermeiden, mich nicht weigern, den Prinzen zu sehen," sagte er, „ihn zu suchen habe ich keinen Anlaß. Es sei denn, daß Konradine es von mir verlangte, um das Maß ihrer verzeihenden Großmuth voll zu machen. Sie darf vergeben — was zu vergessen mir nicht ansteht."

Die Gräfin entgegnete, sie begreife sein Empfinden, indeß man müsse den Verhältnissen des Prinzen auch gerecht sein. Man dürfe nicht außer Acht lassen, daß die Prinzessin des Landesherrn Nichte gewesen sei, daß der Prinz sich jetzt seit seiner Ankunft ebenso feinfühlend als würdig betragen habe, daß er im Osten der Monarchie gegenwärtig die höchste militärische Gewalt repräsentire, daß Emanuel's Güter in diesen

Provinzen gelegen und die Beziehungen nicht im voraus zu berechnen seien, in denen man zu einander gerathen könne. Auch Frau von Wildenau sprach sich zu Gunsten des Besuches aus, wenn schon nicht mit der Dringlichkeit der Gräfin. Sie gab nur zu bedenken, daß man dem Angehörigen des Herrscherhauses Rücksichten schulde, daß sie und ihre Tochter am Hofe immer gütig aufgenommen worden wären, daß man sich gegen Konradine besonders gnädig bewiesen habe, als sie zur Stiftsdame ernannt worden und als sie aus dem Stifte ausgetreten sei, „und“, fügte sie hinzu, „am Ende müssen doch wir Alle uns an das barmherzige Wort erinnern: Wer ohne Fehl ist, werfe den ersten Stein auf sie! an jenen Ausspruch unseres Herrn und Heilands, den wir hier unter dem herrlichen Kupferstich nach Tizian's schönem Bilde alltäglich vor unseren Augen haben.“

Diese Mahnung, mit welcher seine künftige Schwiegermutter ihn unvorsichtig daran erinnern zu wollen schien, daß er, sowie der Prinz, ein gegebenes Wort nicht eingelöst habe, traf Emanuel an der Stelle, welche in seinem Gewissen wund war. Weil er sich jedoch in diesem Augenblicke nicht nachgeben, sich nicht getroffen zeigen durfte und wollte, ließ er die letztere Bemerkung der Baronin fallen, und sich gegen den Theil ihrer Rathschläge wendend, in welchem die Gräfin mit ihr zusammentraf, sagte er: „Ich fürchte vor Ihren Augen wenig Gnade zu finden, wenn ich gestehe, daß ich die Rücksichten für mich nicht zwingend erachte, welche Sie sowohl als meine Schwester, um

unseres Hofes und der Gunst des Herrscherhauses willen, von mir auf den Prinzen genommen zu sehen wünschen. Sie wissen es, die Hofluft war nie die Atmosphäre, die ich suchte. Sie paßte nicht für mich und meine Neigungen, und seit ich mich nun entschlossen habe, das Erbe unseres Hauses anzutreten, in dem Hause unserer Väter, unter den Menschen zu leben, die zu uns gehören seit vielen Generationen, ist der Sinn des Land-Edelmann's der auf seiner Scholle sitzt und, weil er Herr ist auf derselben, nach Niemandem zu fragen hat, sehr lebhaft in mir geworden. Ich bin zufrieden mit meinem Falkenhorst, ich hoffe, Konradine, deren Neigungen auch nicht mehr auf die große Welt gerichtet sind, wird dort zufrieden sein, wie ich; und wenn sie ihrerseits nicht irgend ein Bedürfniß hat, den Prinzen noch zu sprechen, so wüßte ich in der That nicht, was ich ihm darzubringen, oder von ihm zu erwarten hätte. Sie aber sagt mir, daß sie ihn gestern erst gesehen und Abschied von ihm genommen habe."

„Abschied für immer!" fiel ihm Konradine in das Wort und sprach sich dann entschieden für die Ansicht ihres künftigen Gatten aus. Emanuel hatte es anders nicht erwartet. Die Frauen jedoch zeigten sich verletzt. Ihre Mißstimmung fiel auf das Brautpaar unangenehm zurück, und Emanuel sehnte den Tag und die Stunde herbei, in welcher er, von dem Wollen und der Meinung Anderer ungestört, mit Konradinen sich selber überlassen sein würde.

Als Frau von Wildenau und Konradine sich zurückgezogen hatten und auch Emanuel sich entfernen wollte, nöthigte die Schwester ihn, noch ein wenig bei ihr zu verweilen. „Bei Deinem Vorsatze, in Falkenhorst zu leben, den ich in hohem Grade billige, werden wir uns voraussichtlich nicht häufig sehen," sagte sie, „und das Leben ist so kurz."

Er entgegnete ihr, er hoffe, sie werde geneigt sein, in der guten Jahreszeit sich häufig in ihrem Vaterhause aufzuhalten; und wie er darauf mit Besitzesfreude ihr, die in dem alten Schlosse so von Herzen heimisch war, die Aenderungen schilderte, welche er dort vorgenommen hatte, erwähnte er der freundlichen Hilfe, welche die Familie von Barenfeld ihm dabei geleistet habe.

Die Gräfin hörte das an, pries den Vorzug nachbarlicher Geselligkeit und meinte, er habe wohl gethan, den Zusammenhang mit diesen Nachbarn schon im Voraus recht zu pflegen, denn an Einsamkeit sei Konradine doch im Entferntesten nicht gewöhnt, und es stehe dahin, wie sie sich in dieselbe schicken werde. Emanuel bemerkte, es habe ihr ja in dem Stifte wohl behagt; die Schwester gab ihm jedoch zu bedenken, daß dort die müßige Geselligkeit mehr als sonst irgendwo zu Hause sei, und daß schon mit dem bloßen Eintritt in die Ehe ein großer Anreiz, eine bewegende Kraft, aus dem Leben des Einzelnen hinweggenommen werde. So sehr man es ersehne, an ein festes Ziel zu gelangen, so höre, wenn man es erreicht habe, das Streben nach einem solchen auf, und es trete damit eine Lücke in das Leben ein, die selbst durch die Befrie-

digung, die man erfahre, nicht immer völlig ausgefüllt zu werden pflege. Eine gänzliche Zurückgezogenheit sei eben deshalb in den ersten Zeiten der Ehe oft ein großer Prüfstein.

Emanuel, welcher eine derartige Besorgniß am wenigsten vorausgesehen hatte, fragte, ob Konradine denn Aeußerungen gethan habe, welche dieselbe in der Gräfin wachgerufen hätten. Sie verneinte ihm das, und sie hatte auch wirklich nicht ausschließlich an Konradine gedacht, als sie jene Behauptung ausgesprochen hatte. Es war ihr nur ein Bedürfniß und zu einer Gewohnheit geworden, Rath zu geben, ihren Scharfblick, ihre Erfahrung geltend zu machen, und wo irgend möglich, auf Jeden, der in ihre Nähe kam, einen mehr oder weniger bestimmenden Einfluß auszuüben. Daß der Bruder ihr in dem Beisein der beiden anderen Frauen mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten war, das lag ihr noch im Sinne und trieb sie unwillkürlich an, ihre einstige Ueberlegenheit gegen ihn, wenigstens noch auf dem Felde der allgemeinen Erfahrungen, versuchsweise aufrechtzuerhalten.

Indeß zu solchen allgemeinen Erörterungen war ihr Bruder eben nicht aufgelegt. Er hatte es mit einem bestimmten, seine ganze Seele erfüllenden Ereignisse zu thun. Konradinens Zufriedenheit lag ihm sehr am Herzen, und weil es ihm selbst in seinem Schlosse so gar wohlgefiel, hatte er nie daran gezweifelt, daß der Geliebten gefallen müsse, was für sie mit so viel Sorgfalt vorbereitet worden war. Er sprach das also auch vor seiner Schwester aus.

Sie lenkte augenblicklich ein: „Mißverstehe mich nicht,“ sagte sie, „denn es thäte mir leid, wenn ich denken müßte, ich hätte Dir auch nur einen Augenblick Dein Glück getrübt. Halte nur den Zweifel an allem ungetrübten Glück meinem Alter zugute. Er ist der traurige Gefährte desselben, und ohne Schaden ist es immer, wenn man auch an dem sonnigsten Tage sich im voraus auf einen Wolkenschatten — denn mehr ist es ja nicht — gefaßt gemacht hat. Konradine hat es heute, wie ich glaube, mit ihrem Scherze ernsthafter gemeint, als Du es aufgenommen hast. Sie ist kein junges Mädchen mehr, sie hat geliebt, sie hat gelitten, hat Eindrücke empfangen, Erfahrungen gemacht, die sich nicht verwischen lassen; und obschon sie sich in edelster Haltung zu bewähren verstanden hat, ist das Beisammensein mit dem Prinzen doch nicht leicht für sie gewesen. Der Abschied, den sie, wie sie sagte, gestern von ihm genommen hat, erklärt mir ihre gestrige Erschöpfung, erklärt die Zerstreutheit, deren sie sich vorhin angeklagt hat, und Du bist ihr deshalb Nachsicht schuldig — Nachsicht und ein Vertrauen, wie sie es Dir gewährt.“

Emanuel war aufgestanden und ging in dem Zimmer auf und nieder. Die Gräfin war am Ende nicht gewiß, ob er ihren Worten auch gefolgt sei. Plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Und mit dieser Ansicht von Konradinen, von unseren Zuständen,“ sagte er, indem er die dunkeln Augen fest und ruhig auf seine Schwester richtete, „wolltest

Du mich überreden, den Prinzen noch besonders aufzusuchen! Zu welchem Zweck? was sollte das?"

„Es sollte dem Prinzen sowohl als Konradinen darthun, daß Du Dich ihrer Liebe sicher fühlst. Es sollte Denen, die Kunde haben von jenen früheren Verhältnissen, beweisen, daß sie ausgeglichen, vergessen, daß sie nie dagewesen sind!" bedeutete die Gräfin ernsthaft.

Emanuel zuckte verächtlich mit den Schultern. „Komödie zu spielen vor Gleichgiltigen, vor der Menge, bin ich nicht gemacht," sagte er, „mir selber eine Komödie vorzuspielen, bin ich nicht gewohnt und habe ich in diesem Falle auch nicht nöthig. Aber — ich wollte, Du hättest vergangen sein lassen, was vergangen ist. Du hast es wohl gemeint, des bin ich sicher. Wohlgethan hast Du mir nicht."

Er bot ihr gute Nacht und verließ sie, ohne ihr wie sonst die Hand zu reichen. Die Gräfin blieb noch lange in ihrem Wohngemache allein. Sie war fest überzeugt, wie immer das Richtige gethan zu haben. Trotzdem war sie in Sorgen um den Bruder. Zur rechten Stunde hatte er sie nicht hören, als der Prinz gekommen war, sich nicht warnen lassen wollen. Jetzt konnte sie Nichts mehr für ihn thun, als ihn vor Enttäuschungen bewahren, die seinem weichen Herzen schwer zu tragen sein mußten.

Konradine und Emanuel schliefen Beide nicht in dieser Nacht. Als sie am Morgen einander wiedersahen, war es ihnen, als bedürften sie einer Aussöhnung, und es hatte doch kein Streit, kein Zer-

würfniß am verwichenen Tage zwischen ihnen stattgefunden. Emanuel war freundlich, aber weniger gesprächig als am letzten Abende, Konradine sanft und nachgiebig wie ein Kind, das Vorwürfen behutsam aus dem Wege gehen will.

Während man noch im Frühstückzimmer war, brachte man der Gräfin einen Brief. „Von seiner Hoheit dem Prinzen!" meldete der Diener.

Die Gräfin eröffnete ihn, die Blicke der Anderen waren unwillkürlich auf sie gerichtet.

„Das enthebt uns aller Schwierigkeiten!" sprach sie, nachdem sie die wenigen Zeilen durchflogen hatte. Der Prinz schreibt mir: eine Nachricht, die er gestern in der Frühe erhalten, nöthige ihn, seine beabsichtigte Inspektionsreise schon heute anzutreten. Er empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Mutter, liebe Konradine, und bittet mich, Ihnen seine Wünsche für das Glück Ihrer Zukunft zu übermitteln!"

Konradine verneigte sich, die beiden anderen Frauen äußerten sich wie immer zu des Prinzen Gunsten, es kam aber zu keiner rechten Unterhaltung. Der Theaterzettel und die Zeitung mußten aushelfen. Als danach die Baronin mit der Tochter das Zimmer verlassen hatte, fragte Emanuel, ob die Gräfin ihm erlauben wolle, den Brief des Prinzen einzusehen. Sie stand an, es zu bewilligen.

„Nicht etwa," sagte sie, „als ob Anderes darin enthalten wäre, als ich Euch vorhin mitgetheilt habe. Indeß bei der Voreingenommenheit, welche Du gegen den Prinzen hegst, und bei der Art, wie Du jetzt

nachträglich die Verhältnisse zu nehmen scheinst, nachdem Du meine frühere, Dir geäußerte Vorsicht zurückgewiesen hast, fürchte ich, der Brief des Prinzen werde Dir mißfallen. Und doch versichere ich Dich aus vollster Ueberzeugung, daß Du keinen Grund, auch nicht den geringsten hast, ihm oder Konradinen einen Vorwurf zu machen. Ihr Verhalten gegen einander war ebenso tadellos als würdig; und ich habe sie in der That mit Achtsamkeit begleitet."

„Du denkst mir also den Inhalt des Briefes nicht mitzutheilen?" fragte der Bruder, dessen feinem Ehrgefühle die Versicherungen der Gräfin weder beruhigend noch angemessen dünkten, und der es im Hinblicke auf dieselben und auf die Gräfin nöthig fand, sich durch ihre Warnung nicht beeinflussen zu lassen.

Statt der Antwort reichte die Gräfin ihm den Brief hin. Er enthielt eben die Nachricht, welche sie den Anderen vorhin gegeben hatte, und schloß mit den Worten: „Ich bitte Sie, mich der Baronin und Fräulein von Wildenau angelegentlichst zu empfehlen, und der Letzteren meine Wünsche für ihre Zukunft auszusprechen. Möchte ihr ein Glück zu Theil werden, das nicht wiederzufinden ich jetzt gewiß bin."

Die Worte sagten Nichts, was auszusprechen in des Prinzen Lage nicht durchaus natürlich war, und doch fuhren sie Emanuel wie ein Stich durch das Herz. Er gab der Schwester, ohne eine besondere Bemerkung daran zu knüpfen, das Blatt zurück. Der Tag und die folgenden Tage vergingen in einem

ruhigen Gleichmaß, aber auf Emanuel lag ein dumpfer Druck, und die heiter gehobene Zuversicht, welche nach dem erneuten Wiedersehen seiner Braut sein Herz erfüllt hatte, war von ihm gewichen.

Konradine war nicht weniger rücksichtsvoll, nicht weniger achtsam als in jenen ersten Stunden, allein ihre warme Erregtheit, ihre frohe Hingebung waren verschwunden. Sie zeigte sich herzlich, gutwillig und freundlich, nur die Braut, deren Umarmung ihn an jenem ersten Abende entzückt hatte, fand Emanuel nicht mehr in ihr wieder. Der goldene Sonnenschein, in welchem seine Zukunft sich in jenen Stunden vor ihm ausgebreitet hatte, leuchtete nicht mehr an seinem Horizonte; sie lag vor ihm wie eine schöne weite Ebene an einem überwölkten Tage — ohne Licht, ohne Farbe und ohne frohen Klang.

Er war melancholisch und mochte sich nicht fragen, weshalb er es sei, weil er sich die Antwort darauf nicht geben wollte. Und die Geflissenheit, mit welcher Konradine auf jeden seiner Wünsche lauschte, die völlige Gleichgiltigkeit gegen dasjenige, was sie selbst betraf, weit entfernt, ihn zu erfreuen, trugen nur noch dazu bei, seine Schwermuth zu erhöhen und ihn mit einer Unruhe zu erfüllen, die sich steigerte, je näher sie dem Hochzeitstage kamen.

Sie gingen endlich neben einander her, wie zwei Kranke, die sich mit liebender Schonung behandeln. All' ihr redlicher Wille, all' ihr Pflichtgefühl bewahrten Konradine nicht davor, in Verzweiflung zu sein. All' sein Zutrauen zu ihr, half Emanuel nicht

über seinen Schmerz hinaus, nicht über seine Kränkung hinweg. Unglücklich waren sie alle Beide. Emanuel gestand sich's ein, daß ein solcher Zustand auf die Länge unaushaltbar sei, und konnte doch nicht zu dem Entschlusse kommen, ob und wie er ihm ein Ende machen solle.

Er setzte kein Mißtrauen in Konradine, sofern es ihre sogenannte Treue und seine Ehre anging, aber mit jedem Tage befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß in dem Beisammensein mit dem Prinzen ihre Liebe für denselben neu erwacht sei, und des Prinzen Brief an seine Schwester bestärkte ihn in dieser Ueberzeugung. Ohne eine Andeutung von Konradinen's Munde, ahnte er was geschehen, errieth er, daß es zu einer Erklärung zwischen ihr und ihrem früheren Verlobten gekommen sein mußte, und daß sie ihn abgewiesen hatte, um ihrem gegebenen Worte mit Selbstverleugnung treu zu bleiben. Der Aufregung des Kampfes, der Freude über den Sieg, welchen sie über sich selbst gewonnen, hatte er die lebhafte und demüthige Zärtlichkeit zu danken gehabt, mit der sie ihn zuerst empfangen hatte. Nun kamen die Ermüdung, die Besinnung nach. Nun folgte das Erwägen, das Vergleichen. Und wenn nach diesem vergleichenden Erwägen Konradine es bereuen sollte, Emanuel's Braut geworden zu sein? — Was dann?

Das unbestimmte wilde Auflodern der Eifersucht, das ihn gemartert, als er die Nachricht von des Prinzen Ankunft erhalten hatte, war vorüber. Konradinens sittliche Würde machte eine solche Empfin-

dung unmöglich. Aber der alte Zweifel an sich selbst war in Emanuel dafür um so lebendiger emporgestiegen. Konnte man ihn denn lieben, wenn man des Prinzen herrliche Gestalt im Sinne hatte? Konnte er daran denken, sich ein Weib anzueignen, das vielleicht ein Opfer zu bringen glaubte, indem es sich ihm verband? Durfte er Konradinen, die er hoch hielt in reiner, starker Liebe, dazu erniedrigen, sich einem Manne hinzugeben mit dem Bilde eines anderen mehr geliebten Mannes in ihrem Herzen? Und andererseits — wenn er sich in seinen Voraussetzungen täuschte? Wenn Konradine ihn wirklich freien Herzens liebte? Wenn ihr einst gekränktes Ehrgefühl, ihr schwer verwundetes Herz sie angetrieben hatten, den Prinzen von sich fern zu halten? Wenn es sie befriedigte, denjenigen jetzt verschmähen zu können, der sie einst verschmäht hatte? Wenn sie eine Genugthuung darin empfand, mit sich selber und in sich selber entschieden und abgeschlossen zu haben, was für sie zu Ende sein sollte an dem Tage, an welchem sie mit dem Wechsel ihres Namens sich von ihrer Vergangenheit lostrennte — stand es ihm zu, ihm, der ihr vor allen Anderen Achtung schuldete, ihr mit Zweifeln und mit einem Mißtrauen zu begegnen, die eine nicht zu vergessende Beleidigung für sie enthielten? — Durfte Er, berufen, der Schützer ihrer Ehre, wie der Wahrer seiner eigenen zu sein, sich es unterfangen, ihre beiderseitige Ehre anzutasten, indem er, ohne einen überzeugenden und zwingenden Anlaß, es seiner Verlobten, seiner

künftigen Gattin zu erkennen gab, daß er sie unehrenhafter Gesinnung, unehrenhaften Handelns fähig halten konnte?

Er nannte das selber eine Unmöglichkeit, denn Konradine war offen gegen ihn gewesen immerdar, und sie war nicht geartet, einen Zweifel an ihrer Redlichkeit zu vergeben, zu verschmerzen. Sollte er sie durch Mißtrauen von sich stoßen, wenn sie aus freier Entschließung die Seine werden wollte? — Und was hatte sie denn verschuldet? — Wie waren ihm alle diese trüben, schmerzlichen Gedanken gekommen? Wie hatten sie ihm kommen können? — Er nannte seine Bedenken, seine Sorgen, ein Unrecht, das er sich selber anthue, eine Sünde gegen Konradinen. Er bemühte sich seine Befürchtungen zu vergessen, und gewann es über sich, seine trübe Stimmung zu verbergen; indeß seine heitere Zuversicht war einmal dahin.

So war man bis zu dem Tage vor der Hochzeit angelangt. Auf eine besondere Vorfeier derselben hatte man es nicht abgesehen, doch stellten eben deshalb die Frauen und Mädchen, mit welchen Konradine während ihres Aufenthaltes bei der Gräfin bekannt geworden war, nach Landessitte sich am Vormittage noch einmal bei ihr ein, ihr Lebewohl zu sagen und ihr diese und jene kleine Liebesgabe als ein Andenken in den neuen Haushalt mitzugeben.

Das Zimmer war festlich geschmückt, die Angebinde zierlich aufgestellt, die Damen kamen und gingen, man stand und saß plaudernd bei einander,

die Diener in großer Livree boten Erfrischungen umher. Die ganze Scene hatte den Beifall der Gräfin. Sie sah mit immer neuem Wohlgefallen, wie vortrefflich Konradine zu repräsentiren vermochte, wie schön sie aussah, wie gut Emanuel sich darein fand, sich bei diesem immerhin ermüdenden und einförmigen Vorgange mit gefälliger Würde zu behaupten. Es war der Gräfin in den letzten Wochen ernstlich bange davor gewesen, daß des Prinzen Dazwischentreten oder Emanuel's scheue Empfindlichkeit das Zustandekommen der Heirath hindern könnten. Sie war dadurch endlich selber unsicher über die Haltung geworden, welche sie unter diesen Verhältnissen den betheiligten Personen gegenüber anzunehmen habe. Nun hatten alle drei sich so würdig, so edel und mit so vorsichtiger Gemessenheit in dem Konflikte behauptet, daß man Nichts mehr zu befürchten hatte, und die Gräfin athmete in Frieden wieder auf. Denn daß ihr Bruder und Konradine sich in einander schicken und in beglückendem Frieden mit einander leben würden, wenn sie nur erst einmal verbunden wären, dessen hielt sie sich gewiß.

Die Besucherinnen hatten sich zum großen Theile schon entfernt, nur Konradinens Brautjungfrauen waren noch bei ihr geblieben und ein paar ältere Frauen, welche gekommen waren, Frau von Wildenau für ihre Abreise Glück zu wünschen. Sie geleitete diese eben nach der Thüre, als ein Wagen rasch in den Hof hineinfuhr und eine junge Verwandte der gräf-

lichen Familie, deren Gemahl das Küraſſier-Regiment kommandirte, in ſichtlicher Aufregung in das Zimmer trat.

Sie zeigte ſich betroffen darüber, daß die anderen Freundinnen die Braut bereits verlaſſen hätten, ſagte, ſie hätte gefürchtet, zu ſpät zu kommen, aber ſie habe einen furchtbaren Schreck gehabt. Ihr Mann hätte, gerade als ſie in den Wagen ſteigen wollte, eine Nachricht bekommen, die ihn genöthigt habe, augenblicklich fortzufahren. Sie habe alſo warten müſſen, bis er zurückgekommen ſei, und damit möge man es entſchuldigen, daß ſie die verabredete Stunde nicht eingehalten habe.

Man beachtete dies Letztere kaum vor der Unruhe, von welcher die junge Frau ſich ergriffen zeigte, und es war Frau von Wildenau, welche die Frage that, ob man wiſſen dürfe, was geſchehen ſei.

„Ach!“ entgegnete die junge Generalsfrau, „man ſollte ſo etwas an einem ſolchen Tage gar nicht mittheilen, und ich hatte mir eigentlich auch vorgenommen, es nicht zu thun, obſchon wir ja Alle keinen Aberglauben haben und nicht an böſe Vorzeichen glauben. Aber erfahren würden Sie es ja doch in jedem Falle noch heute — und beſſer heute als morgen durch die Zeitung. Stellen Sie ſich vor, bei der Revue, die geſtern in“ — ſie nannte den Ort — „abgehalten worden, hat das Pferd des Prinzen Friedrich, man weiß nicht wovor, plötzlich geſcheut. Er hat es mit Gewalt pariren laſſen wollen, es hat ſich gebäumt, ſich überſchlagen, der Prinz iſt geſtürzt und,

wie man meldet, am Kopfe lebensgefährlich beschädigt worden!"

Aber noch ehe sie das letzte Wort gesprochen hatte, rang sich ein furchtbarer Schrei aus Konradinens Brust hervor, und die Hände über dem Haupte zusammengeschlagen, sank sie ohnmächtig zu Boden, bevor man ihr zu Hilfe eilen konnte.

Der Schrecken, die Bestürzung waren allgemein. Die Mutter und Emanuel hoben sie auf, um sie auf eines der Kanapees zu legen, die Dienerschaft ward herbeigerufen, die Gräfin entfernte die Gäste aus dem Saale und versuchte, den unangenehmen Vorfall mit der Nervenüberreizung zu erklären, welche die zahlreichen Besuche und der starke Blumenduft ihrer Schwägerin verursacht hätten, wonach dann der Schrecken eine so ungemeine Wirkung habe auf sie üben können. Man sprach von dem Prinzen, von Konradinen, wünschte für Beide das Beste, hoffte, daß es für Keines von ihnen nachhaltige Folgen haben werde, daß die Hochzeit durch das Uebelbefinden der Braut nicht Aufschub erleiden müsse. Die Gräfin zeigte sich sehr ruhig und sehr zuversichtlich. Sie war jedoch wie erlöst, als die letzten Personen sie verlassen hatten, als sie gehen konnte, sich selber von Konradinen's Zustand, von ihres Bruders Verfassung zu überzeugen.

Oben in dem Wohnzimmer ihrer Gäste fand sie Frau von Wildenau. Sie sagte, ihre Tochter habe sich augenblicklich wieder erholt, sie habe sich nicht ein=

mal entkleiden lassen. Emanuel sei bei ihr, sie hätten gefordert, allein zu bleiben.

Die Gräfin meinte, das sei auch das Beste. Frau von Wildenau sprach sich gar nicht aus. Die Gräfin bat, man möge ihr melden, wenn Konradine wieder sichtbar sei, sie wolle inzwischen in der Kommandantur sich um genaue Nachrichten erkundigen lassen. Damit zog sie sich zurück. Es war beiden Frauen daran gelegen, sich nicht äußern zu dürfen, denn die Entscheidung lag nicht in ihrer Hand, hing nicht von ihrem Wollen oder Wünschen ab.

Achtzehntes Capitel.

Koradine lehnte matt in ihrem Sessel. Emanuel saß schweigend vor ihr. Sie hatte ihm die Hand gereicht, auf seiner edlen Stirne lagerte ein tiefer Ernst, die Stunde lastete schwer auf allen Beiden.

„Vergieb mir, Emanuel!“ hub sie endlich an, denn sie konnte diese Stille länger nicht ertragen. „Vergieb mir! Wende Dein Auge nicht so von mir! Ich war meiner nicht Herr, es war stärker als ich!“

„Ich weiß es!“ entgegnete er. „Ich sah es. Was ist da zu entschuldigen oder zu vergeben? Laß es ruhen. Es ist vorbei!“ Er that sich Gewalt an, seine Stimme, seinen Ausdruck zu beherrschen, der Schmerz versteinerte seine Züge, aber der ganze ursprüngliche Adel seines Kopfes trat um so klarer dadurch hervor.

„Ich kann Dich so nicht sehen!“ nahm sie wieder das Wort. „Verdamme mich nicht, ehe Du mich gehört hast. Ich war Dein, und dachte es zu bleiben. Ich hatte abgeschlossen mit mir selbst. Erst an dem Tage vor Deiner Ankunft trat der Prinz mit be-

stimmter Werbung an mich heran. Ich habe sie eben so entschieden abgelehnt. Kein Wort von ihm hatte mich bis dahin begehrend an die Vergangenheit gemahnt, und ich war entschlossen, Dir fest und treu mein Wort zu halten —"

„Wohl Dir und mir, daß es Dir unmöglich ward," fiel ihr Emanuel in die Rede, „daß das Schicksal Dich davor bewahrte, Dich zu erniedrigen und mich."

Und wieder trat das schwere, finstere Schweigen zwischen sie, bis Konradine, die es nicht überwinden konnte, sein Leid mit anzusehen, ihre Hand auf die seine legte und mit Thränen im Auge sagte: „Ich war Dir so von Herzen eigen, ich war gewiß, ein schönes, friedliches Leben an Deiner Seite zu führen; mein Glaube an Dich, mein Vertrauen zu Dir sind unbegrenzt —"

„Und Du sollst Dich nicht in ihnen täuschen!" warf er ein. „Ich klage Dich nicht an. Ich, ich allein bin anzuklagen für den Verstandesfehler, den mein Herz mich hat begehen lassen. Man kann keine Ehe aus Freundschaft schließen, wenn man, wie Du, berechtigt ist, Liebe zu erwecken und zu empfangen. Ich hätte mich nicht verblenden dürfen über mich, nicht glauben dürfen, daß ich dazu gemacht sei, Jugend und Schönheit in Liebe an mich zu fesseln. Ich hätte mir genügen lassen sollen an der Freundschaft, die Du mir zu bieten hattest — hätte einsam bleiben, mein Haus und mein Geschlecht mit mir zu Grabe tragen

sollen, wie der Fluch es prophezeit hat, der auf uns ruht seit alter Zeit."

„Emanuel," rief sie, „sprich nicht so! Wohin verirrt sich Dein so klarer Sinn?"

„Zu Träumen!" entgegnete er. „Aber was ist Traum und was ist Wirklichkeit? Eine Einbildung, ein Traum haben mich glücklich gemacht durch diese ganze Zeit. Er fällt in Nichts zusammen vor einem traurigen Erwachen. Das ist nicht zu ändern. Oder kannst Du es, kann ich es ungeschehen machen? Und wenn wir es vermöchten, dürften wir es wünschen, daß wir uns verbunden hätten zu der engsten, innigsten Vereinigung — ich in einem falschen Glauben — Du mit einer Liebe in der Brust, gegen welche die mitleidsvolle Neigung —"

„Emanuel!" rief Konradine mit bittender Abwehr —

Aber er wiederholte das Wort: „die mitleidsvolle Neigung und die freundschaftliche Achtung, die Du für mich hegtest, kalt und ungenügend scheinen mußten. Das Schicksal hat es wohl mit uns gemeint. Laß uns danach trachten, seinem Fingerzeig zu folgen."

Er erhob sich und trat an das Fenster heran. Er wünschte, Konradinen die Thränen nicht sehen zu lassen, die ihm in das Auge traten. Während dessen klopfte es an die Thüre. Er rief, man solle eintreten. Der Gräfin Kammerfrau fragte an, ob die Gräfin das Fräulein sehen könne. Emanuel, ohne Konradinen's Entscheidung abzuwarten, sagte, die Schwester werde willkommen sein.

Die Gräfin folgte der Botin auf dem Fuße. Sie zeigte sich ruhig theilnehmend, als wäre zwischen den Verlobten nichts Besonderes geschehen, als handle es sich einfach um ein flüchtiges Uebelbefinden der Braut. Und als könne nur von einer Besorgniß für den Prinzen die Rede sein, sagte sie: es freue sie, bessere Nachrichten bringen zu können, als die hastige Lebhaftigkeit der Generalin zu hegen erlaubt habe. Des Prinzen Verwundung sei nicht unbedeutend, von einer Lebensgefahr jedoch bei seiner gesunden Natur nicht die Rede. Man hoffe, ihn in wenig Tagen in sein Palais bringen zu können, und ihn in nicht zu ferner Zeit ganz und völlig herzustellen.

Emanuel hörte dem Berichte ruhig zu. Als die Gräfin ihn geendet hatte, wendete er sich gegen Konradine: „Sie sehen," sagte er, „der erste Schrecken hat, wie immer, übertrieben. Sie dürfen also ohne Sorgen sein, und ich kann reisen."

„Reisen?" riefen die Frauen wie aus Einem Munde. „Du willst fort?" setzte die Gräfin hinzu.

„Konradine hat Ruhe nöthig und sie wird auch mir gut thun!" entgegnete Emanuel.

Die Gräfin stand noch in des Zimmers Mitte. Sie sah Konradine, sah den Bruder an; sie war sehr erschrocken. Da sie nicht wußte, was an jenem Tage im Garten zwischen Konradinen und dem Prinzen vorgefallen war, hatte sie das Zusammenbrechen der Ersteren zwar als einen unangenehmen Vorfall, aber, da man doch einmal vor dem Hochzeitstage stand,

nicht als den Grund zu einer völligen Trennung angesehen, auf welche Emanuel's und Konradinen's Haltung doch hinzudeuten schien.

Sie war zum erstenmale fassungslos. Der Zorn gegen Konradine, des Bruders Schmerz, ihr verletztes Familiengefühl und der Widerwille gegen das Aufsehen, welches der in der letzten Stunde erfolgte Bruch dieser vielversprochenen Verbindung zu erregen nicht verfehlen konnte, bestürmten sie mit einemmale. „Entscheide nicht in dieser Stunde!“ bat sie den Bruder. „Sie dürfen ihn nicht gehen lassen!“ mahnte sie die in sich versunkene Konradine. Aber Emanuel beachtete es nicht, und als wolle er einen Zeugen seines Scheidens von der ihm Verlobten haben, trat er rasch an sie heran, reichte ihr die Hand und sagte: „Leben Sie wohl!“

Da raffte Konradine sich empor, warf sich ihm zu Füßen und seine Knie umklammernd, rief sie: „Geh' nicht so von mir, Emanuel! Du weißt es, wie theuer Du mir bist! wie mir es das Herz zerreißt, Dir Schmerz zu machen; sage mir . . . .“

Er hob sie sanft empor, und ihr die Hand gebend, sprach er: „Was soll das, Konradine? Ihr Herz wird heilen in Ihrem Liebesglück!“

„Und Du, und Du?“ rief Konradine.

„Ich werde mein Schicksal tragen, wie ich kann und muß. Leben Sie wohl!“

Sie hing sich weinend an ihn; er machte sich sanft von ihr los, führte sie nach ihrem Sessel, und

ihr noch einmal die Hand drückend, sprach er mit gepreßter Stimme: „Werden Sie glücklich!“

Dann verließ er das Gemach.

* * *

Der Nachmittag fand ihn schon auf dem Wege. Im Hause der Gräfin ging die Dienerschaft flüsternd und verlegen umher.

Die Gräfin hatte den vertrauten Hausarzt kommen lassen und lange mit ihm berathen. Vor ihm sich weinend das Herz zu erleichtern, hatte die stolze Frau sich nicht gescheut. Er hatte auch Frau von Wildenau besucht und Konradinen gesprochen, die sich auf sein Zureden entschlossen hatte, sich niederzulegen. Ihr Zustand machte Ruhe nöthig, und sie ersehnte die Einsamkeit des Krankenzimmers. Die Gräfin schrieb die Liste der Personen auf, denen zu melden war, daß ein Erkranken der Braut es nöthig mache, die Hochzeit hinauszuschieben. Frau von Wildenau verließ ihr Zimmer nicht, die Gräfin schrieb Briefe bis in die späte Nacht.

Am anderen Morgen ward ihr Zimmer nicht von Besuchen leer. Sie hielt ihnen mit großer Selbstbeherrschung Stand, indeß in den Garderobezimmern der Damen fing man bereits zu packen an, und drei Tage später brach die Gräfin auf, um ihrer Tochter den lang versprochenen Besuch zu machen. Die Baronin und Konradine folgten ihr, noch ehe die Woche zu Ende war. Der Prinz war noch nicht in die Stadt gebracht worden, aber die Nachrichten, die man erhielt, waren günstig, seine Herstellung unzweifelhaft.

Neunzehntes Capitel.

Die Gräfin hatte schon lange bei ihrer Tochter geweilt, Frau von Wildenau und Konradine hatten sich für den Sommer absichtlich in einem der besuchtesten Badeorte niedergelassen, in welchem sie vielen Bekannten zu begegnen hoffen durften, um auf die Weise den etwa in Umlauf gesetzten Gerüchten persönlich entgegentreten zu können, und des Prinzen Kopfwunde war lange schon geheilt, als man sich in der Provinz, in welcher die gräfliche und die Familie der Freiherren von Falkenhorst zu Hause waren, noch immer mit dem plötzlichen Bruch von Baron Emanuels Heirath beschäftigte, über dessen Anlaß man allmälig das Richtige zu vermuthen und zu erfahren angefangen hatte.

Aber was die Gesellschaft der Provinzial-Hauptstadt und die mit Emanuel oder mit Konradinen verwandten und bekannten Adelsfamilien in Erstaunen gesetzt, was für einige Zeit ihre Neugier erregt, ihr Urtheil herausgefordert, davon hatte man in der Welt, in welcher Hulda lebte, Nichts erfahren. Nur

von dem Unglücksfalle, welcher den Prinzen betroffen, hatten die Zeitungen ausführlich berichtet.

Hulda hatte das gelesen, wie man derlei zu lesen gewohnt ist. Sie wußte von dem Prinzen Nichts als seinen Namen und daß er mit einer Nichte des Herrscherhauses vermählt gewesen war, die ein früher Tod hinweggerafft hatte. Von seinem Zusammenhang mit Konradinen hatte sie nie etwas gehört; und da bald nach der Stelle, in welcher sie jene Nachricht in der Zeitung gesehen, eine Theaterkritik begonnen hatte, die zum Theil auch ihr und ihrem ersten Auftreten in einer neuen Rolle gegolten, war der Unglücksfall des Prinzen um so unbeachteter von ihr geblieben.

Jahr und Tag waren danach vergangen, ohne daß irgend eine auf Emanuel bezügliche Kunde zu ihr gedrungen wäre. Da erwähnte der Doktor, während er der Ordensverleihungen gedachte, mit welchen bei Anlaß eines glücklichen Ereignisses in der königlichen Familie ein paar geachtete Beamte der Provinz ausgezeichnet worden waren, ganz beiläufig, der König habe an dem nämlichen Tage auch eine ehemalige Stiftsdame, ein Fräulein Konradine von Wildenau, in den Grafenstand erhoben, um ihrer Vermählung mit dem verwittweten Gatten seiner Nichte, mit dem Prinzen Friedrich, eine schicklichere Form zu geben.

„Wen,“ rief Hulda, ihrem Ohr nicht trauend, „wen hat der König in den Grafenstand erhoben?“

„Eine Stiftsdame Konradine von Wildenau!“ wiederholte der Doktor gleichmüthig.

„Unmöglich!“ rief Hulda, „Konradine von Wildenau ist ja die Gattin des Freiherrn von Falkenhorst.“

Der Doktor besann sich einen Augenblick. „Wie ist mir denn?“ sagte er, „mich dünkt, ich habe von dem Abenteuer einmal reden hören. Es handelte sich um eine rückgängig gewordene Verlobung, um eine Untreue oder so Etwas. So viel jedoch weiß ich ganz bestimmt, der Besitzer der Falkenhorst'schen Güter, Emanuel Falkenhorst, der Majoratsherr, ist nicht verheirathet. Jemand, der in jenen Gegenden zu Hause ist, sprach erst neulich bei einem Mittagbrod davon, daß das Geschlecht mit Baron Emanuel zu Ende gehen und die Güter an die weiblichen Erben fallen würden, falls Jener, der ein Mann von etwa vierzig Jahren sein muß, sich nicht verheirathen sollte. Woher aber kennen Sie und was wissen Sie von der künftigen Prinzessin Friedrich?“ setzte er hinzu.

Hulda gab eine flüchtige Antwort, mit welcher der Doktor leicht befriedigt war, aber die Nachricht kam ihr lange nicht aus dem Sinne, und sie wußte nicht, ob sie sie schmerze, ob sie ihr willkommen sei. Stand doch das Eine fest, Emanuel hatte auch nach der Lösung seiner Verlobung ihrer weiter nicht gedacht, er hatte sie aufgegeben, sie vergessen; und was sie bei diesem Gedanken in sich auch durchzukämpfen hatte, in ihren äußeren Lebensverhältnissen brachte es keine Aenderung hervor.

Sie hatte sich mit den Jahren in ihre neue Stellung eingewöhnt. Ihre Aufgabe war ihr deutlich

geworden, ihr wachsender Erfolg hatte ihr Selbst-
gefühl gehoben. Das Publikum, vor dem sie spielte,
wendete ihr seine volle Gunst zu, der Direktor und
der Regisseur wußten, was sie einer Bühne werth
war, und daß man auf ihr Fortschreiten mit Sicher-
heit zu rechnen habe, weil eine nicht gewöhnliche Bil-
dung und edle Gesittung allen ihren Leistungen eine
höhere Bedeutung, einen eigenthümlichen Adel verlieh.
Sie kamen ihr also Beide mit großer Geflissenheit
entgegen. Es lag ihnen daran, das schöne, begabte
Mädchen, auf welches man in Folge der ihm günstigen
Kritiken bereits an anderen Orten aufmerksam gewor-
den war, der Holm'schen Gesellschaft zu erhalten, und
es waren Hulda schon von verschiedenen Seiten An-
träge zu Gastvorstellungen zugegangen. Selbst ein
Auftreten auf dem Hoftheater der Residenz stand ihr
in Aussicht, seit ein älterer Charakterspieler der könig-
lichen Bühne sie bei seinem Gastspiele in der Holm'-
schen Gesellschaft hatte kennen lernen.

Ihre Einsicht hatte sich erweitert, ihr Verstand
entwickelte sich selbstständiger, ihr Verlangen, sich zu
bilden, wuchs mit dem Bestreben, sich und Anderen in
der jedesmaligen Aufgabe genug zu thun, die vor ihr
lag. Die redliche Pflichterfüllung, zu welcher sie in
ihrem Vaterhause erzogen worden war, kam ihr als
Künstlerin in hohem Grade zu statten, denn keine
Kunst kann des stillen, geduldigen Fleißes entbehren,
der sich von keinem Erfolge verblenden und in der
beharrlichen Arbeit nicht irre machen läßt. Der un-
bestimmte Idealismus, an welchem sich in dem welt-

abgeschiedenen engen Pfarrhause Hulda's Sinn erhoben hatte, war zu einer bewußten Begeisterung für ihre Kunst geworden.

Sie empfand es als ein Glück, wenn es ihr gegönnt war, die schönen Gestalten zu beleben, welche die großen Dichter, der Menschheit als ihr Erbe hinterlassen haben. Sie hatte ihre Freude daran, wenn sie im Conversationsstücke die anmuthige Sicherheit ihrer Haltung geltend machen konnte, wenn sie es darzuthun vermochte, wie fein und scharfsichtig sie in die Seelenzustände der Personen einzudringen wußte, die sie vorzustellen hatte; und sich in gewählter Kleidung vor dem Publikum sehen zu lassen, zu wissen, daß ihre Schönheit sich in vortheilhaftestem Lichte zeige, daß sie bewundert werde um dieser ihrer Schönheit willen, das war ihr allmälig auch zu einem unentbehrlichen Genuß, der Beifall des Publikums zu einem Bedürfnisse geworden. Ihr Ehrgeiz, ihre Eitelkeit waren groß und rege. Das verhältnißmäßige Wohlleben, dessen sie genoß, selbst die Art von Freiheit, welche ihre Stellung ihr gestattete, hatten Reiz für sie gewonnen, und weil ihr Sinn rein und allem Niederen abgewendet war, hatte sie es gelernt, die Theilnahme der Männer, mit denen sie verkehrte, an sich zu fesseln, ohne ihnen mehr zuzugestehen, als Frauen der gesitteten Stände, unter dem Schutze ihrer Väter und Gatten den Männern einzuräumen gewohnt sind.

Ihre Freunde ließen sie denn auch als eine besondere Erscheinung gelten. Selbst Philibert, dessen

begehrliche Leidenschaft sich nur schwer in ihren Schranken hielt, hatte sich allmälig darein gefunden, von ihr nicht mehr Begünstigung als Andere zu erfahren; und Hulda hätte in den gegebenen Verhältnissen es besser nicht verlangen können, hätte sie es nur mit sich, mit der Kunst und mit ihrem Publikum zu thun gehabt. Aber der Gunst, welche sie auf der Bühne schön und warm begrüßte, stand die Mißgunst schroff entgegen, mit welcher man sie hinter den Coulissen ansah.

Ihr rasches Emporkommen, ihr ungewöhnlicher Erfolg hatten alle jene Mittelmäßigen unter ihren Kollegen gegen sie eingenommen, welche jedes siegreiche Aufsteigen eines Lebensschicksales als eine ihnen zugefügte Beleidigung empfinden, alle diejenigen, denen es eine Genugthuung gewährt, an dem Emporkommenden zu zerren, um ihn dadurch womöglich zurückzuhalten, und die eine Befriedigung genießen, die sich gehoben fühlen, wenn es ihnen möglich wird, das Gute und das Bedeutende hinabzuziehen in den Staub, aus dem sie selber sich emporzuschwingen nie vermögen.

Die jugendlichen Liebhaberinnen zweiten und dritten Ranges, die es erwartet haben mochten, die Erbschaft Feodorens sowohl in ihrem Rollenfache als in der Gunst der Zuschauer wie der Kritik wenigstens theilweise und allmälig anzutreten, waren durch Hulda um ihre Hoffnungen betrogen worden. Sie hatten sich also mit einer Art von Naturnothwendigkeit der Delmar zugesellt und mit ihr Partei ergriffen gegen

Feodorens Schützling, gegen Hulda. Denn die Delmar hatte es Hulda nicht vergessen, daß sie um ihretwillen bei Anlaß ihres ersten Auftretens, durch Feodore eine Kränkung in ihrer Künstlerehre hatte erleiden müssen. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß man sich, wenn immer sie die Gräfin Terzky, die Orsina, die Lady Milfort spielte, der verhaßten Nebenbuhlerin mit Bewunderung erinnerte, noch weniger verzieh sie's Hulda, daß Lelio ihr ein Freund geworden war. Wo man aber auf der Anderen guten Willen so unabweislich angewiesen ist, wie bei dem Zusammenwirken auf der Bühne, fällt es der Mißgunst leicht, empfindlich zu behindern und zu kränken.

Heute war es eine anscheinende Achtlosigkeit, mit welcher man Hulda geflissentlich die Wirkung einer Scene, eines Abganges störte, und morgen machte die Delmar, mit welcher sie das Garderobezimmer theilte, es ihr durch irgend eine kleine Tücke fast unmöglich, im rechten Augenblicke auf der Scene zu erscheinen. Bald ließ man es sie fühlen, wie man sie immer nur als eine Anfängerin geringschätze, bald wieder behandelte man sie mit einer so spöttischen Verehrung, daß Hulda sich es nicht verbergen konnte, wie man ihr damit Andeutungen mache, die sie nicht beachten durfte, wenn sie sich selber nicht zu nahe treten wolle.

Alles, was ihr redlicher Fleiß, was ihr braves, sittliches Verhalten ihr eingetragen hatte, des Direktors Zufriedenheit, die Rücksicht, welche der Regisseur auf sie nahm, die Gunst, welche das Publikum ihr ge-

währte, das Zutrauen, welches ihre Freunde ihr bewiesen, die kleinen und großen Aufmerksamkeiten, die Geschenke, welche die Galanterie ihr je bisweilen darzubringen liebte und die zurückzuweisen nicht in ihrer Macht stand, selbst die günstigen Beurtheilungen, mit denen die Kritik ihrem Vorwärtskommen folgte, das Alles sollte nach den Andeutungen ihrer Gegnerinnen von ihr in einer Weise herausgefordert und belohnt sein, an welche nur zu denken ihr das Herz empörte.

Man blickte sich über die Schultern an, wenn ihr für die historischen Stücke neue Costüme zugestanden wurden. Man lächelte über die plötzliche Verschwendungslust des Direktors, der sich darin gefiel, seine neue Berühmtheit herauszuputzen, denn man wollte es nicht sehen, daß für Hulda's große und üppige Gestalt die Costüme Feodoren's nicht wohl zu verwenden waren. Man machte seine Bemerkungen darüber, wenn Lelio besondere Leseproben mit Hulda hielt, um sich zu versichern, daß sie in seine Absichten so sicher als früher Feodore einzugehen wisse; und mancher hämische Blick, manch böses Wort, das zu hören sie nicht vermeiden konnte, traf Hulda bis in das Herz, wenn eben erst der Beifall es in freudiger Aufwallung erschlossen hatte.

Ihre Versuche, sich mit ihren Gegnerinnen zu verständigen, zu versöhnen, waren nicht geglückt. Ihr guter Wille, durch Rücksicht und Gefälligkeit sich Wohlwollen zu erwerben, blieb unbeachtet, wenn man ihn irgend unbeachtet lassen konnte. Man sah in ihrer Zuvorkommenheit das Eingeständniß ihrer Verein-

samung, welche sie recht empfinden zu lassen man sich angelegen sein ließ. Und doch mußte jede ihrer Gegnerinnen es sich sagen, daß Hulda, als sie in die Gesellschaft eingetreten war, im entferntesten nicht daran gedacht hatte, die Stellung zu beanspruchen oder einzunehmen, auf welche ein Zusammenwirken der Verhältnisse sie sofort gehoben hatte.

So lange sie noch an eine Abhilfe dieser Mißstände geglaubt, hatte sich Hulda gegen ihre nächsten Bekannten über dieselben wohl beklagt. Der Doktor hatte sie dafür gescholten. „Eine gütige Fee hat Ihnen die Gabe siegreicher Schönheit und noch dazu eine anerkennenswerthe künstlerische Begabung als Pathengeschenk in die Wiege gelegt,“ sagt er. „Sie finden die Männer bereit, Ihnen zu huldigen, wo immer Sie erscheinen, und Sie verlangen nach der Freundschaft untergeordneter Frauenzimmer. Das ist ein krankhaft unmäßiges Gelüsten! Man muß genügsam sein, mein Kind!“

Hochbrecht und Philibert nahmen die Sache aus einem anderen Tone. „Sie schildern die Liebe, die Leidenschaft, daß Sie rühren und die Herzen überwältigen,“ meinten sie, „und Sie wollen, daß talentlose Frauenzimmer Ihnen glauben: all dies Können und Erkennen sei ein Werk der Phantasie, sei nicht Folge des Erlebens und des Wissens. Dazu müßten die Anderen ja Ihre Phantasie besitzen. Sie haben sich nicht zu beschweren. Wir allein sind dabei zu beklagen, denn man hält uns für glücklicher, als wir wirklich sind.“

Aber weder die Menschenkenntniß des Doktors, noch die galanten Scherze ihrer anderen Freunde konnten Hulda dahin bringen, sich mit dem eigentlichen Theaterleben, mit dem heimlichen Getriebe der gegenseitigen Ausforschung und überwachenden Neugier, mit den vielfach sich verschlingenden Wegen auszusöhnen, auf denen kleinliche Eitelkeit und beschränkte Selbstsucht ihre wechselnden Absichten und Zwecke zu erreichen suchten.

Es widerte sie an, sich Gesinnungen und Plane angedichtet zu sehen, von denen keine Spur in ihrer Seele war. Sie dachte nicht daran, sich nach Feodorens Beispiel einem reichen Lebemanne wie Philibert zu verbinden, noch hatte sie's im Sinne, die Eroberung von Lelio zu machen. Denn wie die immer neuen Aufgaben ihres gegenwärtigen Lebens ihre Zeit, ihre Kraft und ihr geistiges Vermögen auch in Anspruch nahmen, in dem Innersten ihres Herzens bewahrte sie Erinnerungen, die Nichts gemein hatten mit ihrer Gegenwart, und in die sie sich, ohne es zu wollen, flüchtete, wenn Tag und Stunde sie hart berührten und ihr zu tragen schmerzlich wurden.

Oftmals, wenn sie Sonntags in der Frühe die Fenster ihres Zimmers öffnete, und die Gipfel der Bäume von der Promenade sich im Winde wiegend hoben und senkten, wenn der Vogelsang durch die Stille zu ihr hinübertönte und das Geläute der Glocken die Gemeinde in die Kirche rief, kam eine Sehnsucht über sie, die ihr zugleich wohl und wehe that.

Weitweg von der Rolle, welche sie durchging, um ihrer in der Probe sicher zu sein, wanderten dann ihre Gedanken in die Heimat und in ihre erste Jugend zurück. Sie sah sich in dem engen Vaterhause, sie hörte den Sand im Flure knistern unter ihrem Fußtritte, wenn sie hinabkam aus ihrer kleinen Kammer, die Flechten ihres Haares schlicht um das Haupt gelegt, in dem knappen, jedes Schmuckes baren Anzuge, die Mutter zu erwarten und mit ihr dem Vater in die Kirche zu folgen, in der er in seines Herzens erhabener Einfalt das Wort Gottes an der Stelle verkündigen sollte, an welcher seine Väter es vor ihm verkündigt hatten. Sie saß wieder in der Kirche, wie in jenen Tagen, an der Mutter Seite, sie fühlte wieder den frischen Hauch des Meeres hineinziehen durch den niedergelassenen Vorhang an der Eingangsthür. Sie sah sie wieder um sich, die harten, von der Arbeit gefurchten, von der scharfen Luft verwitterten Gesichter der Männer und der Frauen, die rothbackigen, weißblonden Knaben und Mädchen, und das junge Volk und die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, die Alle von ihr wußten, die Alle sie kannten und Gutes von ihr hielten, weil sie des Pastors Hulda war. Wie ihre Brust nach frischer Luft in Gottes freier Natur, wie nach dem Hauche des Meeres, an dem sie aufgewachsen war, so sehnte sie sich dann zurück in jene Tage, und immer klangen ihr dann die Worte Goethe's, sie bis zu Thränen rührend, in dem Herzen wider: „In dieser Armuth welche Fülle!“

Anfangs hatte sie, wenn der Dienst sie frei ließ, wohl in die Kirche zu gehen versucht. Aber in dem großen, weiten Raume, in welchem Alles ihr fremd war und Niemand sie kannte, hatte ihr Sinn sich nicht zu sammeln vermocht. Ihr war bange zu Muthe geworden, denn gerade in der Gemeinde, in welcher die Anderen ihre Verbindung hatten, war ihr Alleinsein, ihr Verlassensein, ihr mehr als in ihrer Häuslichkeit fühlbar und traurig bis zur Angst geworden. Später, als man sie auf der Bühne kennen gelernt, hatten die neugierigen Blicke, welche sich auch in der Kirche auf sie richteten, sie unruhig gemacht und sie zerstreut. Es war ihr unmöglich gewesen, der Predigt zu folgen, wie sie ihres Vaters Rede gefolgt war; nicht einmal stille zu beten war sie im Stande gewesen. So war sie endlich — selbst wenn sich die Zeit zum Kirchenbesuche einmal gefunden hatte — von der Kirche fortgeblieben, und Niemandem war das aufgefallen, denn ihre Wirthin und Beatę hielten auch vom Kirchengehen nichts, und die Personen, mit denen sie verkehrte, waren alles andere, nur nicht kirchlich. Sie vermißte auch nach Monaten die sonntägliche Andacht nicht mehr. Hatte sie die Kirche doch auch manchmal versäumen müssen, während sie im Schlosse gewesen war, und der Vater selber hatte sie dann auf ihr Gebet im stillen Kämmerlein verwiesen. Aber auch das Gebet versagte sich ihr nur zu oft, wenn sie Abends mit aufgeregten Sinnen, vom Erfolge berauscht, oder über irgend eine Störung zornig und erbittert, mit den Einzelheiten der Vorstellung,

mit persönlichen Ereignissen und Begegnungen noch in der Erinnerung beschäftigt, von dem Gedanken an die nächste Vorstellung hingenommen, endlich mit bebenden Nerven, aufgeregt und müde ihr Lager suchte.

Sie faltete die Hände und — die Schleppe fiel ihr ein, welche der Theaterschneider ihr anzuprobiren hatte. Sie wollte sich und die Gedanken prüfen, die am Tage durch ihren Geist gegangen waren, aber sie mochte nicht zurückkommen auf das Unangenehme, das so mancher Tag ihr brachte, und wenn die Worte des Gebetes mechanisch über ihre Lippen glitten, ohne daß ihre Seele daran Antheil hatte, graute ihr vor diesem hohlen Gottesdienst. Es war ihr, als kniete sie wie das arme Gretchen einsam an dem einsamen Altar, als hörte sie ihres Dämons Stimme die Worte rufen:

„Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!“

Dann schlang sie ihre Hände fest, ganz fest zusammen, dann dankte sie Gott, daß ihr Herz noch rein, ihre Seele noch schuldlos war, dann dachte sie mit tiefer Liebe des todten Vaters, der auf dem kleinen Kirchhof ihrer Heimat ruhte, und der treuen Mutter, die der Meeresgrund verschlungen hatte, und ihr ganzes Gebet drängte sich in das Flehen zusam=

men: „Führe mich nicht in Versuchung und bewahre mich vor dem Uebel!“

Sie hatte außer diesem heiligen Verlangen sonst nicht viel zu wünschen. Ihr ehrgeiziges Vorwärtsstreben — und darin war neben der Liebe für die Kunst auch viel Eitelkeit verborgen — gehörte nicht vor das Ohr des Herren. Für wen aber hatte sie sonst zu wünschen und zu hoffen und zu beten, als für sich allein?

Ihre Eltern hatte sie verloren, ihr Vormund hatte sich von ihr abgewendet. Er schickte ihr halbjährig, ohne ihr ein Wort dabei zu schreiben, die wenigen Thaler, die sie von dem kleinen Kapital, welches Miß Kenney ihr vererbt, als Zins bezog, und ließ ihre Dankesbriefe völlig unbeachtet. Von dem Pfarrer, von der gräflichen Familie hörte und erfuhr sie Nichts. Der Einzige, an den sie dachte bei allem ihrem Thun, der Mann, auf den sie des Himmels ganzen Segen herabzubeschwören wünschte, wie weh er ihr auch gethan und wie hart er in ihr Schicksal eingegriffen hatte, Emanuel bedurfte ja ihrer Segenswünsche nicht und nicht ihres Gebetes, denn er mußte ja wohl glücklich sein! glücklich ohne sie und fern von ihr. — Und doch war er bei ihr, doch lebte sie im sein Gedenken.

Alle die Töne der beseligten Liebe, alle die Töne der Trauer, mit denen sie die Herzen ihrer Hörer erschütterte, ihm verdankte sie sie, er hatte sie in ihr erweckt.

An ihn dachte sie, wenn das Unedle an sie herantrat, sein sanfter Ernst, seines Wesens edle Gesittung, sein Glaube an ihrer Seele Reinheit, standen als Hüter an ihrer Seite und wachten über sie in jedem Augenblick. Ob sie ihn wiedersehen würde, wer konnte ihr das sagen? Aber das Eine hatte sie sich gelobt: wo immer und wie immer er vor sie hintreten würde, er sollte sehen und erkennen lernen, was sie werth gewesen war. Er sollte die Künstlerin in ihr zu achten haben und eingestehen müssen, daß sie der Liebe würdig gewesen wäre, die er ihr entgegengebracht, die er ihr entzogen hatte.

Wie an den treuen Sternbildern, zu denen sie ihr Auge erhoben von früher Kindheit an, wie an diesen unseren stillen Begleitern und Gefährten, so hing sie auch an ihm, als an ihrem Sterne. Sein Bild folgte ihr überall: ernst wie die Stimme in ihrer Brust und mahnend und unbestechlich, wie ihr anderes Gewissen.

Zwanzigstes Capitel.

Hulda war schon über drei Jahre bei der Bühne, als die Zeitungen eine Nachricht verkündeten, welche nicht nur die eigentlichen Theaterfreunde, sondern die sämmtlichen gebildeten Einwoher der Stadt lebhaft erfreute. Es war dem Direktor Holm gelungen, den schnell berühmt gewordenen Charakterspieler Lippow für sechs Gastvorstellungen zu gewinnen, und gleich an dem Tage, an welchem der Theaterzettel den Rollen-Cyklus angegeben hatte, in welchem Lippow auftreten würde, waren alle Logen- und Estraden-Plätze und die ersten Plätze des Parterre für sämmtliche Vorstellungen mit Beschlag belegt worden, so daß man es als eine Gunst betrachtete, noch eine Zusage für diese oder jene Aufführung zu erlangen.

Man wußte von Lippow's Vergangenheit nichts Bestimmtes, desto mehr fabelte man davon. Nur so viel stand, wie man behauptete, entschieden fest, daß er von guter Familie sei, früher eine andere Stellung und einen anderen Lebensberuf gehabt, und daß kein Geringerer. als der unvergleichliche Ludwig Devrient

ihn in die Schule genommen habe und sein Vorbild gewesen sei. Er war wenig über dreißig Jahre alt. Man rühmte seine Sprachkenntnisse, seine ausgezeichnete Haltung, seine vornehmen Manieren und sein außerordentliches Talent, sein Aeußeres für jede Rolle förmlich zu verwandeln. Ihn als Mephisto wiederzuerkennen, wenn man ihn als Carlos im „Clavigo" gesehen hatte; in seinem Nathan den Marinelli herauszufinden, sollte für den Nichtgeübten fast unmöglich sein; und es sahen eben deshalb auch die Mitglieder des Theaters selber, vornehmlich diejenigen, welche mit ihm zu spielen hatten, seiner Ankunft mit großen Erwartungen entgegen.

Nach dem ausgegebenen Programme sollte er zuerst als Marinelli auftreten. Clavigo und Nathan sollten folgen, ein paar Lustspiele und ein Schauspiel dazwischen fallen, und für den Schluß war die Aufführung des Goethe'schen Faust angesetzt, in welchem zugleich Lelio zum erstenmale den Faust, Hulda zum erstenmale das Gretchen übernehmen sollten.

Für den Ehrgeiz der beiden schönen und begabten jungen Künstler war das ein ersehntes und außerordentliches Ereigniß. Schon seit Monaten hatte das Einstudiren der neuen Rollen sie beschäftigt, und seit es nun festgesetzt worden war, daß ihr erstes Auftreten im „Faust" mit Lippow's Gastspiel zusammenfallen würde, hatten ihr Eifer und ihr Fleiß sich verdoppelt. Lippow war nach Ablauf seines gegenwärtigen Kontraktes für das Wiener Burgtheater engagirt. Lelio's Kontrakt bei der Holm'schen Bühne lief im Spät-

herbst ab, das Engagement von Hulda ging mit dem Jahre zu Ende. Wenn das Zusammenspiel mit Lippow leistete, was man davon zu hoffen berechtigt war — wer wollte voraussagen, welche günstigen Folgen sich für Lelio und Hulda daran knüpfen konnten? An dem Wiener Theater bedurfte man neuer Kräfte, und dorthin, wenn auch nur zu Gastspielen, berufen zu werden, war eine höchlich verlockende Aussicht.

Es war in der heißesten Zeit des Jahres. Lippow, der in Allem den großen Herrn zu spielen liebte, hatte dem Direktor gemeldet, daß er, da er mit eigenem Wagen und Extrapost-Pferden zu reisen gewohnt sei, die Nächte zu Hilfe nehmen und also mit Tagesanbruch in dem Gasthofe eintreffen werde, in welchem er eine Wohnung für sich bestellt hatte. Es bleibe ihm dann immer noch die Zeit, einige Stunden der Ruhe zu pflegen, er erwarte danach den Direktor, um mit ihm das Frühstück einzunehmen, und um die festgesetzte Stunde werde er zu der Probe auf der Bühne an seinem Platze sein.

Auch die Schauspieler hatten sich pünktlicher noch, als das Theatergesetz es forderte, auf der Bühne eingefunden, und keines der Frauenzimmer hatte es verschmäht, heute auf die Kleidung mehr als gewöhnliche Sorgfalt zu verwenden. Sie waren Alle schon beisammen, nur Hulda, die bei all ihrer natürlichen Bescheidenheit doch auch allmälig die Arten und Unarten bevorzugter Bühnen-Künstlerinnen angenommen hatte, ließ sich, wie Lippow, noch erwarten.

Die Delmar, welche trotz der Morgenstunde sich schon in meergrüne Seide gekleidet, den Florentiner Strohhut mit dem Paradiesvogel aufgesetzt und es an reichem Goldschmuck nicht hatte fehlen lassen, hatte sich in einen Stuhl geworfen, und putzte mit dem spitzenbesetzten Taschentuche sorgfältig die Gläser ihres goldenen Lorgnons.

Der Regisseur neckte sie damit, daß sie ihr Augenmerk gleich so energisch auf den Erwarteten zu richten vorhabe.

„Auf Lippow?" rief sie, „glauben Sie, daß ich mir für diesen mein Glas zurechtmache? Durchaus nicht. Er ist ein geschulter Künstler, an einem solchen kann nie etwas Auffälliges zu sehen sein. Ich warte nur auf unsere göttliche Erscheinung, auf unsere Venus Anadyomene, als welche Hochbrecht sie in seinen gedruckten und ungedruckten Sonetten mit wohlgezählten Versen ansingt. Mich soll es wundern, was sie heute vor Lippow darzustellen und als was sie vor ihm zu erscheinen denkt. Etwas ganz Besonderes wird es in jedem Falle sein."

Sie hatte aber die Worte eben erst vollendet, als der Direktor mit Lippow in die Scene trat und fast in demselben Augenblicke auch Hulda aus der Coulisse herauskam. Sie sah wie der Sommer selber aus, in dem leichten weißen Kleide mit dem runden Strohhute, den ein Kranz von Kornblumen und Aehren schlicht und anmuthig umgab, während sie einen prachtvollen Strauß von Moosrosen in der Hand hielt, den

ihr Philibert beim Eingange in das Theater noch in Eile überreicht hatte.

Unwillkürlich wendeten die Augen der Männer sich mit erheitertem Ausdrucke ihrer Schönheit zu, der Direktor deutete mit der Hand nach ihr hin. Er wollte sie nöthigen, heranzutreten, um so die Vorstellung des Gastes mit einemmale für das ganze Personal abgemacht zu haben; indeß, kaum hatten Lippow und Hulda einander wahrgenommen, als Beide mit unverkennbarer Ueberraschung wie im plötzlichen Erschrecken stehen blieben. Ein Name, ein Anruf drängten sich auf Hulda's Lippen, ein Blick, ein warnender Blick von Lippow machte sie verstummen.

Die Delmar, der Direktor, der Regisseur und Lelio, sie Alle hatten das sonderbare Spiel bemerkt. Man sah einander an, man wußte nicht, was es bedeuten sollte.

Lippow faßte sich jedoch schon in dem nächsten Augenblicke wieder. Er trat mit der vornehmen Gewandtheit, zu welcher er jede Bewegung seiner an sich edeln Gestalt herausgebildet hatte, rasch auf Hulda zu, und ihr beide Hände entgegen reichend, rief er: „Ist es denn möglich, sehe ich recht? Sie sind es, Fräulein Hulda?“

Er hatte mit den Manieren der großen Gesellschaft auch die eben zur Sitte werdende Gewohnheit angenommen, alle jungen Mädchen, auch die nicht dem Adel angehörenden, mit dem Worte Fräulein anzureden, und die bis dahin für die Bürgerlichen übliche

französische Ansprache, das Mademoiselle zu meiden. „Ist es möglich, Fräulein Hulda? Sind Sie es wirklich? Wer hätte denken sollen, daß wir uns hier zusammenfinden würden, als wir uns auf dem Schlosse der Gräfin so plötzlich und so unerwartet trennten? In der That, ich würde Sie fragen, welch ein guter Stern führt Sie hierher? hätten Sie mir die gleiche Frage nicht auch vorzulegen, und hätten wir Beide nicht allen Grund, dieses holden Sternes Gunst zu segnen!"

Er hatte seine Anrede geflissentlich verlängert, um Hulda Zeit zu geben, und sie nahm sich auch zusammen, wie sie es vermochte. Aber im Vergleich zu der Zufriedenheit, die er so wortreich an den Tag gelegt hatte, klangen ihre Worte sehr gezwungen. Ihr Blick war kalt, sie suchte dem seinen auszuweichen. Ihr war zu Muthe, als thue sich ein Abgrund vor ihr auf, als tauchte die Gestalt dieses Mannes wie ein dämonischer Versucher vor ihr empor; und der Gedanke, mit diesem Manne, gerade mit ihm, mit Michael alltäglich zusammen zu sein, mit ihm an jedem Abende spielen zu müssen, seine Nähe, seine Berührung zu ertragen, neben und mit ihm das Gretchen spielen zu müssen, das waren Aussichten, vor denen ihr ein Grauen ankam.

Daß zwischen diesen beiden Menschen bereits etwas geschehen sein müsse, daß sie ein Geheimniß mit einander theilten, dessen hielten Alle, die dem Vorgange beigewohnt hatten, Jeder nach seiner Natur und

Sinnesart, sich durchaus versichert. Das aber genügte, um Alle, selbst Lelio nicht ausgenommen, zu achtsamen Beobachtern jedes Wortes und jeder Miene zu machen, welche zwischen Lippow und Hulda gewechselt wurden.

Die Probe der „Emilia" hatte lang begonnen, Hulda hatte ihre erste Scene gespielt, Marinelli's erste Scene mit dem Prinzen war auch bereits vorüber, und noch immer war sie unter der Einwirkung des Schreckens, welchen das Zusammentreffen mit Michael in ihr hervorgerufen hatte. Wie war es denn möglich, daß sie nie daran gedacht hatte, Michael Lippow, von dem sie oft genug hatte sprechen hören, könne des Fürsten Kammerdiener, könne jener Mann sein, der auf die Wendung ihres Schicksals seinerzeit einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte? Sie erinnerte sich jetzt sogar, daß der Amtmann in ihrem Beisein einmal erzählt hatte, Michael sei zum Theater gegangen, und für einen Menschen, wie dieser, sei das auch eben recht; aber sie hatte Michael's Familiennamen, als er im Dienste des Fürsten auf dem Schlosse gewesen war, niemals nennen hören, und weil sie ihm nichts Gutes, nichts Schönes oder irgendwie Bedeutendes zugetraut, hatte sie, wenn sie von den theatralischen Leistungen und Erfolgen Michael Lippow's gehört, an Niemanden weniger gedacht, als an jenen Günstling von Mamsell Ulrike, durch dessen Zudringlichkeit und böswillige Nachrede Hulda die ersten bitteren Lebenserfahrungen zu machen gehabt hatte.

Jetzt hatte sie ihn gleich bei dem ersten Blicke erkannt, obschon er sich in hohem Grade verändert

hatte. Er trug sein schlichtes Haar auf der linken Seite des Kopfes in einem dicken Lockenbusch gekräuselt, das Schnurrbärtchen, welches er früher mit lächerlicher Ziererei beständig in die Höhe gedreht, war dem Scheermesser zum Opfer gefallen. Sein unruhiger Blick war durchdringend und fest geworden, die Nothwendigkeit, starke Leidenschaften und wechselnde Gemüthszustände auszudrücken, hatte seinem sonst noch jugendlichen Antlitz tiefe, mächtige Züge eingeprägt, und weil er seine Physiognomie mit Meisterschaft beherrschte, weil er seine Züge fast umzugestalten vermochte, hatte Hulda in dem Bilde, das sie von ihm einmal gesehen, und in welchem er sich in heldenhafter, stolzer Haltung darstellen lassen, den Kammerdiener des Fürsten, den geschmeidigen, ewig lächelnden sogenannten Herrn Sekretär nicht wiedergefunden, wenn schon eine Aehnlichkeit mit demselben ihr aufgefallen war. Nun stand er vor ihr, und aller Widerwille, den sie gegen ihn fühlte, konnte sie nicht abhalten, ihn als Künstler zu bewundern.

Seine Auffassung der Rolle war tief und eigenartig, aber Hulda wurde den Gedanken nicht los, er habe in diesem Falle nur nöthig, sich und seine Erinnerungen abzuschreiben; und obschon er sich mit abgeschliffenster Höflichkeit in laut ausgesprochener Bewunderung ihrer raschen Fortschritte und ihres trefflichen Spieles erging, war sie von Herzen froh, als die Probe endlich ihr Ende erreicht hatte und sie das Theater verlassen konnte. Sie hatte Ruhe nöthig

sich zu sammeln, und die Vergangenheit, die durch Michael's Erscheinen wie in einem Zauberspiegel vor ihr aufgestanden war, wieder in den stillen Grund ihrer Seele zurückzudrängen.

Michael's erstes Auftreten war, um ihm nach der anstrengenden Reise einen Rasttag zu vergönnen, erst für den nächsten Abend festgesetzt. Die Theaterfreunde hatten das benutzt, dem Gaste gleich am ersten Tage eine freundliche Begrüßung zu bereiten. Im Vereine mit dem Direktor und den ersten männlichen Schauspielern hatten sie ein Frühstück herrichten lassen, zu welchem man sich in seinem Gasthofe versammelte.

Es dehnte sich bis zum späten Nachmittage aus. Die Mahlzeit war vortrefflich, die besten Weine waren im Ueberflusse vorhanden, und wie ihr flüssiges Feuer die Geister zu erregen und die Lippen zu lösen begann, war Michael nicht nur der Held, sondern die eigentliche Seele des Festes.

Er war in der Welt herumgekommen, wie es in jenen Tagen nur selten einmal einem Anderen zu Theil wurde. Er kannte die großen Hauptstädte von Europa, hatte in London und in Paris Kemble und Talma studirt. Er wußte von ihnen zu erzählen, war offenbar auch in der guten Gesellschaft nicht unbekannt, und sprach von den Personen, mit denen er in Berührung gekommen war, von den Erlebnissen, welche er mit ihnen gehabt haben wollte, mit einer so sorglosen Leichtigkeit, daß es seiner eigenen persönlichen Bedeutung zu einer Folie wurde. Je mehr man ihn bewunderte, um so anspruchsloser zeigte er

sich, um so offener und unbefangener sprach er von sich. Aber während die Anderen warm und wärmer, und in ihren Berichten und in ihren Fragen freier und dreister wurden, blieb seine Stirne ruhig, sein Blick fest und sein Kopf klar und kalt wie das Herz in seiner Brust. Er beherrschte die Gesellschaft buchstäblich mit seinem Willen, er erfuhr von Allen, was er von ihnen wissen wollte. Er erhielt genaue Auskunft über Hulda, hörte mit Erstaunen, was man über ihre Herkunft fabelte, und Lelio hatte ihm von seiner uneigennützigen Freundschaft für die Schöne, Philibert von seinen Hoffnungen gesprochen, sie früher oder später doch noch zu besitzen, ohne daß es Einem von allen Denen, welche sich es herausgenommen hatten, ihn darum zu fragen, gelungen wäre, auch nur das Geringste über seine frühere Bekanntschaft mit Hulda von ihm zu erfahren.

Man gab, weil man den Mitgliedern des Theaters nach diesem Frühstück keine besonderen Anstrengungen zuzumuthen wagte, an dem Abende eine oft gegebene Posse, und Hulda, die ohnehin das Theater nur besuchte, wenn an den Aufführungen Etwas ihre Theilnahme in Anspruch nahm, hatte beschlossen, zu Hause zu bleiben.

Es war sechs Uhr, die beschäftigten Schauspieler mußten nun auf ihrem Posten sein. Diejenigen unter ihnen, welche nicht zu spielen hatten, schliefen das Frühstück aus; das Theater blieb an dem Abende, wie man es vorausgesehen hatte, ziemlich leer. Man machte gewohnheitsmäßig die oft gethane Arbeit ab.

Landleute, welche der Markttag in die Stadt geführt hatte, bildeten das leicht zufriedenzustellende Publikum und halfen die Tageskosten decken.

Draußen fing der Abend sich zu kühlen an. Einzeln und in Gruppen zogen die Menschen in der Feierstunde vor die Thore, in die Gärten, in die benachbarten Ortschaften, in das Freie hinaus. Böhmische Musikanten spielten auf dem Platze die Melodie des Liedes: „Von der Alpe tönt das Horn!" Der junge Mann, der die Oberstimme blies, hatte einen seelenvollen Vortrag.

Hulda's Fenster standen offen, sie war allein. Der leise Windhauch bewegte die Blätter des Myrthenstockes, der vor ihr auf ihrem Tische stand, die Rosen, welche ihr am Morgen Philibert gegeben, hatten sich entfaltet, ihr Geruch füllte das ganze Gemach, und von den Klängen der Musik wie von ihren eigenen Gedanken fortgezogen, sah sie sinnenden Auges dem Spiel des glänzenden Gewölkes zu, das, von Osten herüberkommend, ihr mit dem erfrischten Luftzug Grüße von der Heimat, Grüße von dem fernen Strande zu bringen schien.

Wie eine Gefangene schmachtete sie nach frischer Luft, nach freier Bewegung in der freien Natur. Es zog sie förmlich hinaus zu den langen Reihen der Felder, auf denen jetzt unter der Last der reifenden Frucht die kräftigen Aehren sich beugten; hinaus in den Schatten des Parkes, an dessen Rande sie mit Miß Kenney einst gewohnt. Ihr Verlangen wieder einmal am Meeresstrand zu sitzen, zu sehen, wie die Wellen

kommen und gleitend wieder gehen, auf dem schimmernden Sande die langen Streifen des braunglänzenden Seegrases hinter sich zurücklassend, war lebhaft bis zum Wehethun.

Vater und Mutter hatte sie gehabt im Pfarrhause am fernen Meeresufer und der treuesten Liebe die Fülle; und sie hatte sich trotzdem fortgesehnt in kindisch ungeduldiger Neugier. Hingesehnt hatte sie sich nach den Mauern der Städte; nach wechselndem Erleben, nach dem Verkehr mit Menschen, nach der Bewunderung der Leute. Nach Schmuck, nach Genüssen und nach Interessen, wie sie ihr jetzt geworden waren, hatte ihr Sinn gestanden. Nun hatte sie das Alles, und Aussicht, davon noch immer mehr zu erwerben, zu gewinnen. Und sehnte sich ihr Herz jetzt nicht ebenso lebhaft in die altvertraute Vergangenheit zurück, als früher nach einer unbestimmten, unbekannten Zukunft? War sie glücklicher in ihrer jetzigen glänzenden Verlassenheit?

Sie wagte es nicht, sich darauf die Antwort zu geben. Was sie besessen und verloren hatte, das ermaß sie deutlich, was sie zu gewinnen hoffen durfte — wer wollte ihr das sagen?

Sie war in ihr träumendes Sinnen tief versunken, als es an ihre Thüre klopfte und Frau Rosen mit hastiger Geflissenheit, als ob sie ein Glück und eine Ehre zu verkünden habe, die Meldung brachte, der Held des Tages, Herr Lippow, wünsche seine Aufwartung zu machen.

Hulda's erster Gedanke war, ihn nicht zu empfangen. Aber die flüchtigste Ueberlegung sagte ihr, daß sie damit Nichts erreiche, daß sie ihn sehen, bei sich sehen müsse, früher oder später, wäre es auch nur, um die Schranken zwischen ihnen festzustellen, die sie nicht überschritten zu haben wünschte. Sie ließ ihn deshalb bitten einzutreten, und befahl die Lichter anzuzünden.

Beate, die sich es nicht entgehen lassen wollte, den fremden Künstler in der Nähe zu sehen und ihn außerhalb der Bühne sprechen zu hören, nahm der Mutter in der Treppenflur die Kerzen ab, und von dem bleichen, unscheinbaren Mädchen gefolgt, trat Michael bei Hulda ein.

Beate sah es, wie er sich Hulda mit heiterer Gewandtheit nahte, ihr die Hand küßte und sie versicherte, daß er niemals eine angenehmere Ueberraschung erfahren habe als in dem Augenblick, in welchem er sie nach so langer Trennung unerwartet, und obendrein als eine Kollegin, als eine so vortreffliche Künstlerin wiedergefunden habe. Sie hörte auch noch die zurückhaltende Antwort, welche er von Hulda darauf erhielt, und sie dachte in ihrem Herzen, daß Hulda recht vornehm thue, recht hochmüthig geworden sei, und wohl anders geantwortet haben würde, hätte ein solcher Mann sie vor zwei Jahren also angesprochen, als sie in dem engen Oberrock mit dem kleinen Koffer bei ihnen in dem Erkerstübchen angekommen war. Sie hatte ihren Aerger über dies Gebahren, denn sie wußte, was sich in diesem Falle schickte, und so ging sie still hinaus.

Kaum aber hatte sie die Thüre hinter sich zugezogen, so warf sich Michael an Hulda's Seite auf das Sopha, ergriff noch einmal, aber mit zwangslosester Vertraulichkeit, ihre Hand, und sie zwischen den seinen festhaltend, während er sich zu ihr hinneigte, rief er: „Wahrhaftig, schöne Freundin! Ihre meisterhafte Haltung hat mich heut' entzückt. Wissen Sie Hulda, daß Sie eine excellente Künstlerin geworden sind?"

Hulda hatte sich, obschon er ihre Hand noch in der seinen hielt, von ihm zurückgezogen, und ernst und gemessen, wie sie ihn empfangen hatte, entgegnete sie, es freue sie, wenn er ihr Talent zuspreche und sich mit ihrer Auffassung der Emilia einverstanden finde.

Michael lachte hell auf. „Lassen wir es genug sein des grausamen Spieles!" rief er. „Wer denkt denn an Emilia? Was schiert uns das Komödienspiel, mit welchem wir, wie's eben glückt, den süßen Pöbel unterhalten, dessen Beifall wir haben müssen, weil wir sein Geld gebrauchen. Nein, was mich entzückt hat, das war Ihre Haltung heute in der Probe, Ihre Haltung in diesem Augenblicke. Durchlaucht Clarisse könnte sich nicht fürstlicher betragen. Ganz vollendet, ganz vollendet! Aber basta Signora, basta adesso!"

„Ich hatte nicht gewußt," sagte Hulda, der seine Vertraulichkeit sehr quälend war, „daß ich in Ihnen—"

„Ich weiß, oh, ich merkte es," fiel er ihr in das Wort, „und Sie werden sich überzeugt haben, Gnä-

digste, daß ich zu verstehen, zu gehorchen und zu schweigen weiß."

Er verneigte sich mit komischer Ehrerbietung, da aber Hulda's Gesicht sich nicht erheitern wollte, änderte auch er die Miene und den Ton. Er gab ihre Hand frei, lehnte sich mit gekreuzten Armen in die Ecke zurück und sagte: „Sie wollen die Sache ernsthaft nehmen? Gut denn, ich habe Nichts dagegen. Es ist ohnehin mit wenig Worten abzumachen, denn wir haben von beiden Seiten einige Rücksichten zu nehmen. Sie, Verehrteste, werden die Gnade haben, es zu vergessen und zu verschweigen, daß Sie mich im Schlosse der Gräfin, in der Gesellschaft des Fürsten Severin, nicht als freien Herrn meiner selbst und meines freien Beliebens angetroffen haben; ich vergesse und verschweige dafür die kleinen Freiheiten und Zerstreuungen, die Sie sich damals im Hause der Gräfin, unter der Aufsicht der gar tugendsamen Kenney, mit dem schwärmerischen Freiherrn und dem leichtbeweglichen Fürsten zu gewähren für gut befunden haben. Unser Leben fängt von gestern an. Ich bin von vornehmer Familie, bin gegen den Willen derselben Schauspieler geworden aus Leidenschaft für das Theater. Sie? — Sie werden mir befehlen, als was ich Sie vor den Anderen zu verehren habe. Nur mit mir, Theuerste, spielen Sie nicht Komödie im tête-à-tête. Denn kurz und gut, ich finde Sie noch viel schöner als zu jener Zeit — zum Rasendwerden schön!"

Er hatte versucht, sich ihr abermals zu nähern, sie war aufgestanden, in Schreck, in Scham, in Zorn

erglühend, angstvoll nach dem Worte suchend, das ihm ausdrückte, was sie empfand.

„Ich dachte nicht mehr an Sie!“ stieß sie endlich hervor. „Sie haben Nichts von mir zu fürchten. Ihr Name kam nie über meine Lippen und soll nicht über meine Lippen kommen, wenn ich es vermeiden kann. Thun, sagen Sie, was Sie vertreten können! Ich habe Nichts zu scheuen, Nichts zu verbergen —“

„Nichts?“ fragte Michael höhnisch, „aber Sie haben es in aller Ihrer Unschuld doch für gut befunden, Ihres Vaters Namen abzulegen und sich eine illustre Mutter anzudichten.“

„Ich?“ rief Hulda, die nicht verstand, was seine letzten Worte meinten.

„Oh,“ fiel er rasch in ihre Rede, „ich tadle Sie dafür nicht. Im Gegentheile, ich bewunderte Sie um Ihrer Klugheit willen. Es hat ja Jeder, der gesehen werden soll, es nöthig, sich auf ein gutes Piedestal zu stellen, und da Gabriele jetzt in fürstlicher Zurückgezogenheit an ihres Gatten Seite all unserer holden Thorheit längst entrückt ist, so gönnt sie Ihnen wohl den Abglanz ihres einstigen Ruhmes — besonders da Sie ihrem Namen Ehre machen. Nur vor mir, schöne Freundin, der ich Sie bewunderte, während Sie an Ihrer Mutter Seite die Wäsche von den Leinen nahmen, und an Mamsell Ulrikens Seite — verliebten Angedenkens — das Glück Ihrer Gesellschaft genossen habe, vor mir und für mich, Theuerste, steigen Sie von Ihrem fürstlichen Piedestal herab; und ich hoffe, auf gleichem Boden verständigen wir uns dann.“

„Das ist unerhört!“ rief Hulda, der jetzt plötzlich die mannigfachen Andeutungen verständlich wurden, in denen man sich die Jahre hindurch über Gabriele geäußert hatte, wenn man mit ihr von derselben einmal gesprochen hatte. „Das ist unerhört! Wer hat das behauptet? Wer hat das erfunden?“

„Weiß ich es, Beste? Jedenfalls nicht ich!“ entgegnete Michael mit kühlem Gleichmuthe. „Aber darum lassen Sie Ihr goldenes Haar nicht grau werden. Denn wie mitunter bei gerichtlichen Entscheidungen, kommt es hier auf die Frage an, ob man sich zu der Person der That versehen könne? Und die Wege, welche von der Bühne in die Fürstenschlösser führen, sind nicht klösterliche Bußstationen. Es sind Wege, die sich zwischen Rosen- und Myrthenhecken freundlich ladend hinziehen. Eine Tochter wie Sie? — Welche Mutter würde sich ihrer nicht erfreuen? welcher Mann nicht stolz sein, sich Ihren Erzeuger zu nennen?“

Hulda hatte sich auf einen Stuhl am anderen Ende des Zimmers sinken lassen; und die Arme auf den Tisch gestützt, weinte sie unverholen. Das Andenken ihres frommen Vaters, ihrer sanften Mutter, den Namen Gabrielens beleidigt zu sehen, es erleben zu müssen, daß man sie selber der Verbreitung eines Gerüchtes anschuldigte, das diesen ihr so theuren Menschen zu nahe trat, und das ihr eigenes Dasein mit dem Stempel der Schande brandmarkte, das war mehr als sie ertragen zu können für möglich gehalten hatte. Und doch — sie konnte es sich nicht verbergen —

das Gerücht war verbreitet. Michael hatte es nicht erfunden, es war im Umlauf gewesen, seit sie bei der Bühne war. Sie allein hatte es in der Sicherheit ihres guten Glaubens nicht beachtet, sie hatte sich durch ihre Arglosigkeit sogar zur Mitschuldigen an dem Aufkommen desselben gemacht. Aber woher stammte es? Wer hatte es ersonnen? Zu welchem Zwecke und zu wessen Schaden hatte man es erdacht und verbreitet? Ihre Gedanken wendeten sich von dem Einen zu dem Anderen, und ein Grauen kam sie an vor Allem, vor der Gesellschaft und der Welt, in der sie lebte.

Michael saß noch immer auf dem Sopha und sah ihr ruhig zu. Mit einemmale kam ihr der Gedanke, daß er ihre Thränen sähe und sie dünkten ihr dadurch entweiht. Sie richtete sich rasch empor und trocknete die Augen.

„Vortrefflich!" rief Michael. „In jeder Bewegung bewundernswerth. Gerade so müssen Sie die Arme vor sich hinstrecken, wenn Sie als Gretchen in der Kirche vor dem Altar liegen, die Hände gerade so verschlingen und das Haupt auf dieselben legen. Das ist schöner nicht zu machen; und Ihre Kopfform ist ja wundervoll."

„Abscheulich!" rief Hulda und wendete sich von ihm ab. Er ließ sich dadurch aber in seiner betrachtenden Gelassenheit nicht stören, er schien vielmehr ein Wohlgefallen an dem Widerwillen zu finden, den sie ihm bezeigte.

„Man muß Sie gewähren lassen," sagte er, „und ich thue es deshalb. Für die nächsten vierzehn

Tage sind Sie mir ja ohnehin verfallen; und da Sie offenbar zu jenen naturalistischen Künstlern gehören, die sich selber und ihr eigenes Empfinden darstellen müssen, um ihr Höchstes zu leisten, so bestärken Sie sich die nächsten vierzehn Tage hindurch nur noch vollauf in Ihrem Hasse gegen mich, und — wir werden Furore machen mit dem „Faust“.

Er hatte sich inzwischen erhoben; Hulda lagen die Worte: „Für die nächsten vierzehn Tage sind Sie mir ja ohnehin verfallen!“ wie ein Fluch auf dem Herzen.

„Ja,“ rief sie, ohne recht zu bedenken, was sie that, „vierzehn Tage! aber dann nie wieder!“

Michael lächelte. „Holde Unschuld!“ sprach er, „denken Sie denn nicht mehr daran, wie hoch und heilig Sie es an jenem Regenabende im Walde verschworen haben, mich nie mehr zu sehen? Und heute stehen wir hier beisammen, auf einander unabweislich angewiesen, zwei Bühnenkünstler, das Entzücken einer Welt! Sie sind sehr jung geblieben, wie es scheint. Haben Sie sich wirklich noch nicht gefragt: wie werden wir Beide zu einander stehen heut' in vierzehn Tagen, wenn wir es erfahren haben werden — und die Erfahrung machen wir gewiß — was wir für einander werth sind, und wie wir die Theater kommandiren können, die Theater und die Direktoren und das Publikum, wenn wir uns verständigen?“

„Ich verlange nicht danach!“ sagte Hulda kalt, „Alles was ich fordere —“

„Endlich!“ rief Michael, „also scheint es, ich kann zu meiner Freude doch Etwas für Sie thun!“

„Ja!“ versetzte Hulda, „und ich fordere es als mein Recht.“ — Sie hielt inne, denn ihre Lippen bebten, und sich zusammennehmend, daß ihre Stimme dumpf und klanglos tönte, sprach sie: „Sagen Sie es Allen, Allen, die von mir wissen, daß Sie mich gesehen haben in meiner guten Eltern unbescholtenem Hause, daß Sie mich kannten, als ich in Mamsell Ulrikens Diensten war“ — sie hatte das Wort absichtlich gewählt, ihrem Verlangen den stärksten Ausdruck zu geben — „sagen Sie, daß ich ehrbarer, guter Leute Kind bin, und daß zwischen Gabrielen und mir kein anderes Band vorhanden ist, als dasjenige meiner Dankbarkeit für ihre Großmuth gegen mich.“

Sie meinte, ihn damit entlassen zu haben, und hoffte, er werde sich entfernen. Er blieb aber stehen, die Augen fest auf sie gerichtet, denn sie dünkte ihm immer schöner, je länger er sie betrachtete. Sein Blick that ihr förmlich wehe. Das entging ihm nicht, er genoß ihre Verwirrung wie den Anfang seines Triumphes. Er verneigte sich zustimmend. Freundlich, als stände zwischen ihnen Alles auf das Beste, sagte er: „Ihnen soll gehorsamt werden, schöne Freundin! verlassen Sie sich darauf“ — und ein Citat aus seiner Rolle nützend und parodirend, fügte er scherzend hinzu:

„Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden,
Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n —

wenn wir uns aber wieder hier zusammen finden, so hoffe ich, meine schöne reizende Freundin, Sie nicht wieder so unnahbar, und so gar untraitable für mich armen Sterblichen zu treffen, den zu verachten Sie sich den Anschein geben, weil er es keinen Hehl hat, daß er ein Erdensohn und nicht ein Seraph ist."

Er ergriff und küßte mit Leidenschaft ihre Hand, noch ehe sie es hindern konnte. Dann ging er mit einem „A rivederci!" rasch davon.

Hulda hörte, wie er die Treppe hinabstieg, wie die Hausthüre in das Schloß fiel. Sie athmete auf, sie hätte schreien mögen, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Sie zog heftig die Klingel, als drohe ihr noch immer die Gefahr. Beate kam herbei, die Mutter folgte ihr auf dem Fuße. Sie fragten Beide, was sie wünsche, was geschehen sei.

„Wenn Herr Lippow wieder kommt," sagte Hulda, „so bin ich nicht für ihn zu Hause."

Die beiden Frauenzimmer trauten ihren Ohren nicht. Sie meinten es gut mit Hulda. Frau Rosen versuchte ihr eingänglich zu machen, was sie damit thue und auf das Spiel setze. Hulda war nicht in der Verfassung, auf solche Einwände zu achten. Sie wiederholte ihre Weisung während sie sich an ihrem Arbeitstische zu thun machte.

Mutter und Tochter gingen unzufrieden von ihr. „Wenn man nur wüßte," meinte Beate, „was oder wen sie eigentlich im Sinne hat? Denn ein Spiel spielt sie doch am Ende auch! Und sie ließ sich

Anfangs wie ein Kind an; daß man sie lieben mußte."

„Freilich spielt sie ein Spiel!" bedeutete die Mutter, „und sie wird's gewinnen und ihr Glück machen mit dem reichen Philibert; denn sie ist ebenso wie Feodore kalt und klug und vorsichtig."

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Theater war an jedem Abende trotz der erhöhten Preise bis in die letzten Plätze voll von Zuschauern; die Vorstellungen gelangen über alles Erwarten. Michael's außerordentliches Talent, der Scharfsinn, mit welchem er in den Charakter der Rollen einzudringen, der Schwung und die Klarheit, mit welchen er sie zu verdeutlichen wußte, wirkten nicht nur auf das Publikum, sondern zunächst auf die Mitspielenden zurück, so daß Jeder sich selbst gehoben und fortgerissen fühlte, Jeder sich selbst und darum auch den Anderen wieder in vollem Maaß Genüge that.

Der Direktor hatte solche Einnahmen seit Feodorens Gastvorstellungen nicht wieder erzielt. Er war stolz, der Leiter einer so befähigten Gesellschaft zu sein; man war allseitig in der besten Stimmung, und wenn Hulda sich auch in ihrem Innern nicht von dem Drucke frei zu machen im Stande war, welchen ihr der Verkehr mit Michael und seine zudringliche Vertraulichkeit in dem Zusammenspiel mit ihm auferlegten

— daß er ein großer Künstler geworden sei, das konnte sie sich nicht verbergen.

Der Direktor, der Regisseur, Lelio, die Theaterfreunde, Philibert an ihrer Spitze, waren auf das Höchste von ihm eingenommen. Er besaß gute Sprachkenntnisse, die er auf seinen früheren Reisen mit dem Fürsten fleißig ausgebildet hatte; bei seinem Talente zur Nachahmung waren ihm die Manieren und die Ausdrucksweise der guten Gesellschaft ganz geläufig geworden, er hatte viel gesehen, mehr noch gehört, wußte gut zu erzählen und geschickt errathen zu lassen, was er zu verschweigen, für angemessen fand, wenn er in erregtem Männerkreise bis nahe an die Grenze des Erzählbaren gegangen war. Und wie er die Männer für sich zu gewinnen wußte, so hatte er bald auch diejenigen Frauen für sich eingenommen, deren Zartgefühl nicht eben fein, deren Hauptverlangen es war, sich gut unterhalten und über die Stunden, gleichviel wodurch und wie, fröhlich fortgetragen zu finden.

Bald nach seinem ersten Besuche hatte sich Michael abermals bei Hulda melden lassen, war abgewiesen worden, hatte sich noch einmal eingestellt und war wieder nicht angenommen worden. Derlei war er nicht gewohnt und, besonders in diesem Falle, zu ertragen keineswegs gewillt. Die Frauen, mit welchen er es im Allgemeinen bei der Bühne zu thun gehabt, hatten ihm manche Freiheit zugestanden, und die Zurückweisung, die er von Hulda zu erfahren hatte,

beleidigte deshalb seine Eitelkeit in demselben Grade, in welchem ihre Schönheit sie ihm reizend machte.

Er versuchte es jedoch, die Sache scherzhaft zu behandeln, sie durch den Schein argloser Zutraulichkeit in Sicherheit zu wiegen, durch Gewöhnung ihren Stolz und ihre Kälte zu besiegen. Als er sie am Abende auf der Bühne traf, machte er ihr im Beisein der Delmar, mit der er schnell vertraut geworden war, Vorwürfe darüber, daß sie gegen einen so alten Bekannten, gegen einen Kollegen die Unnahbare spiele.

Hulda schützte Uebermüdung vor und sprach von der Nothwendigkeit, die wenigen Stunden, welche der anstrengende Dienst ihr jetzt noch freiließ, zu dem Studium der neuen Rolle zu verwenden.

Die Delmar meinte, Hulda habe sich doch bisher eines vortefflichen Gedächtnisses gerühmt.

„Und kann doch ihre Freunde so vergessen!“ fiel Michael rasch ein; „hat doch die schönen Korridore und die Seitentreppen des alten Schlosses offenbar vergessen, auf denen wir junges Volk durch die Etagen eilten, auf denen man sich unangemeldet und ohne zu antichambriren leste et joyeux zusammenfand, und in denen Lachen und Geplauder wie Sonnenstrahlen durch die alten Mauern glitzerten. Aber Tempi passati! — Pfarrers schöne Hulda ist eine große Künstlerin geworden, und man hat nicht mehr das unschätzbare Glück, ihr Lebens- und Hausgenosse in einem Grafenschlosse zu sein.“

Der leichtfertige Ton, mit welchem Michael die Worte sprach, beleidigte Hulda noch mehr als die Un-

wahrheit der Aussage, und daß dies Alles in dem Beisein der Delmar ausgesprochen wurde, nahm ihr die Besonnenheit.

„Ich habe Nichts vergessen," sagte sie, „Nichts! Ich erinnere mich sehr deutlich der Verhältnisse im Schlosse. Sie wecken aber keine angenehme Erinnerung in mir auf, und ich weiß nicht, wie eben Sie mich an dieselben mahnen mögen."

Das Stichwort rief sie in die Scene. Lippow schüttelte den Kopf und lächelte. „Immer derselbe entzückende Eigensinn und Trotz," sagte er, „immer das reizende Kammerkätzchen, reizend im eigentlichen Sinne des Wortes; und mit Bewußtsein reizend und herausfordernd wie dazumal."

Die Delmar machte große Augen. „Kammerkätzchen?" wiederholte sie.

„Kammerkätzchen oder — Gesellschafterin bei einer ausgedienten Gesellschafterin!" warf er leichtweg hin. „Nennen Sie es, wie Sie's wollen. Die Mutter hatte im Schlosse gedient, war eine Hörige gewesen auf den Gütern der Gräfin, war schön gewesen wie die Tochter und hatte Wohlgefallen vor der Herrschaft Augen gefunden. Man hatte sie schließlich dem Pastor nach Landesbrauch zur Frau gegeben, und die Tochter war im Schlosse dann ihrerseits bei Alt und Jung auch sehr wohl gelitten."

„Aber wie ist es denn mit Gabrielen? Wie hängt sie denn mit der zusammen? Wie kam sie denn zu Gabrielen?" fragte die Delmar, voll Erstaunen aufhorchend.

„Zu Gabrielen? Sie hat vielleicht bei ihr gedient.“

„Gedient? Sie soll ja Gabrielens Tochter sein!“ sagte die Delmar, mehr und mehr von dem Gespräche angezogen.

„Welch' ein Einfall! Wer hat das erfunden?“ rief der Arglistige mit erheuchelter Entrüstung. „Wie darf man Gabrielen derlei nachsagen ohne allen Grund! Und obenein einer Frau in ihrer jetzigen Stellung!“

Die Delmar versicherte, das Gerücht sei gang und gäbe, sei geglaubt und angenommen seit Hulda's Ankunft bei der Bühne. Hulda habe es auch nie geleugnet, wenn man darauf hingedeutet; sie habe sich des Schutzes von Gabrielen vielmehr stets gerühmt.

„Und eine Kammerjungfer ist sie gewesen?“ rief die Delmar triumphirend. „Sie haben sie gekannt als eine solche?“ setzte sie voll Entrüstung noch hinzu. „Eine Kammerjungfer und sich solche Airs zu geben! Das ist beispiellos!“

Michael legte beruhigend seine feine Hand auf ihren entblößten Arm. „Ruhig, meine Beste, und nicht zu ungerecht. Ein schönes Kammerzöfchen gehört in die Weltordnung und in einen vornehmen Haushalt, so gut wie andere nützliche Geschöpfe, und ist durchaus nicht zu verachten, am wenigsten, wenn es eine Künstlerin wird, die sich, wie unsere schöne Hulda, vor Meister und Gesellen sehen lassen kann. Beklage ich selber mich doch nicht über sie. Und weiß der Himmel, ich hätte Grund dazu, denn ich hatte ihr und ihr allein, ein recht peinliches Zusammentreffen mit dem

Fürsten Severin und dem Baron Emanuel zu danken, dem Schwiegersohne und dem Bruder der Gräfin. Sie hatte übrigens ihre Karten für eine Anfängerin geschickt genug gemischt, nur meine Hitze und Leidenschaft verdarb ihr die Partie. Die Affaire brachte mich aus meiner eigentlichen Bahn, aus meiner Gesellschaft schließlich auf die Bühne, und Mademoiselle Hulda in ihr Vaterhaus zurück. Nun, ich habe mich darüber nicht eben zu beklagen, wie mich dünkt, und der schönen Hulda hat vermuthlich die Protektion der beiden Kavaliere den Weg eröffnet, auf dem ich sie hier zu meiner großen Ueberraschung wiedergefunden habe."

Der zweite Akt des Stückes war in dem Augenblicke zu Ende, Hulda und Lelio, welche die letzte Scene gehabt hatten, wurden gerufen, traten, während man die Coulissen bereits wechselte, in das Proscenium, gingen in ihre Garderoben und trafen erst wieder am Beginn des neuen Aktes zusammen. Die ganze Vorstellung rollte, wie Perlen auf einem Schnürchen, glatt und schnell dahin. Das Publikum war von den Künstlern sehr befriedigt, die Schauspieler lobten die Einsicht der Zuschauer, man hatte einen neuen Erfolg gehabt und ging mit fröhlichem Bewußtsein aus dem Theater fort.

Auch Hulda hatte sich während des Spieles beruhigt und zurecht gefunden, aber sie hätte viel darum gegeben, das herausfordernde Wort nicht ausgesprochen zu haben, denn sie kannte Michael und hatte sein Lächeln fürchten, vor seinem Scherze schaudern lernen.

Der Gedanke an ihn und seinen bösen Willen lag wie eine schwere Last auf ihr und machte sie beklommen; das Alleinsein fiel ihr schwer.

Sie hätte Jemanden haben mögen, den sie fragen konnte: „Was meinst Du, das er thun wird? was ich von ihm besorgen muß?“ Es wäre ihr schon eine Erleichterung gewesen, sich schreibend das Herz entlasten zu können. An wen aber sollte sie sich wenden? Gabriele war ihr ganz entrückt, sie hatte ihr ja auch vorhergesagt, daß die Künstlerlaufbahn ihre Dornen und ihre schweren Stunden habe, sie durfte sich also nicht gegen sie beklagen, wenn eine dieser Stunden jetzt an sie herantrat. Feodore war mit ihrem reiselustigen Gemahl beständig unterwegs und hatte Alles immer leicht genommen — und sonst hatte sie ja Niemand.

Niemand! — denn von den alten treuen Freunden in der Heimat hatte sie sich losgelöst. Der Amtmann schrieb ihr nicht, und der Pfarrer, der es gut mit ihr gemeint, der sie wohl auch nicht vergessen hatte, was konnte der ihr helfen oder rathen in der Welt, in der sie sich bewegte und vor der er sie gewarnt, aus der er sie zurückzuführen getrachtet hatte, in sein kleines Haus. Sie dachte mit tiefer Rührung an das alte enge Haus. Man lebte still in solchem Hause: ungekannt, unangefochten, in bescheidenem friedensvollem Thun und Schaffen. Es war auch ihr einmal ein solches sanftes Loos gefallen. Es hatte nur an ihr gelegen, ihr Leben sorglos zu gestalten unter eines wackern Mannes Schutz, in seiner Liebe

sicherer Hut, und sie hatte ihn verschmäht. — Aber konnte sie dafür, daß die Liebe für Emanuel in ihr aufgegangen war, fast mit ihrem ersten selbstbewußten Denken und Empfinden?

Michael's Anwesenheit rief ihr die Vergangenheit beständig wieder wach. Sie war sich ihrer Liebe, ihrer unglücklichen, verschmähten Liebe wieder einmal mit tiefem Schmerz bewußt. — Was war das Beifallsklatschen fremder Menschen gegen den freundlich dankbaren Blick, mit welchem Emanuel einst ihrem Lied gelauscht hatte? Wie glücklich war sie gewesen neben ihm. Welch selige Hoffnungen hatten sie umschwebt auf ihrem Krankenlager, als er den goldenen Reif an ihre Hand gesteckt hatte. Und jetzt? Wo war das Glück hin, das seine Liebe ihr verheißen hatte? Wo war das Alles hin? — Was hoffte sie denn noch? Was konnte ihr denn blühen, als der Erfolg, an dem ihr Ehrgeiz, ihr Künstlerbewußtsein sich berauschten, und der das Herz nicht füllte, nicht erquickte? War das denn Glück? Ein Glück, wie sie es sich ersehnt, erhofft?

Sie durfte sich den Gedanken nicht überlassen. Sie fruchteten ihr nicht, sie brachen ihre Spannkraft! Sie mußte vor sich selber fliehen, und Frieden suchend in den Tönen, die ihr von der Heimat sprachen und von ihm, dem sie sie oft gesungen hatte, spielte sie die alten Weisen, die sie als Kind von ihrer Mutter Mund gelernt, bis die Nacht herankam.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Am folgenden Abende sollte der „Faust“ in Scene gehen. Lelio, dem das erste Auftreten in demselben fast eben so sehr wie seiner Freundin Hulda eine Feierlichkeit war, hatte ihr zugesagt, sich am Vormittage noch bei ihr einzufinden. Er blieb indessen aus. Dagegen kam Philibert, sich, wie er sagte, ein wenig bei ihr auszuruhen.

Der vertrauliche Ausdruck fiel ihr auf. Philibert war jedoch so voll von dem Vergnügen über das wohlgelungene Fest, welches er am verwichenen Abende, nach dem Theater in seiner am Strome gelegenen Villa für Michael veranstaltet hatte, er erzählte so viel von den ergötzlichen Geschichten, mit denen Jener sie unterhalten, daß Hulda darüber kaum zu Worte, kaum zu rechtem Nachdenken über all das Gehörte gelangen konnte.

Es war aber heute etwas Besonderes an Philibert. Sie konnte sich nicht erklären, was mit ihm geschehen sei, was er im Sinne habe; denn er und sein Betragen gegen sie erschienen wie umgewandelt.

Es kam ihr vor, als ahme er geflissentlich die Vertraulichkeit nach, in welcher Michael sich gegen Frauen wohlgefiel, als gäbe er sich wie dieser, den Anschein, an Hulda eine Art von Anrecht zu haben. Er nannte sie unablässig bei ihrem Taufnamen, er ergriff ohne jeden Anlaß ihre Hand, und hatte sich zu ihr in das Sopha geworfen, als stände es ihm in der That frei, sich in ihrer Wohnung und neben ihr, nach Belieben auszuruhen. Sie mochte ihn deshalb nicht zur Rede stellen, weil dies sich selber schon zu nahe treten hieß, und weil er ihr, seit sie sich einst an ihrem Geburtstage mit ihm verständigt, nie einen Anlaß gegeben hatte, gegen ihn auf ihrer Hut zu sein. Heute jedoch fand sie sich gezwungen, ihm durch ihre Zurückhaltung anzudeuten, daß sein Betragen sie verletze; indeß sie erreichte ihre Absicht damit nicht.

Philibert lachte über ihren Ernst. „Um aller Heiligen willen, beste Hulda," rief er, „können Sie denn gar nicht mehr heraus aus Ihrer Rolle? Was haben Sie nur davon, sich und uns die Jugend zu verbittern? Muß man denn durchaus ein Fürst oder wenigstens ein Baron sein, um bei Ihnen Gnade und Gehör zu finden?"

Hulda that einen Ausruf des Erschreckens, denn jetzt wußte sie, wie sie sich Philibert's Betragen auszulegen hatte, und woher die Veränderung in demselben stammte, aber er deutete den Ausruf sich auf seine Weise.

„Sie können sich nicht über mich beklagen, Hulda!" sagte er. „Ich habe nie von Ihnen zu erfahren ge-

trachtet, was zu verschweigen Ihnen angemessener dünkte; und ich bin gewiß der Letzte, der Sie verkennt, oder weniger zu Ihren Füßen liegt, weil Sie sich und Ihr Herz vor jenen Tagen, in denen ich Sie kennen lernte, vielleicht weniger streng als jetzt verwahrten. Das Einzige —"

Hulda hielt sich nicht länger, und mit glühenden Wangen rief sie, ihm in die Rede fallend, während Thränen des Zornes sich in ihre Augen drängten: „Das Einzige, was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist, daß ich es empörend finde, wie Sie dem Worte eines fremden Mannes, der von dem Fürsten Severin, in dessen Dienst er stand, entlassen wurde, weil er sich ungebührlich gegen mich betragen hatte, mehr Glauben schenken als mir; mir, die Sie kennen, und die weder Ihnen noch sonst Jemandem Anlaß oder gar ein Recht gegeben hat, ihr in irgend einem Zeitpunkte ihres Lebens etwas Unehrbares zuzutrauen."

Sie erhob sich und ging in ihr Nebenzimmer. Er machte Miene, ihr zu folgen und blieb auf halbem Wege stehen. Er hatte sich, wie er merkte, offenbar verrechnet, sich auf fremde Aussage hin, die vielleicht doch nicht ganz zuverlässig gewesen sein mochte, in eine falsche Unternehmung eingelassen, und sie war denn auch mißglückt. Statt des Gewinnes, den er von ihr erwartet hatte, war sie zu seinem Nachtheil ausgeschlagen. Das verdroß ihn. Er hielt sehr viel von seiner Einsicht, von seiner Menschenkenntniß und von seiner umsichtigen Gewandtheit im Verkehre. Eine Unüberlegtheit, eine Unvorsichtigkeit hatten ihn,

wie er es sich sagte, um die treulich aufgewandte Mühe und um die Vortheile gebracht, die er in Hulda's Gunst allmälig doch errungen hatte. Er wußte in seinem Aerger sich nicht gleich zu rathen.

Es paßte ihm nicht, sich einzugestehen, daß er Hulda beleidigt habe. Hatte er nach Art der Egoisten in dem Verkehre mit ihr doch immer nur an sich und nicht an sie gedacht! Es paßte ihm auch nicht, ihre Vergebung zu erbitten, denn nach seiner Meinung hatte seine fügsame Huldigung sie über die Gebühr verwöhnt, und noch weniger lag es in seinem Plane, es mit ihr, von der bevorzugt zu werden er sich stets gerühmt hatte, zu einem offenkundigen Bruch zu bringen. Es mußte ein anderes Mittel geben, es mußte ein Ausweg zu finden sein, auf welchem man mit ihr verhandeln, mit ihr fertig werden, und auf welchem man ihr begreiflich machen konnte, was die Gunst und Huldigung eines Mannes von seiner Stellung und von seinem Einflusse für eine Bühnenkünstlerin bedeuteten. Er glaubte nach kurzem Ueberlegen auch zu wissen, was er zu thun und wie er sie zu zähmen habe, ohne daß man deshalb zu erfahren brauchte, was heute zwischen ihr und ihm geschehen war.

Er zog eine Karte aus seiner Brieftasche hervor, schrieb darauf Faust's Worte:

„Wie sie kurz angebunden war,
Das war nun zum Entzücken gar“

setzte noch ein „unwandelbar der Ihre“ über seinen Namen hin, und entfernte sich darauf, nachdem er die

Karte so hingelegt hatte, daß Hulda's erster Blick sie treffen mußte.

Sie trat in das Zimmer, sowie er es verlassen hatte. Die Karte sehen, sie lesen, zerreißen und im Zorne von sich schleudern, das war Eins.

Denn das war es, was sie nicht verschmerzen konnte, was ihr die Sonderstellung, in welche sie sich freiwillig begeben hatte, oft so unerträglich machte. Es gelüstete sie nicht nach der bedenklichen Freiheit, welche die allgemeine Meinung den Bühnenkünstlerinnen zuerkannte und von der eine große Anzahl der Schauspielerinnen einen noch bedenklicheren Gebrauch machten, eben weil das Vorurtheil der anderen Frauen sie ganz ausschließlich auf den Verkehr mit Männern anwies. Es half ihr nicht, daß sie ihre Seele und ihr Leben rein bewahrte. Die Männer nahmen das als eine Grille auf, die sich wohl legen, die Einer oder der Andere früher oder später zu besiegen im Stande sein werde. Man sah eine Schauspielerin wie ein Wild an, das auf die Länge dem geschickten Jäger sich nicht entziehen könne, man hielt gegen sie erlaubt, was neben einer anderen Frau zu denken, man als Beleidigung angesehen habe würde. Und gelang es endlich einer Schauspielerin, sich emporzuschwingen, sich einen Namen zu machen, luden die Reichen und Vornehmen, die sich mächtig genug fühlten, sich über die gewöhnlichen Vorurtheile hinwegsetzen zu dürfen, sie aus persönlicher Neugier oder um das neugierige Interesse Anderer zu befriedigen, in ihre Häuser ein, so war man deshalb doch weit davon

entfernt, eine Gleichgestellte oder eine Gleichberechtigte in einer solchen Künstlerin zu erblicken. Man stellte sie allenfalls über sich, um sie nur als Ausnahme gelten lassen zu können, und nicht zu dem Glauben Anlaß zu geben, daß eine Schauspielerin mit den anderen Frauen auf demselben wohlumfriedeten und wohlbeschützten Boden stehe.

Hulda hatte das erfahren, als Miß Kenney Gabrielen's Besuch in dem gräflichen Hause erwartet, sie hatte es später zu beobachten Gelegenheit gehabt, als Feodore die Gattin des Herrn van der Vließ geworden war. Man hatte beiden Frauen die Freiheit nachgesehen, die sie sich genommen, weil sie Schauspielerinnen gewesen waren, man hatte ihnen aber deshalb die Auflehnung gegen die Sitte, die sie sich erlaubt hatten, weder vergessen noch vergeben, und Niemand hatte es ihnen angerechnet, wie man sie im voraus zurückgewiesen, ehe sie schuldig geworden waren, wie man sie sich selber und dem Begehren der Männer überlassen, wie man sich an ihrer Kunst und ihrer Leistung erfreut, erhoben und entzückt hatte, während man sie doch als Ausgestoßene geringgeschätzt und von sich ferngehalten hatte.

Was half ihr der Beifall der gesammten Zuschauer, dessen lebhafter Ausdruck sie mit freudigem Stolze erfüllte, wenn sie in der Zurückgezogenheit ihres Privatlebens vor Beleidigungen ihrer Würde und ihres sittlichen Empfindens nicht gesichert war? Was konnten die Blumen ihr bedeuten, mit welchen schöne Hände ihr im Theater die künstlerische Leistung lohn-

ten, wenn dieselben Frauen, die sie ihr gespendet, sich von ihr wie der Brahmine von dem Paria geschieden fühlten? — Es war ein Widerspruch in diesen Verhältnissen, in den sich Hulda zu finden, den zu lösen sie nicht vermochte. Ihr gutes Bewußtsein, ihr reines Gewissen waren ihr kein Trost dafür. Die Bewunderung, welche man ihr als Künstlerin zu zollen gerne bereit war, hielt sie nicht schadlos dafür, daß man sie als Weib nicht ehrte, wie es ihr gebührte. Sie fühlte sich nicht dazu gemacht, sich immer wieder angezweifelt, angegriffen zu finden; es erniedrigte sie in ihren eigenen Augen, daß sie sich zu vertreten, zu vertheidigen genöthigt war, und gerade heute, an dem Tage der Faust-Aufführung, der sie frohbewegten Herzens entgegengesehen hatte, lag der Druck dieser Mißverhältnisse schwerer als je zuvor auf ihr.

Das Wetter war von einer herrlichen Klarheit, als sie sich am Abende nach dem Theater begab. Die Sonne brannte zwar noch, aber es zog ein frischer Ostwind durch die Plätze der Stadt, der die Bänder von Hulda's großem runden Strohhut vor sie hinflattern machte, wie sie oft im lustigen Seewind geflattert hatten, wenn sie an solchen klaren Nachmittagen des Augustmonats hinausgegangen war mit Vater und Mutter, den Amtmann zu besuchen, wenn die Ernte sich auf den weiten gräflichen Roggenfeldern hingezogen hatte bis zum Pfarrdorf. Sie meinte den Duft des Meeres zu fühlen, den Klang des Sensenschleifens zu vernehmen, die ganze unschuldig fröhliche Empfindung jener Tage war ihr deutlich im Gedächt-

niß, aber sie that ihr nicht wohl, denn sie erhöhte das Bewußtsein des Abstandes, der sie von jener friedensvollen Ruhe trennte.

Die weite Vorhalle des Theaters war voll Menschen. Man umdrängte die Kasse. Diejenigen, welche sich schon im voraus Billets verschafft, eilten sich der vorderen Plätze in den Logen zu versichern.

Im Vorübergehen erkannte Dieser und Jener Hulda, man zeigte sie einander: es waren gerade viele Fremde des Wollmarktes wegen in der Stadt. Sie hörte ihren Namen nennen, man trat geflissentlich in ihren Weg; sie war froh, als sie aus dem Gewühl in den langen Korridor eintrat, der hinter die Coulissen führte, aber die drückende Schwüle in demselben beklemmte ihr die Brust, und unwillkürlich kam ihr Faust's klagender Ausruf:

„Weh! steck ich in dem Kerker noch?“

auf die Lippen. Es drückte sie heute Alles, Alles; sie konnte nicht Herr werden über die Schwermuth, die auf ihr lag.

Vor ihrer Garderobe traf sie Michael und Lelio, Beide schon angekleidet. Sie hatte Lelio bisher nur in Trachten gesehen, die seine jugendliche Mannesschönheit zur Geltung brachten, er war ihr also in dem Faust-Costüme des ersten Aktes wie ein Fremder, aber er betrug sich gegen sie auch wie ein solcher. Er bot ihr nicht die Hand wie sonst, er hatte nicht die gewohnte herzliche Ansprache. Sie konnte sich sein Betragen nicht erklären, und weil er auch am Morgen

ausgeblieben war, fragte sie ihn: „Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? Fehlt Ihnen Etwas, Lelio?“

Er bejahte das. Sie bat ihn, er möge ihr erklären, was ihm geschehen sei. Er wich ihr aus, und sie meinte ein unheimliches Lächeln in Michael's Gesicht zu lesen. Sie konnte aber sich nicht deutlich machen, ob dieses Lächeln in der Maske lag, die er sich selber meisterhaft gezeichnet hatte, oder ob es ihr und ihren Fragen galt, und Michael ließ ihr auch nicht Zeit dazu.

„Sehen Sie nun wohl, Allerholdseligste!“ sagte er, da Lelio sich entfernte, „daß nicht Jeder so geduldig ist, wie Ihr allerunterthänigster Diener? Daß nicht Jeder Ihre Launen so geduldig hinnimmt wie Ihr alter Freund, der Alles vergessen hatte, so wie er Sie nur wiedersah? — Alles, Hulda! Alles! — Und heute noch werden wir eine gemeinsame Genugthuung empfinden, heute werden Sie noch mit mir ein „Io triomfo“ singen!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Hulda mit jener Angst, von welcher sie in der Nähe dieses Mannes sich niemals frei zu machen wußte, denn daß er nicht nur von ihrem Erfolge als Künstler sprach, meinte sie herauszufühlen.

„Haben Sie Geduld und Sie werden es erleben!“ sagte er, sich mit der gemachten Höflichkeit seiner Rolle verbeugend und hinkte von dannen. Sie mußte gehen, sich anzukleiden; die Ouverture hatte begonnen, sie wurde vortrefflich ausgeführt, der erste Akt ging mit glänzendem Erfolge vorüber.

Mephisto's feines, nirgends zur Uebertreibung hinneigendes Spiel überwältigte nicht nur das Publikum, es ergriff die Mitspielenden, es übte auf Hulda's Phantasie eine Art von Bann aus. Ihr kam es vor, als sehe sie Michael erst heute in seiner wirklichen Gestalt, als sei er ihr bis heute immer nur in beliebiger Verkleidung erschienen, und es schauerte ihr vor ihm in Wirklichkeit, wie sie es in der Darstellung des Gedichtes auszudrücken hatte.

Endlich war die Musik des Zwischenaktes vorüber, der Vorhang flog empor, Gretchen trat von der rechten Seite der Scene aus der Kirche in den Mittelgrund, das Haupt gesenkt, das Gebetbuch in den Händen. Lelio-Faust nahte sich ihr mit raschem Schritte, sie hob das Auge bei seiner Ansprache, und wie sie in die Höhe sah, erblickte sie in der Prosceniums-Loge des ersten Ranges Clarisse und den Fürsten Severin.

Das also war es! Das hatte Michael gewußt, gemeint! —

Es flog ein Erbeben durch ihre Glieder, eine heiße Röthe übergoß ihre Wangen und färbte ihren Nacken, sie konnte die Blicke nicht erheben, sie brachte die zwei Verse, die sie zu sprechen hatt, zaghaft und schüchtern wie ein Kind heraus und kam erst wieder zu sich selber, als sie sich hinter der Scene nicht mehr von dem Fürsten beobachtet, nicht mehr Clarissens Augenglas auf sich gerichtet fühlte. —

Das Publikum hatte die flüchtige erste Begegnung Gretchen's mit Faust bewunderungswerth ge-

funden, man war einstimmig der Meinung, das mädchenhafte Erschrecken nie mit solcher Naturwahrheit ausgedrückt gesehen zu haben. Man versprach sich im voraus das Beste von Hulda's neuer Rolle, und sie war auch für dieselbe durch ihr Aeußeres wie geschaffen.

Wie sie durch ihre Rolle kam? — Sie wußte es selber nicht, denn das Herz war ihr zum Zerspringen voll und schwer. Die Erinnerungen überflutheten sie, daß sie sich dagegen kaum zu behaupten wußte. Ein grenzenloses Verlangen, nur einmal noch von Emanuel zu hören, ihn nur einmal noch wiederzusehen, kam über sie, wie sie Clarisse erblickte — und sie hatte Clarisse selber so geliebt! Clarisse war zu ihr gütig gewesen wie zu einer Schwester. — Was mochte sie denken, wenn sie sie jetzt vor sich sah, in Gemeinschaft mit jenem Michael? Wie mochte sie es auffassen, daß Hulda ihr Vaterhaus verlassen hatte, daß sie Schauspielerin geworden war?

Sie brauchte sie nicht zu erkünsteln, die Sehnsucht und die Thränen, mit denen sie am Spinnrad sang. Sie hatte nur Mühe, der Empfindung Zügel anzulegen, welche ihr die Thränen in die Augen lockte, und nie hatte sie es so deutlich, so schmerzlich und so überwältigend empfunden, wie sehr sie Emanuel zu eigen, wie er allein ihr die Welt gewesen war, und wie leidenschaftlich sie ihn noch immer liebte — ihn allein — als in dem Augenblicke, da sie mit dem aufzuckenden Wahnsinn der Verzweiflung, alle Scheu der Zucht und Sittsamkeit von sich abthuend, die letzten

beiden Strophen des Liedes mit 'aller Macht der verlangenden Liebe aus ihrer Brust heraussang:

„Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!"

Der rauschendste Beifall lohnte die Scene. Der Fürst bog sich weit aus der Loge heraus und applaudirte lebhaft. Er wollte offenbar Hulda's Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Clarisse trocknete sich die Augen, und wie Hulda zu ihr emporsah, meinte sie zu bemerken, daß sie ihr mit den schönen Augen — sie hatte den seelenvollen Blick Emanuel's — einen Gruß zuwinkte.

Hulda faltete, sich vor dem Publikum verneigend, ihre Hände vor der Brust — ihre Gedanken waren bei Clarisse, ihre demüthige Geberde galt nur ihr. Sie hätte allen Ruhm der Welt darum gegeben, sich einmal, nur einmal in die Arme der Fürstin werfen, und einmal wieder nur des Pfarrers Tochter, nur sie selber sein zu dürfen.

Die Gewohnheit des verständnißvollen Zusammenspieles mit Lelio half ihr über die nächste Scene im Garten fort, die gewaltige Kraft des Gedichtes nahm sie gefangen. Sie vergaß alles Persönliche, die Erhabenheit der Dichtung hob sie über sich selbst hinaus,

und nur als sie in der Kirche betend vor dem Altare lag, als die Stimme des bösen Geistes ihr:

„Wie anders, Gretchen, war dirs,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!"

an ihr Ohr tönte, da wachte das eigene sehnsuchtsvoll wehmüthige Erinnern noch einmal in ihr auf, um dann zu verschwinden in dem großen Strome der Poesie, der sie umfluthete, und sie auf seinen mächtigen Wogen an das Ende trug.

Als der Vorhang am Schlusse des Dramas gefallen war, verlangte man mit begeistertem Zurufe die Träger der Hauptrollen noch einmal zu sehen, und als dann, von Michael und Lelio geleitet, Hulda in den Vordergrund trat, rief der Fürst der Letzteren zu wiederholtenmalen sein „Brava!" „Brava!" mit solcher Wärme zu, daß das Publikum, von seinem Beispiele hingerissen, sie mit Beifall überschüttete und ihr damit in gewissem Sinne den Siegerkranz des Abends zuertheilte.

Ueber Michael's Antlitz flog ein Ausdruck wilden Zornes, er kannte sich nicht in seinem Grimme. Jahrelang hatte er den Tag herbeigewünscht, an welchem er seine Prophezeiung wahrzumachen dachte, daß sein ehemaliger Herr und Gebieter, der Mann, der ihn ungestraft mißhandeln durfte, mit Bewunderung und mit Scham zu ihm emporsehen sollte. Heute hatte er sich

an dieser Genugthuung zu erlaben gehofft, die goldene Frucht hatte vor seinen lechzenden Lippen geschwebt, denn Mephistopheles war die Rolle, in welcher er, wo immer er sie gespielt, die glänzendsten Erfolge errungen hatte; und heute hatte er sich selber übertroffen. Von Scene zu Scene war die wachsende und zustimmende Bewunderung der Menge ihm gefolgt, nur des Fürsten und Clarissens Mienen waren antheillos für ihn geblieben, und in dem letzten entscheidenden Augenblicke hatte des Fürsten Mißgunst, ihm den Triumph entrissen, dessen er sich versichert halten dürfen, um, wie Michael es in seinem Innern nannte, diesen Triumph einem hübschen Lärvchen zuzuwenden.

Er kannte sich nicht in seinem Grimme. Er haßte Hulda mit dem bittersten Hasse. Er hätte sie unter die Füße treten und sie vernichten mögen in dem Augenblicke, und, die schmalen Lippen kaum bewegend, flüsterte er laut genug, um von Hulda sowohl als von Lelio verstanden zu werden: „Der treue Seladon! Eine kleine Nachzahlung aus guter, alter Zeit, eine Anzahlung für die nächste Zukunft!“

„Abscheulich!“ stieß Hulda hervor, ihre Hand aus der seinen befreiend, während sie sich gemeinsam mit ihm und Lelio hinter den Vorhang zurückzog; aber ihre Freude an dem Erfolg des Abends war dahin.

Michael hatte sie in der widerwärtigsten Weise herausgerissen aus der Erhebung, welche sie während ihres Spieles empfunden hatte. Traurig, beleidigt, in sich selbst nicht einig, und an Leib und Seele

müde, kehrte sie von dem großen Triumphe, den sie errungen hatte, in ihre Einsamkeit zurück, um mit Wehmuth der Tage zu gedenken, in denen sie neben Comtesse Clarisse zuerst in lebenden Bildern figurirt, und sich so ungeduldig hinausgesehnt hatte in die Welt, in welcher sie jetzt lebte.

Sie sah anders aus, diese Welt, als sie es erwartet hatte. Sie war kein Paradies, und Ruh' und Frieden wohnten nicht in ihr.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Wäre es nach dem Sinne der Fürstin gegangen, so hätte sie Hulda noch an demselben Abende wiedergesehen. Sie war von Hulda's Schönheit, von ihrem Spiele, völlig hingenommen. Sie erinnerte den Fürsten mit Stolz daran, wie sie immer behauptet habe, daß Hulda ein ganz besonderes Wesen sei.

„Wäre der mir so widerwärtige Michael nicht neben Hulda gewesen," sagte die Fürstin, „ich würde diesen Abend und diese Vorstellung zu dem Erfreulichsten rechnen, das erlebt zu haben ich mich entsinne. Ich bin selten so viele Stunden hinter einander in einer angenehmeren Stimmung gewesen als heute in dem Theater, und habe es recht empfunden, wie werth mir Hulda doch gewesen ist."

Auch der Fürst sprach mit Antheil und Vergnügen von der schönen Entwicklung des jungen Mädchens, während er, gerechter als Clarisse, auch die großartige und viel bedeutendere Leistung Michael's hervorhob. „Es liegt aber," bemerkte er, „in unserer Natur, daß die schöne, leidende Unschuld, selbst in der

Dichtung und in deren Darstellung, unser Urtheil leichter für sich gewinnt, als die größte Meisterschaft in Schilderung des Bösen; und nach der Art, in welcher ich Michael seinerzeit entlassen habe und entlassen mußte, meinte ich sein Selbstgefühl zu schonen, wenn ich mich, so weit es ihn betraf, von jeder Kundgebung zurückhielt."

Clarisse äußerte, es werde Hulda auch nicht leicht sein, wieder mit Michael zu verkehren und mit ihm zu spielen.

Der Fürst zuckte leicht mit den Schultern. „Du siehst in Hulda immer noch das junge Mächen, das Dir im Hause Deiner Mutter eine Weile diente, die kindliche Pfarrerstochter," sagte er. „Indeß, sie ist inzwischen eine Künstlerin und damit auch wohl eine Andere geworden. Wer will von der Loge aus entscheiden, ob die unschuldsvolle Miene, die Dich erfreute, nur noch ein Beweis von Kunstbegabung, oder ob sie noch Deines Schützlings wahres Antlitz ist? Sie ist zwei Jahre auf der Bühne, und das Podium eines Theaters ist ein glatter Boden für den Fuß der Jugend und der Schönheit. Dazu verkehren Frauen in keinem Falle zu ihrem Vortheil mit Männern von Lippow's Art, und deren giebt es auf den Brettern und in den Vorzimmern der Theater nur zu Viele."

Clarisse hörte die Bedenken ihres Gatten an, meinte aber trotzdem Hulda's sicher sein zu dürfen. Der Fürst wollte das nicht unbedenklich gelten lassen.

„Es ist möglich," versetzte er, „daß Dich Deine Zuversicht nicht trügt, aber Deine schöne Pfarrers-

tochter war von der Ueberspanntheit solcher Bürgermädchen keineswegs frei, und Ueberspanntheit ist ein Verführer schon an sich. Das muß uns Hulda gegenüber zu großer Vorsicht mahnen, denn es wäre für beide Theile gleich peinlich und verletzend, Schritte zu thun, die man später nicht gethan zu haben wünschen müßte, und Erwartungen zu erregen, die man nicht befriedigen könnte."

Clarisse zog ihn mit scherzendem Schmollen wegen seiner Vorsicht auf. Sie nannte dieselbe die Folge von Erfahrungen, auf welche sie eigentlich eifersüchtig sein müßte. Er gab ihr das mit der Bemerkung zu, daß man sie sich trotzdem nutzbar zu machen habe, vor allen Dingen diesem Mädchen gegenüber; aber die junge Fürstin wollte das nicht gelten lassen. Sie bestand auf ihrem Wunsche, Hulda zu sich zu entbieten. Daneben beschäftigte sie die Frage, ob Baron Emanuel Hulda auf der Bühne gesehen, was er dabei empfunden haben möge, und ob sie selber in ihrer Kunst Ersatz gefunden habe für die Liebe. „Denn," sagte sie, „Hulda's Leidenschaft für unsern Oheim war doch rein und schön."

„Emanuel hat sie auch geliebt und sehr geliebt; er hatte das nicht Hehl!" warf der Fürst mit jenem Gleichmuthe hin, mit welchem man eines lange abgethanen Ereignisses gedenkt.

„Um so unverantwortlicher, daß er sie aufgab!" rief Clarisse.

„Wie ihr nur gleich als unverantwortlich bezeichnet, was in die Schablone euerer Romandichter nicht

einzufügen ist. Du verdientest in Wahrheit eine Pfarrerstochter aus der Provinz zu sein," scherzte der Fürst, als eben der Kammerdiener die Meldung machte, daß das Nachtessen bereit sei.

In dem Saale, in welchem man die Mahlzeit aufgetragen hatte, erwartete der Besitzer des Gasthofes die Herrschaften. Er wollte sich's nicht nehmen lassen, ihre Bedienung persönlich zu überwachen, und es kam dem Fürsten recht gelegen, daß der Wirth, während sie sich niederließen, sich die Frage erlaubte, ob die Herrschaften mit der Vorstellung im Theater zufrieden gewesen wären.

Der Fürst sprach sich über Hulda, Lelio und Lippow günstig aus; der Wirth erwähnte, daß Herr Lippow auch in seinem Hause wohne. Gestern bei Sr. Durchlaucht Ankunft habe er sich des Vorzuges gerühmt, Durchlaucht früher schon gesehen und gekannt zu haben.

Der Fürst sagte darauf Nichts, sondern sah nur mit feinem Lächeln nach seiner Frau hinüber, aber dem Wirthe, der, wie fast alle seinesgleichen, sich Etwas damit wußte ein guter Beobachter zu sein, entging das nicht, obschon die Fürstin sich in dem Augenblicke mit der Frage an ihn wendete, ob er vielleicht auch Hulda kenne und Näheres von ihr wisse.

„Nicht mehr, Euer Durchlaucht," entgegnete der Wirth, „als was am Ende ein Jeder von den Damen vom Theater weiß und hört. Sie lebt sozusagen sehr für sich, und wird gewiß ihr Glück hier machen. Sie ist schön und klug, sie hält, so viel

man hört, auf Anstand, und damit wird sie bei einem unserer großen Kaufleute ihren Zweck wohl durchsetzen, so gut wie ihre Vorgängerin, die der reichste Mann in der Provinz zur Frau genommen hat."

Der Fürst bemerkte, daß diese rühmende Aussage nicht nach dem Geschmacke der Fürstin war, und wie immer bemüht, ihr unangenehme Eindrücke fern zu halten, fiel er dem Gesprächigen mit der Frage in das Wort: „Man sagt ihr also doch nichts Uebles nach? Sie ist achtbar und unangefochten?"

„Nicht das geringste Ueble, seit sie hier ist!" entgegnete der Wirth, die letzten Worte absichtlich betonend.

Der Fürst wurde achtsam. „Was wollen Sie damit sagen?" erkundigte er sich.

Der Wirth sah den Fürsten, dann die Fürstin an. „Man weiß nicht recht," erwiderte er, „wie die junge Dame auf die Bühne kam und wo sie herstammt. Es gehen allerlei Gerüchte über die Vergangenheit — Herr Lippow scheint sie auch genau gekannt zu haben."

Das war dem Fürsten und seinem edeln Sinne doch zu viel. „Herr Lippow," sprach er sehr bestimmt, „hat Mademoiselle gewiß nicht mehr gekannt, und besser nicht, als ich und die Frau Fürstin. Wir nehmen mehr als gewöhnlichen Antheil an der jungen Künstlerin, weil sie die Tochter eines Geistlichen von den Familiengütern der Frau Fürstin, und eine zeitlang in deren mütterlichem Haushalte gewesen ist. Erinnern Sie Herrn Lippow doch daran, wenn er es

vergessen haben sollte, und sagen Sie ihm unumwunden, Sie hätten das aus meinem Munde vernommen. Richten Sie das aus, ich bitte!"

Er brach damit die Unterhaltung ab. Clarisse war verlegen und zeigte sich verstimmt. Der Fürst jedoch hatte die Genugthuung, es ihr durch eigene Erfahrung dargethan zu wissen, welchen Angriffen und Verdächtigungen Bühnenkünstlerinnen ausgesetzt zu sein pflegen. Das gerade machte ihn aber geneigter, dem Wunsche der Fürstin in Bezug auf Hulda zu willfahren, und ohne seine Gattin von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, verließ er am Morgen zeitig den Gasthof, weit vor der Stunde, in welcher man den Frauen sonst aufzuwarten pflegte.

Unten in dem Vorsaale trat der Wirth beflissen aus seiner Schreibestube. Er fragte nach den Befehlen Seiner Durchlaucht.

Der Fürst verlangte die Angabe von Hulda's Wohnung. Der Wirth rief einen Diener herbei, ihn zu geleiten, aber der Fürst lehnte die Begleitung ab; und Lelio, der ebenfalls früher als gewöhnlich ausgegangen war, um Michael zu einer Geschäftsbesprechung in seinem Gasthof aufzusuchen, sah es, wie der Fürst den Weg nach Hulda's Wohnung einschlug.

Michael hatte nämlich, gleich nach den ersten Vorstellungen, in welchen er mit Lelio und Hulda gespielt, den Plan zu einem Gastspiele entworfen, in dem er mit den Beiden gemeinsam zu wirken dachte, und er hatte Lelio aufgefordert, seine Freundin diesem Unternehmen geneigt zu machen.

Noch am Morgen des verwichenen Tages hatte er Lelio weitläufig die großen Vortheile auseinandergesetzt, welche man sich von diesem Zusammenspiel in der nordischen Kaiserstadt versprechen dürfe, und wie damit der sicherste Weg gebahnt werden könnte, Lelio und Hulda von dem Provinzial-Theater an eine der großen Bühnen zu versetzen. Heute jedoch schien er völlig anderen Sinnes geworden zu sein. Er gab vor, bei der Heimkehr aus der Faust-Darstellung, einen Brief vorgefunden zu haben, in welchem der Intendant jenes Hoftheaters die Mitwirkung von Hulda zurückweise, da er sie auf einer Durchreise spielen sehen, und ihre sentimentale Ziererei geschmacklos gefunden habe. „Dazu," sagte Michael, „ist sie für ein wirksames und eigentliches Zusammenspiel mit Anderen, auch viel zu eitel, und viel zu ausschließlich allein auf sich bedacht."

Lelio, der doch seit Jahren mit ihr zusammengespielt und sich nicht über sie zu beklagen gehabt hatte, machte seine eigene Erfahrung zu ihren Gunsten geltend. Michael hingegen behauptete, sie spiele mit dem Publikum und nicht mit ihrem Partner; sie agire solo auf augenblickliche Erfolge, stelle sich beständig in den ersten Plan, und koquettire mit den Männern in der Prosceniums-Loge.

„Sahen Sie denn nicht," sagte er, „gestern, wo einer ihrer ersten Freunde und Gönner in derselben saß, waren ihre Manoeuver völlig unerträglich. Ihre Augen gingen und hingen so unverwandt an dem Opernglase des Fürsten Severin, daß Sie in den

Liebesscenen mit ihr geradezu lächerlich erschienen, denn Sie deklamirten gegen Hulda's Kinn und Hals, während die Blicke der Holdseligen den Fürsten begnadigten. Dafür standen Sie und ich denn gestern auch wie die schildhaltenden Statisten neben der Unvergleichlichen, als der Fürst es angemessen fand, ihr seine Bewunderung einmal vor aller Leute Augen kundzuthun, selbst vor denen der schönen jungen Fürstin, die es längst gelernt hat, zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen."

Lelio war eine redliche Natur und nicht geneigt, leicht Uebles zu glauben; aber er war Schauspieler mit Leib und Seele, der tägliche Erfolg sein höchstes Ziel; er hatte die Logik seiner Standesgenossen wie ihren leicht zu bestimmenden Glauben und Sinn. Wer ihm zu einem Erfolge verhalf, auf den vertraute er; wer ihm einen solchen schmälerte, dem meinte er mißtrauen zu müssen; und Jeder der ihn überstrahlte, war sein Feind.

Er sagte sich nicht, wie er von dem Uebeln allen, das Michael ihm vorhielt, gestern während seines Spielens Nichts wahrgenommen habe, wie er sich des reichen und warmen Beifalls gefreut, den man auch ihm gespendet hatte, und wie herzlich Hulda ihm in ihrer eigenen Ergriffenheit die Hand gedrückt, als sie noch einmal vorgerufen worden waren. Er hörte nur die Worte Michael's, und jedes derselben bohrte ihm einen Stachel in das Herz.

Er konnte die Vorstellung nicht ertragen, wie ein bloßer Schildhalter neben einem Mädchen gestanden

zu haben, dessen erste Anfänge er gutmüthig und gefällig unterstützt, mit dem er eigens und gemeinsam sich für diese Aufführung des „Faust“ vorbereitet hatte. Er begriff nicht, wie er es nicht gestern gleich empfunden hatte, daß Hulda die Aufmerksamkeit ganz ungebührlich auf sich zu lenken getrachtet, wie ausschließlich der Fürst ihr seinen Beifall gespendet hatte; und unfähig, in diesem Augenblicke seiner Kränkung Worte zu geben, sagte er wie zu sich selber: „Eben jetzt ist er auch wieder zu ihr gegangen.“

„Wer?“ fragte Michael.

„Der Fürst zu Hulda!“ erklärte Lelio. „Er fragte den Wirth um ihre Wohnung, als ich an dem Bureau vorüberging.“

„Um sich den Anschein zu geben, als ob er sie nicht wisse!“ fiel Michael schnell ein. „Oder halten Sie es für zufällig, daß der Fürst eben an dem Morgen des Tages, an welchem die Schöne zum erstenmale das Gretchen zu spielen hatte, hierorts ankam, ihr den nöthigen Sukkurs zu leisten? Die holde Unschuld war immer klüger, als man dachte, und wußte den schönen Nacken immer so geschickt aus der Schlinge zu ziehen, daß die Schlinge Anderen um den Hals fiel, die sich nicht vorgesehen hatten. Davor wollen wir uns denn doch bewahren.“

Er sprach davon nicht mehr, Lelio ließ es ebenfalls auf sich beruhen. Man verhandelte die Angelegenheit des Gastspieles. Aber in Lelio brannte ein Gefühl von Kränkung und von bitterer Scham.

Er hatte von Hulda viel gehalten, gut von ihr gedacht, sie gefördert, wie er konnte; und sie war des Einen wie des Anderen nicht werth gewesen — sie hatte ihn getäuscht in jeglichem Betracht. Er war ein Werkzeug gewesen in ihrer Hand, zu ihren Zwecken von ihr angewendet. Das war weit mehr, als eines Mannes und vollends eines Bühnenkünstlers Eitelkeit zu verzeihen vermochte. — Er war mit Hulda fertig; ja, er verachtete sie jetzt.

Während dessen war der Fürst in Hulda's Wohnung angelangt, ohne sie zu Hause anzutreffen. Frau Rosen sagte, sie sei eben ausgegangen. Er erklärte, ein paar Worte für sie hinterlassen zu wollen, die Wirthin öffnete ihm Hulda's Zimmer, er schrieb einige Zeilen, siegelte sie und ließ sie auf ihrem Schreibtische zurück.

Als er in den Gasthof kam, erwartete ihn bereits die Fürstin. Das Frühstück ward hereingetragen, und wie das junge Paar dann allein in seinem Zimmer war, gab der Fürst Clarissen es zu rathen auf, weshalb und wohin er so früh ausgegangen sei. Sie hatte keine Mühe, es zu finden und wußte es ihm Dank, als er ihr sagte, daß er Hulda aufgefordert habe, sich bei ihr einzustellen.

„Und wie sah es in ihrer Wohnung aus?“ erkundigte sich die Fürstin.

„So zierlich und so ängstlich sauber, daß ich mich immer nach Miß Kenney umsah!“ entgegnete der Fürst.

Clarisse nannte das ein gutes Zeichen, er widersprach dem nicht. „Indeß,“ sagte er, „fiel ein ge-

wisser bedenklicher Luxus mir doch auf. Der Schreibtisch war sehr gut ausgestattet; in dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen war, stand im Fenster ein Ankleidetisch, wie man ihn auch mit der größten Gage eines Provinzial-Theaters nicht bezahlt, und daß der obligate Papagei nicht fehlte, versteht sich ganz von selbst. Der ebenso unerläßliche Bologneser wird wohl auf der Promenade mitgenommen worden sein."

Clarisse schalt ihn wegen seines Mißtrauens und seines Spottes, er rühmte sich im Gegentheil der vorurtheilslosen Gefälligkeit und Nachsicht, mit welcher er ihr zu ihren ethischen Erfahrungen die Hand darbiete. Sie waren wie immer mit einander sehr zufrieden, und da man die Abreise für den Nachmittag festgesetzt hatte, um die kühleren Stunden des Abends und der Nacht für die Reise zu benutzen, entfernte sich der Fürst, dem ein paar Regiments-Bekanntschaften in dem Orte lebten, welche er bei der Gelegenheit flüchtig zu begrüßen hoffte.

Er hatte Clarisse noch nicht lang verlassen, als ihr Diener ihr einen Kranz von Kornblumen mit dem Bemerken in das Zimmer brachte, daß die Dame, welche ihm denselben übergeben habe, um die Gunst ansuche, die Frau Fürstin sehen zu dürfen.

„Das ist Hulda!" rief die Fürstin, denn solche Kränze hatte diese ihr oft genug gewunden. Sie hieß dem Diener, die Dame einzuladen, und bei ihrem Anblicke von freundlichen Rückerinnerungen bewegt, reichte sie Hulda, sich rasch erhebend, ihre Hände dar.

Hulda neigte sich, ihr in zärtlicher Ueberraschtheit die Hand zu küssen, aber sie wehrte es ihr und berührte mit ihren Lippen Hulda's Stirne.

Die Fürstin hatte dabei dem Zuge ihrer Empfindung ohne weiteres Ueberlegen nachgegeben, aber der nächste Blick auf die vornehme, stattliche Erscheinung machte sie betroffen. Sie war es nicht gewohnt, Hulda in solcher Art gekleidet zu sehen. Der werthvolle Shawl, den sie am Arme trug, der kostbare italienische Strohhut fielen ihr auf. Des Fürsten Bedenken gegen die Eleganz in Hulda's Wohnung kamen ihr wieder in den Sinn, und machten sie mit einemmale verlegen und zurückhaltend, so daß es Hulda nicht entgehen konnte.

„Ich habe von Durchlaucht wegen meiner Zudringlichkeit Verzeihung zu erbitten," sagte sie. „Aber als ich Sie gestern so unerwartet in der Loge sah, kam ein Heimweh über mich, das mir nicht Ruhe ließ. So ging ich früh am Morgen aus, und dachte, die Kornblumen sollten für mich sprechen."

„Als ob es dessen bedurfte!" rief die Fürstin; „glauben Sie mir, ich hatte Sie nicht vergessen. Wir freuten uns gestern, Sie zu einer solchen Künstlerin herangereift zu sehen. Der Fürst selber ist sogar heute in Ihrem Hause gewesen, sich nach Ihnen zu erkundigen und Ihnen zu sagen, daß ich mich freuen würde, Sie einmal zu sehen."

Hulda wußte das noch nicht. Sie war aus freiem Antriebe gekommen, und nun sie da war, nun sie die sonderbare Unsicherheit der Fürstin fühlte,

däuchte es ihr ungehörig, unbegreiflich, daß sie überhaupt gekommen war. Denn hier in Clarissen's Nähe drückte die Treue, mit welcher sie fast wider ihren Willen noch immer an dem Manne hing, der dieser Treue und ihrer Liebe lange nicht mehr begehrte, sie wie eine schwere Last und wie ein Unrecht, dessen sie sich schämte.

Sie konnte sich es nicht verhehlen, sie war nich um Clarissen's willen hier. Die Hoffnung, von Emanuel zu hören, hatte sie hiehergeführt, und diese Einsicht nahm ihr mit der inneren Freiheit auch die äußere sichere Haltung, die ihr allmälig zur Natur geworden war. Sie wünschte, sie wäre lieber nicht gekommen.

Ihre Befangenheit, ihre Gedrücktheit wirkten auf Clarisse zurück. Beide saßen nach der ersten Begrüßung verlegen einander gegenüber. Die Fürstin betrachtete Hulda mit prüfender Verwunderung.

„Wie die Bühne und die Kunst uns Andere doch täuschen!" hub sie endlich an. „Gestern sahen Sie mir völlig wie an dem Tage aus, an welchem der Fürst und ich Sie zu dem Erschrecken unserer guten Kenney in deren Wohnung einquartierten, und heute . . ."

„Damals nannten Sie mich Du!" fiel Hulda ein, in deren Herzen mit der Erinnerung an jenen Morgen, ihr ganzer unschuldsvoller Liebestraum aus der Vergangenheit emportauchte.

„Damals waren Sie fast noch ein Kind und nicht Schauspielerin!" entgegnete die Fürstin. Aber

so wie sie es ausgesprochen hatte, besorgte sie, ihre Worte möchten Hulda nicht angenehm gewesen sein, oder sie könne darin eine Zurückweisung erblicken. Das machte sie ungeduldig und unzufrieden mit sich selbst. Sie konnte nur leider den rechten Ton, das rechte Wort heute nicht wie sie wollte, finden. Sie war es nicht gewohnt, ihre Worte erst besonders suchen zu müssen; und mit der Schauspielerin, mit der Pfarrerstochter, die ihre Untergebene gewesen war, frei wie mit Ihresgleichen zu verkehren, das wollte ihr nicht gelingen, obschon sie gestern erst in ihr die Künstlerin bewundert hatte.

„Sie haben uns am verwichenen Abende in der That entzückt," hob sie noch einmal an, „Sie haben gewiß eine bedeutende Zukunft vor sich, und ich hoffe, Sie fühlen sich glücklich in dem Berufe, den Sie erwählten."

Hulda las deutlich in der Seele der fürstlichen Frau, deutlicher als diese selber. „Ja!" sagte sie, „ich denke groß von meinem Berufe, und der Beifall, den Sie, gnädigste Frau und Ihr Durchlauchtiger Gemahl mir gespendet haben, machte gestern mich sehr glücklich!"

„Gestern? nur gestern? Sie sind es also doch nicht immer?" wendete die Fürstin ein.

„Wer könnte das wohl von sich rühmen?" entgegnete ihr Hulda, mit gebotener Zurückhaltung.

„Freilich! Freilich!" seufzte herkömmlich die Fürstin. „Aber" — fügte sie hinzu, von jener fast kindlichen Neugier verleitet, welche die wohlversorgten und

wohlbeschützten Frauen der Reichen und der Vornehmen gegenüber jenen Anderen zu empfinden pflegen, die für sich selber einzustehen haben — „aber wie kamen Sie eigentlich nur darauf, Ihre Heimat zu verlassen? Ihre Verlobung mit dem Pfarrer aufzulösen, und sich dem Theater zuzuwenden?“

Hulda überlief es wie ein kalter Strom. Sie hatte in der jungen Fürstin Theilnahme für sich vorausgesetzt, und nicht einmal von ihrem äußeren Schicksale war dieselbe unterrichtet. Indeß sie hatte von ihr ja Nichts zu fordern, und sich bescheidend, sagte sie: „Durchlaucht befinden sich insofern in einem Irrthum, als ich dem Pfarrer nicht verlobt war.“

„Nicht? Mich dünkt, man hatte mir geschrieben, er habe Sie zu heirathen gewünscht, Sie hätten sich mit ihm verlobt.“

„Er hatte allerdings um mich geworben!“

„Und Sie haben ihn zurückgewiesen?“ fiel die Fürstin ein. „Weshalb das? Meine Mutter hält ihn sehr in Ehren, rühmt ihn sehr!“

„Er verdient das auch in jedem Sinne, und ich selber schätze ihn sehr hoch — indeß —“

„Indeß?“ wiederholte die Fürstin.

„Ich hatte ihm kein Herz zu bieten!“ sagte Hulda fest und ernst.

Der Ton, mit dem sie diese Worte sprach, die Röthe, die ihre Wangen überflog, brachten die Fürstin zur Erkenntniß ihrer Unvorsichtigkeit, und ihres Unrechts gegen Hulda. Es entstand ein kleines Schweigen. Hulda machte Miene sich zu verabschieden, die



Erwartung, welche sie von diesem Wiedersehen gehegt hatte, schien sich nicht erfüllen zu sollen. Clarissen mochte wohl ein ähnlicher Gedanke kommen.

„Sie wollen gehen?“ rief sie, „schon wieder gehen?“ — Und die Zuneigung, welche sie für Hulda wirklich fühlte, ward mächtig über alle ihre Vorurtheile und Bedenken. „Haben Sie denn nicht mehr Zeit für mich? Ich hatte mich darauf gefreut, Sie wiederzusehen, Ihnen auszusprechen, wie sehr ich Ihnen den großen Eindruck danke, den ich gestern durch Sie empfangen habe,“ sagte sie. „Und vor Allem hatte ich darauf gehofft, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie glücklich wären und frohen Muthes in Ihre Zukunft blickten! Indeß mir scheint, Sie sind nicht so zufrieden, als meine Theilnahme es für Sie wünscht. Ihre Miene ist nicht heiter. Haben Sie Etwas, das Sie drückt? Sprechen Sie's doch aus! Sie sagen es einer Freundin, liebe Hulda!“

Sie hatte dabei ihre Hand ergriffen und sie neben sich auf dem Sopha noch einmal niedersitzen lassen. Hulda konnte sich nicht gleich in der Fürstin Wandlung finden; aber der plötzlich weich und frei gewordene Ton von Clarissens Stimme drang ihr rührend und vertraut in das Herz und riß sie hin. Sie wollte ihr nicht undankbar erscheinen, nicht von ihr verkannt werden, und sich zusammennehmend, sprach sie: „Ich darf mir nicht vergönnen, es Durchlaucht zu erklären, wie ich auf die Bühne kam, es würde mehr Zeit erheischen, als Sie mir zuzuwenden haben, und ich wiederhole es, ich übe meine Kunst mit Freuden aus.

Indeß die Welt, in der ich leben muß, ist sehr verschieden von jener anderen, in welcher ich erwachsen bin. Sie ist mir fremd, und ich muß wünschen, immer in ihr fremd zu bleiben."

Die junge Fürstin war ernst und nachdenklich geworden, wie Hulda selbst. „Das thut mir leid, zu hören," sprach sie, „recht sehr leid. Ich hatte gedacht, mit einem Talente wie das Ihre, müsse man glücklich sein, wenn so viel Jugend und Anmuth sich mit ihm vereinen. Man täuscht uns also, wenn man von der Befriedigung spricht, die in jedem wahren Können und Vermögen liegen soll."

„Das Schaffen ist freilich ein Genuß, eine geistige Befriedigung, aber glücklich macht es nicht. Das Können hat mit unserem Herzen Nichts zu schaffen. Man kann gewiß ein großer Künstler sein, ein größerer, als ich je zu werden hoffen darf, und doch sich einsam fühlen, einsam inmitten vieler Menschen — und dadurch erst recht einsam, recht allein!"

Sie brach ab, sie wußte kaum, wie sie dazu gekommen war, so viel von sich und eben das zu sagen. Aber sie konnte es nicht bereuen, denn es erleichterte ihr das Herz.

Clarisse schüttelte sichtlich betrübt das schöne Haupt. „Der Fürst hat also Recht," sagte sie, „als er gegen mich behauptete, die Laufbahn einer Bühnenkünstlerin sei nicht so herrlich, als ich sie mir stets dachte, sei vielmehr hart, sei rauh und von Gefahr umringt. Sie haben das empfunden, leiden vielleicht noch darunter — und" — Sie vollendete nicht, was sie hatte sagen

wollen, sondern setzte rasch hinzu: „Nun ist mir es doppelt lieb, daß ich Sie sehe!“ —

Dann hielt sie wieder inne, und Hulda's Hand ergreifend, sprach sie: „Man hat Ihnen nur in das Auge zu blicken, um sich zu überzeugen, daß Sie Ihr Auge vor Niemandem niederzuschlagen brauchen, daß Sie sich selber treu geblieben sind. Aber werden Sie das immer können? Es würde mir ein Schmerz sein, Hulda, wenn ich Sie wiedersähe und Sie hätten den glänzenden Versuchungen nicht widerstanden, welche Sie verlockend wohl umringen mögen! — Ich habe von Ihnen immer gut gedacht, habe Sie lieb gehabt und sehr gewünscht, Ihnen in unserem Hause eine Heimat, in der Erziehung unserer Kinder einen sanften, friedlichen Beruf zu schaffen.“ —

Sie machte wieder eine kleine Pause, denn sie war klug genug, sich zu erinnern, wodurch diese ihre wohlgemeinten Absichten nicht hatten zur Ausführung gelangen können; und der Abstand zwischen Hulda's gegenwärtiger Lage und dem Lose, welches sie ihr einst zu bereiten gedacht hatte, entging ihr ebensowenig. Indeß die Vorstellung, Hulda könne, wie die Fürstin es in ihrem Herzen nannte, verloren gehen, überwand jede andere Erwägung, und mit der ganzen Dringlichkeit ihrer reinen Seele sagte sie: „Glauben Sie nicht, daß ich mich an dem Schönen, wie Sie es uns gestern dargeboten haben, nicht erfreute; daß ich Sie nicht ganz so warm bewundert habe, als wir es Ihnen ausdrückten. Halten Sie mich auch nicht für eine Frömmlerin, die unbefugt sich Ihnen aufdringt —

aber — hat man es Ihnen denn nicht widerrathen, Sie nicht zurückzuhalten versucht, als Sie zur Bühne gehen wollten?"

„Was hätte mir das helfen können?" entgegnete die Künstlerin. „Ich fühlte das Bedürfniß, mich aus drückenden Verhältnissen zu befreien, in weiterem Kreise mich zu versuchen. Ich handelte deshalb nach eigenem Ermessen, und mich dünkt, das muß ein Jeder, wo es sich um eine für sein Leben bestimmende Entscheidung handelt!"

„Und haben Sie es nie bereut, daß Sie die Schranken Ihrer angeborenen Verhältnisse überschritten haben?" fuhr Clarisse fort.

Hulda antwortete nicht gleich; dann sagte sie: „Mein Beruf hat mich genöthigt, mich in mannigfache fremde Seelenzustände zu versetzen, und da ich viel allein gewesen bin, habe ich zum Nachdenken viel Zeit gehabt. Ich glaube, mit einem freigewählten Berufe ist es wie mit einer Ehe."

„Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie mir Ihre Meinung!" sagte Clarisse, die zu ahnen begann, daß Hulda's Entwicklung selbstständiger als die ihre geworden war, und daß sie nicht im Stande sei, ihr Rath zu geben oder sie zu stützen.

Hulda sah vor sich hin und sagte: „Man muß in seinem Berufe nicht auf eine unbedingte Zufriedenheit mit demselben rechnen, man muß das Gute genießen, das Schwere ertragen, das er uns bringt. Ich mache mir es bisweilen auch wohl selbst zum Vorwurfe, daß ich das Erstere nicht genugsam anerkenne,

und das Andere zu genau zergliedere. Man muß eben Nachsicht haben mit seinem Berufe, denn man hat ihn ja gewählt, weil man ihn liebte. Das ist nicht immer leicht — doch geht es mit gutem Willen wohl. Ich hoffe das zum wenigsten."

Clarisse überraschte der Vergleich, sie verstand ihn aber völlig, und sann darüber nach. Mit einemmale sagte sie: „Wie aber, wenn man sich getäuscht hat? Und das kann doch bei der Wahl eines Berufes ebenso wie bei der Wahl eines Gatten, der Fall sein. Wenn Sie es einmal erkennen würden, daß Sie nicht das Richtige für sich getroffen haben? Wenn Sie das Ihrige gethan hätten und es fruchtete Ihnen nicht und Sie fühlten sich unglücklich in der Ehe mit Ihrem freigewählten Gatten, oder mit dem ebenso frei gewählten Berufe? Was aber dann?"

„Dann," versetzte Hulda, und ihr mächtiges Auge sah fest und klar in das Antlitz der Fürstin, „dann würde kein Vortheil der Welt mich dazu bringen, in dem Beruf zu bleiben, denn im Zwiespalt mit mir selbst, ginge ich zu Grunde. Und wie ich einst über mich entschieden habe, in kindischem Selbstvertrauen auf eine Kraft, die noch unerprobt war, so würde ich handeln und entscheiden nach eigenstem Bedürfen, und mich verlassen auf die Kraft, die mir Gott zu meinem Glücke gegeben, und in welcher meiner theuren Eltern Beispiel mich befestigt hat. Ich werde — —"

Sie brach in ihrer Rede plötzlich ab, denn sie war nahe daran gewesen, die Worte auszusprechen:

„Ich werde Emanuel's nie unwerth werden!“ und sie erhob sich, um sicher vor sich selbst zu sein.

Clarisse war ebenfalls aufgestanden. Sie empfand die Ueberlegenheit der jungen Schauspielerin; das demüthigte sie, und sich gedemüthigt zu fühlen, war sie nicht gewohnt. Aber auch jetzt wieder siegten ihr gutes Herz und ihre Zuneigung für Hulda über ihre kleine Schwäche. Sie bedauerte nur, daß nicht auch der Fürst sich überzeugen könne, zu wieviel Kraft und Bildung ihr früherer Schützling sich emporgeschwungen habe. Sie fragte, ob Hulda nicht bis zu des Fürsten Rückkehr bei ihr bleiben wolle?

Hulda zog die Uhr aus ihrem Gürtel und entgegnete, sie müsse eilen, denn sie habe in der Probe eines Lustspiels mitzuwirken.

„Jetzt, nach unserer Unterhaltung eine Lustspielprobe? Das ist — das muß recht schwer sein,“ rief die Fürstin.

„Man wird es gewohnt, sich zu beherrschen und in der Arbeit von sich abzusehen!“ antwortete Hulda, und sie sah dabei so sanft und so geduldig aus, daß sie Clarissen unwiderstehlich dünkte.

Sie war nach dem kleinen Sopha hingegangen, auf welcher Hulda's Shawl lag und trug ihn ihr selber zu; denn sie hatte das Bedürfniß, ihr irgend Etwas zu leisten, und während sie ihr die Mousselin-Camail umhing, die Jene im Laufe der Unterhaltung abgeworfen hatte, sagte sie: „Meine Mutter wird recht erfreut sein, Nachricht von Ihnen zu erhalten; sie hatte

wie wir Alle, für Ihre Familie so viel Theilnahme und Freundschaft."

Hulda fragte nach dem Befinden der Frau Gräfin. Clarisse entgegnete, es gehe ihrer Mutter wohl, sie sei bei dem jungen Grafen, dem der erste Sohn geboren worden, und sie hoffe, sie im Herbste wiederzusehen, wenn sie von dem Besuche, den sie jetzt mit dem Fürsten zu machen denke, heimgekehrt sein würde. Sie sagte aber nicht, wohin sie gehe, und gerade deshalb meinte Hulda, es errathen zu können.

Sie empfahl sich der Fürstin, Clarisse gab ihr noch einmal die Hand, aber als Hulda schon in der Thüre war, stieg mit einemmale ein großes Mitleid mit ihr in der jungen Fürstin auf. Es war, als werde ihr plötzlich wie durch eine Offenbarung Alles deutlich, was Hulda erlebt, erlitten, was sie in dieser Stunde neben ihr empfunden hatte, und ihr nacheilend, schloß sie dieselbe in ihre Arme und drückte sie fest an das Herz.

„Lebe wohl," rief sie, von ihrem Gefühle überwältigt, „und was Dir auch begegnen möge, denke, daß ich Dich heute recht von Herzen habe schätzen und lieben lernen, und daß Du eine treue Freundin an mir hast. Lebe wohl und denke meiner!"

Sie waren Beide sehr gerührt, sie umarmten und küßten einander, dann ging Hulda in die Probe, an die Arbeit. Die Fürstin stand am Fenster und blickte ihr nach, soweit ihr Auge sie erreichen konnte.

„Das wäre die Frau gewesen für Emanuel!"

dachte sie, und der Fürst, als er nach Hause kam, fand sie noch ganz hingenommen von der Begegnung mit der jungen Künstlerin, von der Unterredung, wie sie eine ähnliche noch nie zuvor mit einer Frau gehabt hatte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der Fürst und Clarisse waren niemals in Schloß Falkenhorst gewesen und hatten Baron Emanuel nicht wiedergesehen seit dem Abende, an welchem die Nachricht von des verstorbenen Fürsten schwerer Erkrankung in dem gräflichen Schlosse eingetroffen war. Damals waren sie in möglichster Eile aufgebrochen und, von der Gräfin begleitet, an des Fürsten Sterbebett geeilt, während Emanuel um Hulda's willen zurückgeblieben war, deren Mutter eben in jener Nacht ihr unheimliches Ende gefunden hatte.

Darüber waren nun die Jahre hingegangen. Emanuel hatte sich in dem Schlosse seiner Väter völlig festgesetzt, und es nach seiner Trennung von Konradinen nur verlassen, wenn Geschäfte ihn für kurze Zeit in die Stadt zu gehen genöthigt hatten.

Weder die Bitten der Gräfin, noch die Aufforderungen ihres Sohnes und des Fürsten, hatten ihn hinausgelockt; und während die Seinen sich immer noch der Sorge nicht entschlugen, daß die rauhere Natur des Nordens auf die Länge seiner Gesundheit

nachtheilig werden, oder die Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, ihm das Gemüth verdüstern könne, sprach sich in allen seinen Briefen eine ernste, ruhige Zufriedenheit mit seiner Lage aus, so daß man sich endlich zu der seltenen Einsicht bequemte, er werde besser wissen als die Anderen, was ihm fromme und genehm sei, und sich denn auch alles weiteren Dringens enthielt; ihn gewähren lassend, wie er es für gut fand.

Damit aber war für ihn sehr viel gewonnen. Denn da man aufhörte, sich unberufen um ihn und seine Angelegenheiten zu bekümmern, da er nicht immer auf das Neue genöthigt wurde, mit unfruchtbaren Erörterungen dessen zu gedenken, wovon er seine Seele zu befreien wünschte, und sich in beständiger Abwehr gegen unnöthige Besorgnisse und Rathschläge zu ermüden, so konnten die Tage ihr heilendes Werk an ihm vollziehen, zweckmäßige und erfolgreiche Arbeit sich zwischen die Gegenwart und die Vergangenheit stellen, und, während sie ihn in die Zukunft hineinwies, ihn vor vergeblichen Rückblicken bewahren.

Niemand hatte ein Wort von seinen Lippen über den Schmerz und die Kränkung vernommen, welche ihm durch Konradine zugefügt worden waren. Nur seinem Freunde und Nachbarn, dem alten Herrn von Barnefeld, hatte er es mitgetheilt, daß und auf welche Weise seine Heirath rückgängig geworden sei. Der treffliche Greis hatte die Nachricht ohne jede weitere Frage mit der einfachen Bemerkung aufgenommen,

daß dergleichen ja im Leben nichts Unerhörtes sei, und es war dann von der Thatsache weiter keine Rede mehr gewesen. Man hatte es weder darauf angelegt, Emanuel durch wärmere Freundschaftsbeweise einen heimlichen Trost zu bereiten, den er nicht gefordert, noch hatte man ihn geflissentlich gemieden, als ob er einer besonderen Schonung nöthig hätte. Man war mit ihm auf dem alten freundnachbarlichem Wege ruhig weiter fortgegangen, und hatte es seiner freien Selbstbestimmung überlassen, ob und wann er kommen, ob und wann er seine Freunde bei sich sehen wolle. Dadurch war er äußerlich in dem gewohnten Lebensgeleise geblieben, hatte Ruhe zum Ueberdenken seines Zustandes gehabt, und das fortschreitende Frühjahr, das die Thätigkeit und Achtsamkeit des Landbesitzers sehr in Anspruch nimmt, wenn er seine Güter selbst verwalten, seine Ländereien selber bewirthschaften will, hatte Emanuel zweckmäßig von einem Nachdenken und Brüten abgezogen, die nutzlos waren und Geschehenes nicht ungeschehen machen konnten.

Es waren der erste Frühling und der erste Sommer, die er als Landwirth auf seinen Gütern zubrachte, und er bemerkte es selber kaum, wie er im Laufe des Winters in ein neues und viel ernsteres Verhältniß zu der Natur und zu dem Boden getreten war, auf dem er lebte. Früher hatte er die Natur nur als Liebhaber betrachtet, von ihr nur angenehme Stimmungen, Freude und Genuß begehrt. Jetzt war er eine Ehe mit ihr eingegangen, und sie erschien ihm

dadurch in einem neuen Lichte, wenn auch nicht weniger schön.

Er konnte nicht mehr, wenn er durch Wald und Flur und Feld ritt, sich wie früher seinen Träumen überlassen, er hatte für den Boden zu sorgen, von dem er Leistungen erwartete; er hatte ihm neue Kräfte zugeführt, ihn pflegen und schonen lassen, um von ihm zu erlangen und zu ernten, was herzugeben seine Eigenart vermochte. Es lag ihm am Herzen, zu sehen, wie die gestreute Saat emporkam, wie die Halme wuchsen, die Aehren sich füllten und reiften, und da die Frucht eines solchen weitlandigen Besitzthumes, weit über das Bedürfniß des Einzelnen und der zu ihm Gehörenden hinausging, hatte er es im Auge zu halten, wo der Ertrag seiner Felder, Wiesen und Wälder am einträglichsten verwerthbar sei.

In den engumgrenzten ausschließlichen Kreisen, die man sehr unrichtig als die große Welt bezeichnet, wie bei seinem im Grunde planlosen Wandern durch die Welt, hatte er wenig Theilnahme gehabt für jenen großen Zusammenhang, den das Bedürfniß zwischen den verschiedenen Ländern und ihren Bewohnern erzeugt. Jetzt, da er in der entlegenen Grenzprovinz bei bestimmter Arbeit auf seiner Scholle lebte, weitete sein Blick sich auch in dieser Richtung aus; und wie er die Natur in neuem Sinne hatte lieben lernen, so erwuchs ihm neue Freude auch in dem Antheile, den er an den Verzweigungen des Handels, und dem durch die Wissenschaft geförderten Aufkommen des Landbaues und der Industrie zu nehmen anfing.

Er war immer gern im Freien, immer gern zu Pferde gewesen; das kam ihm jetzt bei seiner neuen Thätigkeit zu statten, und seinem eigenen körperlichen Wohlbefinden noch weit mehr. Seine Nachbarn hatten ihre Freude daran, was für ein kräftiger, gesunder Mann er wurde, wie auf den Gütern Alles in den chreent Zug kam, und wie er sich, nach des alten Barnefeld Bezeichnung, nach Jahresfrist aus einem Kavalier allmälig in einen rechtschaffenen Landjunker zu verwandeln anfing.

Emanuel hatte es bald nach seiner Ankunft auf den Gütern, in einem seiner Briefe gegen Konradine ausgesprochen, daß er es nöthig habe, sich völlig neu aufzuerbauen, seit er mit eigenen Augen auf eigenem Grund und Boden um sich schaue. Er hatte aber damals selber es noch nicht ermessen können, wie tiefgehend diese Umgestaltung sein werde, und in welcher Weise die nicht vorherzusehende Trennung von seiner Verlobten, und die Erfahrungen dabei mitwirken würden, welche er durch die Bewirthschaftung seiner Güter zu machen haben sollte.

Man war nämlich eben um jene Zeit in den Ostprovinzen unseres Vaterlandes darauf gekommen, Ackerbauer aus dem nördlichen England und Schottland auf den großen Gütern anzusiedeln, um die englische Bodenkultur auf unsere Heimat zu übertragen, und die Landleute so allmälig an den Gebrauch der englischen, vielfach verbesserten Ackergeräthschaften zu gewöhnen, und sie in denselben unterweisen zu lassen.

Da die Anlage der sogenannten Holländereien sich fünfzig Jahre früher heilsam gezeigt, und vortheilhaft bewährt hatte, hoffte man von den englischen Kolonien jetzt das Gleiche; und wo, wie auf den Gütern der Barnefeld und auf den Falkenhorst'schen Besitzungen, der Boden dem englischen und schottischen nicht allzu ungleich war, trog auch diesmal die Erwartung nicht. Aber nicht allein die englischen und schottischen Kolonisten forderten andere, bessere Lebensbedingungen als der heimische, nicht lange erst von der Hörigkeit befreite ländliche Arbeiter; selbst die besser kultivirten Thiere, die man zur Veredlung der alten Landeszucht einführen ließ, verlangten eine weit größere Vorsorge, und man konnte mit den fremden Kolonisten nicht vorwärts gehen, man durfte ihnen nicht das ihnen Zukommende und Zugesagte gewähren, ohne zugleich den eigenen Leuten gerecht zu werden, indem man ihnen ein menschenwürdigeres Dasein bereitete, als sie es bisher geführt.

Der Arbeit aller Art gab es also in den nächsten Jahren so viel, daß man sie kaum zu bewältigen vermochte. Dabei aber stellte sich der Nachtheil der allzu großen Güter im Vergleiche zu den mäßig großen, unabweislich klar heraus; denn abgesehen davon, daß der Kulturstand der Güter, welche Herr von Barnefeld besaß, und jener Andern, welche seine Söhne erworben hatten, schon seit Jahren ein höherer als jener der Falkenhorst'schen Güter gewesen war, erzielte man auf den Ersteren mit verhältnißmäßig geringerem Kapitalaufwande bei gleicher Arbeit größere und schnellere

Erfolge, als Emanuel mit dem Aufgebote aller seiner Kraft und Mittel sie aufzuweisen hatte. Das stachelte seinen wirthschaftlichen Ehrgeiz auf, und aus seiner betrachtenden unfruchtbaren Muße lang schon aufgeschreckt, lernte er nun auch den gesunden, auf das Richtige gestellten Ehrgeiz, als ein Glück und als eine Quelle immer neuer Kraft und immer neuer Genugthuungen empfinden.

Bis er zu dem Majorat gekommen war, hatte er den Besitz im Grunde doch nur als ein Mittel für die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse betrachtet, in welche allerdings eine schöne Freigebigkeit mit eingeschlossen war. Jetzt ward ihm die Wechselwirkung einsichtig, in welcher der Besitz und die Arbeit des Einzelnen zu dem Bedürfnisse der Gesammtheit stehen. Er begann das Erschaffen dessen, was Allen zugute kommt, als eine sittliche Pflicht zu erkennen. Mit dieser Erkenntniß entwickelte sich gleichzeitig seine Freude an dem eigentlichen Erwerben; und er war gebildet und gut genug, es sich zu sagen, wie großer ererbter Besitz, Demjenigen, welchem er, ohne eigenes Zuthun ein bedeutendes Leistenkönnen möglich macht, auch die Verpflichtung auferlegt, Gemeinnütziches und der Gesammtheit Förderſames in das Werk zu setzen.

Die Gräfin konnte sich Anfangs in des Bruders jetzige Lebensrichtung gar nicht finden; denn die Arbeit, welche er sich auferlegte, und die Ziele, welche er sich stellte, hatten nach ihrer Ansicht keinen direkten Zweck für ihn, wenn er nicht an seine anderweitige Vermählung dachte. Davon war aber im Entferntesten

nicht die Rede, und die Gräfin hatte auch aufgehört, deshalb in ihn zu dringen.

Seit ihrem Sohne der erste Knabe geboren worden war, hatte Emanuel einen Theil seiner Bedeutung für sie verloren. Ihre ganze Liebe hatte sich dem Enkel zugewendet, und die Vorstellung, die Namen und die Majorate der beiden Geschlechter vereint, und als einen höchst bedeutenden Besitz, auf diesen Knaben vererben zu sehen, war ihr allmälig geläufig und wünschenswerth geworden. Sie lebte meist in der Familie ihres Sohnes, ihr Briefwechsel mit Emanuel und mit ihrer Tochter litt Abbruch durch die Ausschließlichkeit, mit welcher sie sich der Pflege und Beachtung jenes Knaben zuwendete; und da Emanuel sein Lebenlang sich gegen die Herrschsucht der Schwester zu wehren gehabt hatte, vermißte er den Zusammenhang mit ihr jetzt, da er nach allen Seiten auf seine freie Selbstbestimmung halten mußte, auch nicht eben schwer.

Aehnlich wie Emanuel war es aber auch dem Fürsten Severin und seiner jungen Gattin mit der Gräfin ergangen, seit der Fürst im Hinblicke auf seine Kinder angefangen hatte, ebenso wie der Baron, die Bewirthschaftung seiner großen Besitzungen selber in die Hand zu nehmen.

Er sowohl als Emanuel waren klug genug, es zu erkennen, daß die Tage vorüber wären, in welchen es dem reichen Grundbesitzer vergönnt war, Andere mit dem Grund und Boden nach Belieben schalten und walten zu lassen, und selber als große Herren an den

Hofhaltungen der Fürsten sorglos genießend dasjenige zu verbrauchen, was der Boden bis dahin der fremden Arbeit mehr oder weniger reichlich und bereitwillig geliefert hatte. Der Fürst war das einzige Kind seines Vaters, und obschon derselbe das Vermögen des Hauses stark benutzt hatte, war Fürst Severin immer noch reich genug geblieben, als sein Vater verschieden war. Er selber war ebenso unbekümmert gewesen, so lange der Vater ihm freigebig hatte zukommen lassen, was er irgend als wünschenswerth bezeichnet hatte. Aber seines Vaters Tod, seine Verheirathung, und die rasch aufeinander folgende Geburt seiner Kinder, hatten ihn zum Nachdenken, zum Ueberlegen, und endlich zu einer Umgestaltung seiner bisherigen Lebensweise veranlaßt. Er hatte noch zur rechten Zeit den kostspieligen Aufenthalt in der Hauptstadt und am Hofe aufgegeben, dem rastlosen Umherreisen zunächst entsagt, hatte wie Emanuel, und fast zu gleicher Zeit mit diesem, sich zum Landwirthe heranzubilden unternommen, und Clarisse, der ihr Haus, ihr Gatte und ihre Kinder die Welt waren, in der sie ihre reinsten und höchsten Befriedigungen fand, hatte diese Entschlüsse des Fürsten aus voller Seele als ein Glück für sich begrüßt.

Auch waren es die landwirthschaftlichen Unternehmungen des Fürsten, welche ihn zunächst zu dem Besuche bei dem Oheim seiner Frau veranlaßt hatten. Er wünschte sich persönlich davon zu überzeugen, wie die Uebertragung englischer Saaten, englischer Zuchtthiere, auf den heimischen Boden und die heimischen Thierracen wirkten, wie der englische Pflug sich auf

dem leichten und auf dem schweren Boden bewähre; ob die großen zweiräderigen Arbeitswagen mit den massigen Pferden, welche die englischen Kolonisten aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten, auf den zum großen Theile unchaussirten Lehmwegen des Landes zweckmäßig zu benützen seien, und was dergleichen Dinge mehr noch waren. Da aber sowohl der Fürst als Clarisse ebensoviel Freundschaft für den Oheim als historischen Familiensinn besaßen, wurde die Reise ihnen durch die Aussicht, Emanuel wiederzusehen und den alten Stammsitz des Hauses, den alten Falkenhorst, für ein paar Wochen zu bewohnen, zu einer wirklichen Freude.

Emanuel war ihnen mit seinen Pferden bis an den Fluß, der seine Grenze bildete, entgegengefahren. Er machte sich ein Fest daraus, den Fürsten auf die mannigfachen Veränderungen und Verbesserungen hinzuweisen, welche er zur Ausführung hatte bringen lassen, seit er Herr der Güter geworden war.

Die Wege, die Brücken, die Zäune, die Häuser der Arbeiter, wie diese selber, hatten einen anderen Charakter gewonnen. Liebevolle Beachtung hatte begonnen überall ein liebevolles Gedeihen zu erschaffen; und während dem Fürsten, dessen Auge sich zu solchen Beobachtungen geübt hatte, dieser erfreuliche Zustand nirgends entging, machte Clarisse, als man sich dem Schlosse näherte, die Bemerkung, daß auch dieses ein viel freundlicheres Ansehen angenommen habe, als sie es nach den alten Bildern erwartet habe.

„Bei aller Liebe für den alten Sitz," sagte sie, „ist er mir mit seinen nach Außen abgeschlossenen fensterlosen Mauern, in der Vorstellung immer unheimlich wie ein alter Donjon vorgekommen; und wie junge Menschen fröhlich in solcher Zwingburg leben konnten, das habe ich zu der Mutter großer Unzufriedenheit mir nie denken können. Ich habe es ihr nie geglaubt, daß man im Falkenhorst getanzt und musicirt hat. Selbst die Strenge meiner Mutter habe ich unwillkürlich immer mit den finsteren Mauern dieses Schlosses in Verbindung gebracht. Es ist also wirklich ein Segen, daß Du, lieber Onkel, Licht und Luft auch von Außen in das alte Haus hineingebracht hast."

Emanuel freute sich des wohlverdienten Lobes, denn das Schloß sah in der That mit den schönen Bogenfenstern, welche er in die nach Osten gelegene Hauptwand hatte einbrechen lassen, viel freundlicher und viel wohnlicher aus. Der alte, weit vorspringende Thurm war ebenfalls mit Fenstern versehen worden, um neben dem Hauptsaal eine Art Erkerzimmerchen zu erlangen, das für Konradine bestimmt gewesen, und nun schon mit den unten gepflanzten Schlinggewächsen freundlich und dicht umrankt war. Englische Einrichtungen hatten dem vielgereisten Besitzer dabei als Vorbilder gedient, und selbst die Flagge auf des Thurmes Zinne war bereit gewesen, die junge Schloßherrin bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Diesem Zwecke hatte sie nun freilich nicht gedient, aber heute, da das junge, schöne Paar das Schloß betrat, flatterte sie lustig in der hellen Abendluft, den werthen Gästen mit den be-

kannten Farben der Familie den fröhlichen Willkomm zuzuwinken.

Emanuel war in heiterster Stimmung. Der Fürst sowohl als Clarisse versicherten, während sie sich seiner frischen Rüstigkeit erfreuten, ihn nie zuvor so munter gesehen zu haben; und er selber ward sich der Vorzüge und der Schönheit seines Besitzes mit besonderem Vergnügen bewußt, da er den Angehörigen darthun konnte, wie derselbe sich unter seiner sorgsamen Hand verwandelt hatte.

Unter gegenseitigem Behagen stellte sich zwischen Clarisse und dem Onkel das alte trauliche Verhältniß schon nach wenig Stunden wieder her. Er hatte immer eine besondere Vorliebe für sie gehabt, und das Glück, dessen sie sich in ihrer Ehe zu rühmen hatte, wie die ruhige Sicherheit des Benehmens, die ihr das Bewußtsein verlieh, jetzt schon Mutter von zwei Kindern zu sein, gaben ihr in Emanuel's Augen einen neuen und höheren Reiz. Es freute ihn, als sie am nächsten Morgen ihn und den Fürsten auf flüchtigem Rosse durch die weite Gemarkung begleitete, und es freute ihn, wie sie dann später mit dem Behagen der an reichen Besitz gewöhnten Hausfrau, durch die Zimmer und die Räume des mit allem Wünschenswerthen wohl versehenen Hauses ging: musternd, lobend, hie und da eine Aenderung vorschlagend, aber immer gefällig und immer belebend durch die Theilnahme, die sie empfand und erwies.

Der erste Morgen und der Mittag waren auf solche Weise in anmuthiger Leichtigkeit dahingeschwun-

den. Am Nachmittage, als Clarisse sich zurückgezogen hatte, um von dem starken Ritte auszuruhen, gingen die Männer plaudernd in dem kühlen Laubgange hin und wieder.

Es war während der Mahlzeit von den mancherlei Entbehrungen gesprochen worden, welche das Leben auf dem Lande auch unter den günstigsten Bedingungen mit sich bringe. Diese Unterhaltung war zwischen den beiden Männern während ihres Lustwandelns noch weiter ausgesponnen worden, und hatte sich dann auf den kurzen Aufenthalt gerichtet, den der Fürst mit Clarissen, während ihrer Reise, eben jetzt in jener Handelsstadt genommen hatte, in welcher Hulda engagirt war.

Der Fürst fragte dabei, ob seine Frau dem Oheim vielleicht schon von ihrer neuerlichen theatralischen Begegnung gesprochen habe.

Emanuel, der es wußte, daß Hulda auf dem dortigen Theater spiele, verneinte es, und der Fürst versetzte darauf: „Erinnern Sie sich meines Kammerdieners, des Menschen, dem ich aus dem Schlosse meiner Schwiegermutter seinen Laufpaß geben mußte, welchen er, beiläufig gesagt, schon längst vorher verdient hatte? Der Mensch ist Schauspieler geworden, und hat seit ein paar Jahren von sich reden gemacht. Das Zeug dazu hatte er, denn er war ein geborner Komödiant, den seine nichtsnutzigen Streiche in beständiger Uebung seiner Kunst erhielten. Sie sind dem Namen Lippow wohl in den Zeitungen begegnet. Ich hatte ihn aber nie auf der Bühne gesehen, und

konnte mich des Lachens kaum erwehren, als mir, sobald wir in unsere Zimmer gekommen waren, der Wirth die wichtige Mittheilung machte, daß der berühmte Michael Lippow in seinem Hause wohne, und an diesem Abende als Mephisto auftrete. Wir wollten uns natürlich den Spaß nicht versagen, den guten Freund agiren zu sehen, und fuhren hin."

„Und wie haben Sie ihn gefunden?" erkundigte sich Emanuel.

„Vortrefflich! geradezu vortrefflich!" entgegnete der Fürst, „so daß ich mich fortdauernd auf der Frage wiederfand, wie ein so charakterloses Subject zugleich ein wirklich bedeutender Künstler sein könne. Meine Achtung vor dem künstlerischen Können ist, wie Sie denken mögen, dadurch nicht eben gesteigert worden. Im Uebrigen aber war es eine sehr gelungene Darstellung."

Er brach damit ab. Emanuel ließ unentschlossen eine kleine Weile hingehen. Dann plötzlich sein inneres Widerstreben überwindend, sagte er: „Ich vermuthe, daß Sie auf diese Weise auch Hulda gesehen haben werden. Man lobt sie vielfach. Ist sie eine gute Schauspielerin geworden?"

„Mehr als das!" entgegnete der Fürst. „Sie hat Töne, Mienen, Geberden, die unwiderstehlich zu nennen sind, und sie ist fast schöner noch als früher. Clarisse war so sehr von ihrem Spiel gerührt, daß sie darauf bestand, sie bei sich zu sehen und zu sprechen. Ich wundere mich, daß sie Ihnen davon noch Nichts gesagt hat. Sie hatte ja immer eine durchaus berechtigte

Vorliebe für Hulda — wie wir Alle. Sie ließ es sich also auch nicht nehmen, ihr noch ein Andenken zu schicken, als wir abreisten. Sie müssen sich das von ihr selbst erzählen lassen."

Ein Diener, der die Meldung brachte, daß einer der jungen Herren von Barnefeld gekommen sei, machte dem Gespräch ein Ende, und befreite Emanuel. Er war es wieder einmal inne geworden, wie unmöglich es ihm fiel, von Hulda in gleichgiltigem Tone zu sprechen, oder sprechen zu hören, und wie werth, er hätte sagen mögen, wie heilig ihm ihr Angedenken sei.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Anwesenheit der Gäste im Falkenhorst war von jenem herrlichen Wetter begünstigt worden, das unter dem Wehen eines warmen, frischen Ostwindes in jenen Landstrichen am Ende des August-Monates und im September, in denen das letzte Kernobst reif wird, zu herrschen, und von dem Landvolke deshalb als die Zeit des Aepfel-Ostes bezeichnet zu werden pflegt.

Die ersten acht Tage waren so schnell entschwunden, daß man darauf denken mußte, jene anderen, welche ihnen folgen sollten, so geschickt als möglich zu verwenden, da man doch auch der lebensfrohen, offenen Gastfreiheit der Gutsnachbarn mannigfach gerecht zu werden hatte. Denn den Fuß auf Barnefeld'schen Grund zu setzen, ohne auch in dem Hause eines Jeden von ihnen eine Bewirthung angenommen zu haben, das würden die Eltern und die Kinder gemeinsam, wie jede der einzelnen Haushaltungen für sich im Besonderen, als eine Ehrenkränkung angesehen haben; und die Herzlichkeit des Tones und Behabens, denen das junge fürstliche Paar bei ihnen überall begegnete,

machte den Verkehr mit diesen wackeren Menschen angenehm und leicht, obschon Clarisse sich zum erstenmal in ihrem Leben außerhalb des Bereiches der hohen Aristokratie bewegte.

Die Barnefelds gehörten nicht dem alten hohen Adel an. Sie hatten, seit der Erste von ihnen geadelt worden war, sich auch mehrfach mit Frauen aus reichen Kaufmannshäusern, und mit Töchtern von Gelehrten verheirathet. Ihre Güter waren zusammengekauft, und nach Ermessen von denselben auch einzelne Theile und ganze Güter wieder verkauft worden, um Zweckmäßigeres zu erwerben, oder den Besitz besser abrunden zu können. Barnefeld'sche Töchter hatten sich mit gebildeten bürgerlichen Beamten und Gutsbesitzern verbunden; es waren Barnefelds in hohen Civil- und Militär-Aemtern angestellt, und wenn auch manchem der hier im Lande angesessenen Glieder der Familie, jener letzte Schliff abging, der den Hofmann auszeichnet, und wenn vielleicht keine von allen diesen Frauen die richtige bei der Cour gebotene Verbeugung zu machen fähig war, so hatte man doch bei ihnen in jedem Augenblicke die wohlthuende Empfindung, mit Menschen zu verkehren, denen im Leben Nichts abging, die an allem Bedeutenden aus der Enge ihres Kreises heraus, lebhaften und klugen Antheil zu nehmen vermochten, die innerhalb dieses Kreises Meister in Allem waren, was in demselben erheischt werden konnte, und die, weil es ihnen wohl war, eine Genugthuung darin fanden, daß auch den Anderen, so weit als immer möglich, Wohlsein bereitet werden möchte.

Dazu waren es stattliche, frische Männer und Frauen, freimüthig bereit, sich an der schönen Vornehmheit der fürstlichen Gäste unbefangen zu erfreuen, und nebenher Emanuel so herzlich zugethan, daß sowohl Clarisse als der Fürst schon deshalb Zuneigung zu ihnen faßten.

An dem letzten Nachmittage, welcher der festgesetzten Abreise des Fürsten vorherging, war er noch einmal hinübergeritten, dem alten Herrn von Barnefeld ein Lebewohl zu sagen. Clarisse war, weil ein schweres Gewölk am Himmel stand, zurückgeblieben, und Emanuel hatte sich selbstverständlich erboten, ihr Gesellschaft zu leisten. Wie es nun draußen heftiger zu wehen und auch bereits zu regnen anfing, so daß man selbst in dem Pavillon nicht mehr verweilen mochte und sich in das Zimmer zurückzog, saßen Clarisse und Emanuel schon eine geraume Zeit einander gegenüber, ohne daß sie mit einander gesprochen hätten. Die rasch über die weite Ebene hinfliehenden Wolken zogen ihre Gedanken an sich und mit sich, und verlockten sie weit hinaus in die Ferne und in die Zukunft, um sie dann wieder auf Einkehr in sich selbst zurückzuweisen.

Mit einemmale legte Clarisse ihre Hand auf die des Onkels und sagte: „Wenn ich hier so hinaussehe in die Weite, und zurück in das große, schöne Schloß, und denke, daß Du hier allein bist, allein in Deinen Wäldern und auf Deinen Feldern, allein in diesem weiten Hause — zur Winterszeit allein — so kommt mir der große Besitz für Dich weit mehr wie eine

schwere Last, denn als ein Glück vor. Du hast herzustellen, was die Geschlechter vor Dir verabsäumt haben, und wenn Du hier allein bleibst, so arbeitest Du für die Familie, ohne selber die rechte Freude an der Vermehrung des Besitzes haben zu können. Man will doch wissen, wofür und für wen man arbeitet und sich bemüht?"

Emanuel sah sie freundlich an. „Du bist die Erste," sprach er, „die sich die Frage vorlegt, ob ein so großer Besitz eben mir ein erwünschter sein konnte, und ich stehe deshalb nicht an, Dir zu bekennen, daß ich ihn in den Zeiten, in denen des Bruders Krankheit ihn mir in Aussicht stellte, keineswegs als einen solchen angesehen habe. Als dann in dem Augenblicke, da der Bruder starb, sich mir die Hoffnung eröffnet hatte, für Konradinen und für eine mir gehörende Familie, hier eine schöne gesicherte Heimat bereiten zu können, faßte ich Liebe zu dem Besitz; und," setzte er nach kurzer Pause ruhigen Sinnes hinzu, „als jene Erwartung sich dann nicht erfüllte, war die Arbeit mir schon ein Bedürfniß und die Stütze geworden, mit der ich meinen Weg weiter vorwärtsgehen konnte. Ich hatte sehen gelernt was fehlte, ich wünschte das Mangelnde zu schaffen, ich hatte den Trieb, das Begonnene zu vollenden. An die Stelle der mir Angehörigen, für die ich hier zu sorgen gehofft hatte, traten allmälig jene Anderen ein, die hier geboren und durch ihre unbehilfliche Beschränktheit hier eingewurzelt und auf uns angewiesen waren —"

„Und Du bist also zufrieden?" fragte die junge Fürstin; „das Bewußtsein, die Güter in die Höhe zu bringen, macht Dir an sich Freude?"

„Es ist die Landwirthschaft an sich, die mir Freude macht," berichtigte Emanuel, „nicht, wenn ich's offen gegen Dich bekennen soll, die Gewißheit, Deinem Bruder, für den ich, wie Du weißt, nicht eben eine lebhafte Sympathie besitze, ein reicheres Erbe in dem Majorate zu hinterlassen; und dies umsoweniger als mir die Nützlichkeit der Majorate für das zweckmäßige Fortbestehen und die zweckmäßige Fortbildung der Geschlechter, hier in dem Hinblicke auf die Barnefeld's und ihresgleichen, mehr als früher zweifelhaft geworden ist. Soviel steht bei mir fest," setzte er hinzu, „ich würde, hätte ich mich verheirathet und Söhne gehabt, Alles dazu gethan haben, neben dem Majorate für meine Kinder Allodial-Güter zu erwerben, über die sie nach freiem Belieben hätten schalten und walten mögen, ohne daß mit deren Vererbung, ihrer Neigung und ihrer freien Entschließung von den Altvordern Ketten angelegt werden, die man zu Zeiten als sehr drückend empfinden kann, und von denen man, eben aus eingesogenen Vorurtheilen, sich doch mehr als billig und verantwortlich binden und bestimmen läßt."

Clarisse schwieg eine Weile, nachdem er geendet hatte. Sie blickte nachdenklich und liebevoll in sein edles, ernstes Antlitz, als wolle sie darin lesen, ob sie es wagen solle, ihm eine Frage vorzulegen. Ihre Freundschaft und ihre Liebe für den Oheim hatten sich

in diesem engen, vertraulichen Beisammensein nur noch gesteigert, ihr eigenes Glück ihr die Vereinsamung des Oheims noch trauriger erscheinen machen; und wie ihr Auge also freundlich auf ihm weilte, bemerkte sie, daß in der Fülle des dunklen Haares, welches seine Stirne umwallte, einzelne weiße Fäden sichtbar wurden. Das rührte sie, und von dieser Rührung fortgerissen, sagte sie: „Du bist ja noch jung, Emanuel, wenig älter als Severin; indessen wir bleiben doch nicht immer jung, und allein zu sein im Alter muß sehr schwer sein. Denkst Du denn gar nicht mehr an eine Frau?"

„Die Erfahrungen, die ich gemacht," versetzte er, „sind nicht ermuthigend gewesen."

„O," rief Clarisse, „ich will nicht in Dich dringen, wie es die Mutter wohl bisweilen that — gewiß nicht, Lieber! — Aber Du und Konradine, ihr gehörtet ja auch nicht zu einander, Du hast sie nie geliebt."

„Und als ich liebte," fiel er ihr in die Rede, „als ich einmal liebte, mit großer Wärme liebte, und mich geliebt wußte mit einer Liebe ohnegleichen, da — ließ ich mich gefangen nehmen von den Ketten dieses Majorates; da gab ich um seinetwillen ein Glück auf, das ich nicht wieder finden werde, und beschwor in thörichter Verblendung gleichsam den alten Fluch herauf, von dem die Liebe mich erlösen wollte."

Er stand auf, Clarisse war erschrocken. Diese Erinnerung in ihm zu erwecken, dem Oheim einen Schmerz zu bereiten, hatte sie nicht erwartet. Er ging mehrmals in dem Zimmer auf und ab. Sie erhob sich und hing sich an seinen Arm.

„Vergib mir!“ bat sie freundlich.

„Was hast Du denn verschuldet?“ entgegnete er, und ihr die Hand drückend, sprach er: „Laß das ruhen! Aber ich höre von dem Fürsten, Du hast Hulda auf der Bühne gesehen, und bei Dir gesehen. Erzähle mir davon Alles, so wie es war. Von Deinem Munde werd' ich's gerne hören, denn Dir war sie werth. Erzähle, Beste! Wie hast Du sie gefunden, wie geht es ihr? Und ist sie glücklich? Ist sie noch so schön, so sanft, so in sich Eines wie in jenen guten Tagen?“

Er hatte sich auf das Sopha niedergesetzt, Clarisse war ihm dahin gefolgt und hatte ihren Arm wieder in den seinen gelegt. So nahe an ihn gerückt, während der Tag sich senkte, sprach sie ihm von der Geliebten, wie er es begehrte, wie sie es in ihrer Seele trug.

Sie enthielt ihm Nichts vor: nicht die Ueberraschung, mit welcher sie Hulda auf der Bühne gesehen, nicht das Entzücken, welches sie ihr als Künstlerin verdankt, nicht den Beifall, mit welchem man sie überschüttet hatte. Sie erzählte ihm, wie der Fürst sie vor der Begegnung mit Hulda vorsichtig gewarnt, wie er leichtfertig über ihre häusliche Einrichtung gescherzt, wie er sie selber damit unwillkürlich mißtrauisch gegen die Schauspielerin gemacht habe; was danach zwischen ihr und Hulda vorgegangen war, bis sie mit Verehrung und Liebe, und mit einem wirklichen Trennungsschmerze, in ihren Armen gelegen habe, und von ihr geschieden sei.

Sie hatte sich, enthusiastisch wie sie war, in dieser Erzählung mehr und mehr erwärmt. Emanuel hatte sie nicht ein einzigesmal unterbrochen. Bisweilen kam es ihr vor, als zucke seine feine nervige Hand, die sie in der ihren hielt; aber die Dunkelheit war hereingebrochen und sie konnte seine Züge nicht genau mehr sehen. Als sie geendet hatte, stand er auf.

„Und ich wähnte sie ganz hingenommen von dem Berufe, der ihr als halbes Kind immer schon verlockend gedünkt; ich stellte sie mir immer nur umringt von Bewunderung vor, berauscht von ihren Erfolgen, wenn ich das Lob las, das die Kritik ihr spendet. Ich dachte sie mir gern zufrieden, dachte sie mir glücklich!" sagte er.

Clarisse meinte, in ihrem Berufe fühle Hulda sich auch durchaus glücklich.

„Mit einem inneren Zwiespalt ist das Niemand," wendete Emanuel ihr ein, „und Hulda noch weit weniger als jeder Andere."

Clarisse kam dann noch einmal darauf zu sprechen, wie der Abschied von Hulda sie bewegt habe. „Als sie mich verlassen hatte," sagte sie, „kam es mir vor, als hätte ich ihr nicht genug gezeigt, wie hoch ich sie halte; und weil ich nun doch Nichts mehr für sie thun konnte, und eben Nichts zur Hand hatte, womit ich ihr ein Zeichen der Zuneigung geben konnte, schrieb ich ihr ein paar Zeilen für ein Stammbuchblatt, und schickte ihr ein kleines Kreuzchen, das ich von Kindheit an getragen, und das sie, als sie bei uns im Schlosse war, immer sehr bewundert hatte."

„Das kleine Goldkreuz mit dem Seraphköpfchen?" fragte Emanuel.

„Ja!" entgegnete Clarisse mit wirklicher Verlegenheit, „das Kreuzchen von der Baronin Erdmuthe. — Ich hätte es vielleicht nicht geben dürfen, und ich möchte nicht einmal, daß die Mutter es erführe. Aber ich hatte in dem Augenblicke wirklich gar nichts Anderes zur Hand; und da es nach der Familiensage vor Gefahr beschützen soll, so dachte ich, Hulda könne es mehr als ich gebrauchen, — und gefreut hat es sie ganz gewiß. Sprich nicht davon. Es war ein rascher Impuls — und verarge mir es nicht."

„Ich?" rief Emanuel. „Glaube mir, das vergesse ich Dir nie." Er küßte ihr die Hand, sagte aber weiter Nichts.

Der Diener brachte gleich danach die Lampen in das Zimmer. Wie man dann bei ihrem milden Scheine bereits eine Weile beisammen gewesen und die Erinnerung an das eben geführte Gespräch im Ausklingen begriffen war, sagte die Fürstin: „Als wir vorhin von dem kleinen Crucifix gesprochen haben, fiel mir ein, daß hier im Schlosse noch die alten Silbergeräthe und mancherlei Erinnerungen an unsere Vorfahren vorhanden sind, deren die Mutter oft erwähnt hat. Möchtest Du mich dieselben sehen lassen, ehe ich den Falkenhorst und Dich verlasse?"

Emanuel erklärte sich sofort dazu bereit. Er ließ den alten Kastellan benachrichtigen, der schon seit zwei Generationen diese Gegenstände in seinem besonderen Gewahrsam hatte, und es währte nicht lange, bis der

Greis feierlich, als trage er die Reichskrone oder das heilige Sakrament, der Reihe nach die schweren, alten Humpen, den großen, kunstvoll gearbeiteten Suppennapf, den Tafelaufsatz, die wuchtigen Leuchter und endlich auch die alten, mit vielen silbernen Nägeln beschlagenen Schmuckkästchen herbeibrachte, und sie Stück für Stück in schöner Ordnung vor der jungen Fürstin niedersetzte.

Der Silberbesitz war von beträchtlichem Werthe, aber dasjenige, was man in den kleinen Schreinen aufbewahrte, das waren keine eigentlichen Kostbarkeiten; sondern Schmucksachen und Zierrathen, an die sich irgend eine besondere Erinnerung knüpfte; und Emanuel, der sich von jeher mit den Sagen der Familie gern beschäftigt hatte, wußte zu Clarissen's Freude fast von jedem Stücke eine Auskunft zu ertheilen. Ihre Neugier und ihr Familiensinn fanden eine gleiche Unterhaltung darin, jede dieser einzelnen Kleinigkeiten eigens herauszunehmen, zu betrachten, sie anzulegen, sofern es thunlich war, und sie hatte das letzte der Kästchen schon in der Hand, als der Alte aus dem Nebenraume noch eine Art von Tasche aus verblichenem rothem Sammet, mit goldener Schnur umwunden, z Vorscheine brachte.

„Laß das nur liegen!“ sagte Emanuel, als er es bemerkte; doch gerade diese Weisung machte Clarisse aufmerksam darauf. Sie fragte, was das Säckchen in sich schließe. Emanuel entgegnete, es enthalte das alte handschriftliche Dokument, in welchem die Geschichte von dem König der kleinen Leute und von dem Fluche

berichtet werde, den jener märchenhafte kleine König gegen das Geschlecht der Freiherren von Falkenhorst ausgestoßen haben solle.

Die Fürstin wollte das Dokument sehen. Emanuel wehrte es ihr nicht. Er löste die goldene Schnur, öffnete vorsichtig die Hafteln, welche die alte Tasche zusammenhielten, nahm aus derselben einen Umschlag von dickem Leder, und aus diesem einige Blätter vergilbten Pergamentes heraus, auf welchen jene Sage von dem Freiherrn von Falkenhorst selber, in breitester Ausführlichkeit niedergeschrieben war.

Obschon der Fürstin diese Erzählung aus mündlicher Wiederholung von früher Kindheit auf bekannt war, wünschte sie doch dieselbe zu lesen; aber die krausen, wunderlichen Schriftzeichen und die ganz veraltete Sprache und Rechtschreibung machten ihr das unmöglich. Emanuel unterzog sich also der Mühe, es ihr vorzulesen, und wie er dann am Schlusse der Erzählung langsam und gewichtig, Wort für Wort den schweren Fluch des kleinen Königs wiederholte, jenen Fluch, der sich in fast unbegreiflicher Weise durch die Jahrhunderte fortgesetzt, und das Geschlecht der Falkenhorst seinem Erlöschen in der Person Emanuel's nahe gebracht zu haben schien, konnte Clarisse sich eines Schauers nicht erwehren.

Das alte Schloß, der alte Kastellan, die alten Geräthschaften, ja selbst der Oheim und ihre eigene Anwesenheit in diesem Schlosse kamen ihr mit einemmale unheimlich und spukhaft vor; und die Hand abwehrend gegen die alten Pergamente ausgestreckt, rief

sie, absehend von aller ihr anerzogenen Verehrung des Althergebrachten: „Aber das ist ja entsetzlich! Wie hat man das nur aufbewahren, solch böse Vorstellung durch die Jahrhunderte an dem Geschlechte haften lassen mögen?“ Und an ihre beiden schönen Knaben denkend, setzte sie, von ihrer warmen Mutterliebe fortgerissen, rasch hinzu: „Wenn solche Sage sich an das Schicksal unseres Hauses, an das Geschlecht des Fürsten knüpfte, ich würde sie vernichten, damit ihr trüber Schatten nicht auf die Seele meiner Kinder fiele.“

Emanuel lächelte. „Vernichten?“ fragte er. „Du wolltest vernichten, was im Märchen zierlich ausgestattet in den Besitz des ganzen Volkes übergegangen ist, dessen Kinder sich harmlos daran ergötzen? Nimmermehr! und wenn es möglich wäre, möchte ich's nicht wollen. Ist denn die Aussicht, durch Jugend und durch Liebe von einem Banne erlöst und neu belebt, und durch sie auferbaut zu werden, nicht beseligend und schön?“

Er hatte die Blätter in die Hand genommen und legte sie sorgfältig zusammen, um sie wieder in ihre alte Umhüllung zu legen. Clarisse sah ihm schweigend zu, wie er die Hafteln schloß, die goldene Schnur verknüpfte.

„Oheim,“ versetzte sie plötzlich, „kannte Hulda diese alte Sage?“

„Ja,“ versetzte er, „sie kannte sie.“ Er legte mit diesen Worten die rothe Tasche in den Schrein, Clarisse war ihm dabei behilflich. Unten in der Ecke desselben stand ein kleines Kästchen von neuer Form.

Ohne Emanuel's Erlaubniß zu fordern, nahm sie es heraus. Es lag ein Goldreif darin mit hellem, blauem Steine; und wie sie ihn betrachtete, las sie in seinem Innern die Worte: „Dich und mich trennt Niemand!"

Sie sah Emanuel an, sie wagte nicht zu fragen, wem der Ring bestimmt gewesen sei, wer ihn getragen hatte. Sie setzte das Kästchen schweigend auf den Platz, an dem sie es gefunden hatte. Darüber kam der Fürst von seinem Ritte heim.

Er besah die Gefäße, die Geräthe, lobte ihre schönen Formen, und da er eben mit Emanuel's Nachbarn mannigfache Gespräche über den Werth des baaren Geldes in der Landwirthschaft gepflogen hatte, verfiel er bald darauf, auch den ungefähren Werth dieses Silberbesitzes abzuschätzen, der, wie Emanuel es ihm angeben konnte, sehr beträchtlich war.

„Was würden die Barnefelds mit solcher Summe Alles unternehmen!„ sagte er, indem er noch einmal einen der riesigen Humpen in der Hand wog.

„Daran habe ich besonders oft gedacht, als ich vor Jahren hieher kam, und um verfügbare Kapitale bisweilen verlegen war!" gab Emanuel ihm zu. „Es ist mit dem Aufstapeln solcher alten Besitzstücke in der That eine ebenso bedenkliche Sache, wie unter Verhältnissen mit der Unantastbarkeit der Majorate. Hat man Freude daran, sich der massiven, wenig handlichen Geräthe täglich mit dem Bewußtsein zu bedienen, daß schon seit Jahrhunderten Menschen, die zu uns gehörten, in Glück und Leid von diesen Gefäßen Ge-

brauch gemacht haben, so lasse ich das gelten. Ist man reich und freigebig genug, sie einem Kunstkabinete einzuverleiben, und dort meinetwegen als Falkenhorst'sches Legat aufbewahren zu lassen, so hat das einen gemeinnützigen und zugleich einen die Familien-Eitelkeit entschädigenden Sinn. Aber sie hier in einem entlegenen einsamen Schlosse, nur um des Herkommens willen, in verborgener Kammer durch die Jahrhunderte als todtes Kapital unter Schloß und Riegel zu halten, während mit den Tausenden, welche sie werth sind, für den Familienbesitz und das Familien-Vermögen weit Vortheilhafteres geschaffen werden könnte, darin liegt eine Pietät, welche aufrecht zu erhalten mir mit meiner jetzigen Einsicht oftmals schwer gefallen ist."

Der Fürst stimmte dieser Ansicht bei. Barnefeld's Einfluß und seine Lehren hatten die beiden jüngeren Landwirthe ganz für sich gewonnen. Man sprach eine geraume Weile von den Verbesserungen, die auf den Gütern des Einen und des Anderen im Werke waren, die Nothwendigkeit freier Verfügung über die Güter wie über das Kapital, stand dabei überall in erster Reihe. Der Fürst ging endlich so weit, in der Majoratsbegründung einen Verstandesfehler, einen Mangel an Voraussicht und eine unzweckmäßige Tyrannei zu finden.

Clarisse lachte dazu. „Laßt das die Mutter nicht hören!" rief sie. „Man ist jetzt zwischen Euch Beiden wie unter Revolutionären, denen Nichts mehr heilig ist."

„Wir verbrennen aber doch noch keine Familien-Chroniken und keine Dokumente!“ scherzte Emanuel, sie an ihren früheren Gedanken mahnend. „Uebrigens kann die Mutter unbesorgt sein. Dein Bruder soll, wenn er nach mir im Falkenhorste Herr sein wird, die alten Familienstücke mit all ihrem Zubehör, und wird hoffentlich auch noch den Alten, hier an seinem Platze finden.“

Clarisse und der Fürst wehrten Beide den Gedanken ab. Emanuel entgegnete darauf Nichts.

Der Kastellan hatte inzwischen angefangen, die silbernen Gefäße und die sonstigen Herrlichkeiten wieder zu entfernen. Als er endlich auch den kleinen Schrein verschließen wollte, in welchem der Ring mit dem blauen Steine und der Inschrift lag, bemerkte Clarisse, wie Emanuel den Ring aus seinem Kästchen nahm, und ihn an seinen Finger steckte.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Freunde des Theaters hatten sich während Lippow's Gastspiel vollauf Genüge gethan. Man war alltäglich im Theater gewesen, die Künstler, welche mit Lippow zusammengespielt hatten, waren sehr in Anspruch genommen worden und hatten eine verhältnißmäßige Ruhe nöthig. Das Publikum war ebenfalls müde.

Die Hitze war, wie in jenen Gegenden immer, gegen das Ende des Augustmonates sehr drückend geworden, und die heißen Sonnenstrahlen, welche in die langen Korridore des Schauspielhauses drangen und sich mit ihrem gelben Lichte durch die geöffneten Logenthüren bis tief hinein in das bläuliche Halbdunkel des Zuschauerraumes stahlen, lockten in das Freie hinaus. Man spielte vor ziemlich leeren Bänken oft gesehene Schauspiele, kleine Lustspiele, alte Possen, an denen die Gutsbesitzer, die zum Markte kamen, nichtsdestoweniger ihr Vergnügen fanden, und bei welchen Niemand wesentliche Mühe hatte; nicht einmal der Souffleur, denn diese Stücke hatte man aus langer Uebung wie am Schnürchen.

Auch Hulda hatte nicht eben viel zu thun, und nach der angestrengten Arbeit, der sie sich hingegeben, seit sie Schauspielerin geworden war, umfing die Art von Ruhe und von Muße, deren sie jetzt zum erstenmale genoß, sie wie eine ihr fremd gewordene Erquickung. Sie konnte wieder bis zu einem bestimmten Grade, über ihre Zeit verfügen, sie konnte sich auf sich selbst besinnen, sich es hinträumend wiederholen, was zwischen ihr und der jungen Fürstin sich begeben, und mit welcher Zärtlichkeit und Wärme Clarisse sie am Ende ihrer Unterredung dann entlassen hatte.

Jede Miene der ihr so theuren Frau war ihr noch gegenwärtig, jedes Wort klang in ihrem Herzen nach. War es doch seit Jahren das erstemal gewesen, daß ein reines, edles Frauenherz sich ihr gütig zugewendet hatte, daß sich Jemand um ihr inneres Leben, um den Frieden ihrer Zukunft besorgt gezeigt hatte, daß ihr eine Theilnahme erwiesen worden war, die ihr selber, ihrem Glück und Heil, und nicht allein der Künstlerin und ihren Erfolgen gegolten hatte.

Der ganze Tag, an welchem sie Clarisse gesehen, war ihr wie verklärt davon gewesen. Abends, als sie nach dem Theater in ihre Wohnung gekommen war, hatte ein Brief auf ihrem Tische gelegen. Frau Rosen sagte, der Diener des Fürsten Severin habe ihn gebracht, und gefordert, ihn nebst dem Kästchen, das dabei stand, selber in ihre Stube zu tragen; weiter habe er nichts hinterlassen.

Clarisse erkannte gleich die Schrift. Das Couvert enthielt aber nur ein einziges Blatt Papier. Es

standen auch nur vier Zeilen, nur die wenigen Worte darauf:

„Bleibe Dir selber getreu!
Laff' Gott für das Uebrige walten.
Glücklich, wem man, wie Dir —
Besseres wünschen nicht kann."

Die Schreiberin hatte ihren Taufnamen darunter=gesetzt, und Hulda las mit überströmenden Augen den kurzen herzlichen Zuruf, drückte mit heißem Kusse das kleine Kreuz an ihre Lippen. Noch an dem verwichenen Morgen hatte dasselbe sie wieder, wie ein Wahrzeichen aus alter ferner Zeit, vertraulich angemuthet, als sie es an dem Halse der Fürstin hängen gesehen. Clarisse hatte es stets getragen, nicht Tags, nicht Nachts hatte sie es von sich gethan, weil es für eine Art von Amulet gegolten hatte; und Hulda verstand deshalb den Sinn, verstand die treue Meinung, welche allein die Fürstin dazu bewogen haben konnten, sich des kleinen in der Familie werth gehaltenen Crucifixes zu entäußern, um eine Fremde, nicht dem Hause An=gehörige, gleichsam unter die Obhut seiner guten Genien zu stellen.

In den streng protestantischen Anschauungen ihres Vaterhauses auferzogen, hatte Hulda sich es früher nicht vorzustellen vermocht, was dem Herzen des Gläu=bigen der Schutzheilige und die von ihm stammende Reliquie bedeuten; als sie aber an jenem Abende das Kreuzchen um ihren Hals hing, wurde es ihr wie durch eine poetische, das Gemüth erwärmende, den

Sinn beruhigende Offenbarung plötzlich klar und deutlich.

Sie war nicht mehr allein, nicht mehr verlassen auf sich selbst gestellt. Ihre Gedanken hatten jetzt wieder ein festes Ziel, zu dem sie sich wendeten, wenn sie sich selber nicht genügen konnte. Sie hatte einen Namen, den sie in ihrem Herzen anrief, wenn es sie nach Theilnahme verlangte; und das Wesen, welches diesen Namen trug, war rein und schuldlos, war eine Frau, an welche nie ein Zweifel sich herangewagt, an welcher kein Makel haftete, wie an Feodoren und wie selbst an Gabrielen.

Was waren denn alle Triumphe, welche jene Frauen gefeiert hatten, jene Bewunderung, nach welcher Hulda diese Jahre hindurch so heiß gestrebt, und die zu erringen sie manchmal ihr besseres Empfinden hatte zum Opfer bringen müssen, was war alle Ehre und Anerkennung der Welt gegen den Frieden, der aus Clarissens Augen und von ihrer reinen Stirne leuchtete? Oder was war in diesen Jahren ihres Bühnenlebens Hulda zu Theil geworden, das sie so erfreut, so in sich selbst erhoben und gekräftigt hätte, als das Anerkenntniß, das die Fürstin ihr mit diesen wenigen Worten gegeben hatte? als Clarissens Zuversicht, daß Hulda sich und ihre sittliche Würde zu wahren wissen werde in den Versuchungen, die sie umringten, auf dem Pfade, den sie sich erkoren hatte — erkoren freilich, ehe sie seine Dornen kannte.

Und an Dornen sollte es Hulda auch zunächst nicht fehlen. Schon während Michael's Gastspiel hatte

Hochbrecht, als er sie einmal besuchte, ganz beiläufig die Frage aufgeworfen, wie sie eigentlich mit Gabrielen zusammenhänge? und sie hatte der Wahrheit nach erzählt, in welcher Weise die berühmte Künstlerin auf sie achtsam geworden sei. Hochbrecht hatte gemeint, das klinge freilich anders als die bisherige Angabe. Hulda hatte natürlich sofort gewußt, wohin die Frage ziele, und eben deshalb ihn veranlassen wollen, sich deutlich auszusprechen. Er war aber darüber mit der Bemerkung hinweggegangen, am Ende sei jeder bedeutende Mensch das, was er sei, und was er aus sich mache; und eine junge Künstlerin wie sie, habe es am wenigsten vonnöthen, sich an Traditionen anzulehnen, da sie auf eigenen Füßen stehe und sich durch eigene Kraft behaupten könne.

Damit aber war ihr jetzt nicht mehr gedient. Sie verlangte, daß Hochbrecht sich bestimmt erklären solle, und er sprach dann unumwunden die Frage aus, wie sie darauf gekommen sei und was sie dazu bewogen habe, sich für Gabrielens Tochter auszugeben, für die man sie hier auch allgemein gehalten habe, bis Lippow es verrathen, daß er sie in dem Schlosse der gräflichen Familie habe kennen lernen, und daß sie nicht die Tochter eines Herzogs und Gabrielens, sondern eines Pfarrers Tochter sei.

„Ja, Gottlob!" rief Hulda. „Ja, gottlob!" — Und mit schamrother Stirne fügte sie hinzu: „Aber noch heute kann ich es nicht begreifen, wer diese Lüge erfunden hat! Wer Gabrielen das angethan, und mir und meiner guten Eltern Angedenken! — Und daß

Niemand, kein Einziger von allen Denen, die sich meine Freunde nannten, es auch nur einer Erwähnung werth gefunden hat! Daß man mich hier hat leben lassen unter der Schmach eines solchen Makels — ohne mir ein Wort davon zu sagen!" —

Ihre Mißempfindung, ihre Kränkung schnürten ihr den Hals zu und nahmen ihr das Wort.

Hochbrecht zeigte sich darüber ganz verwundert, ja er schien, ihrer Entrüstung mißtrauend, anzunehmen, es sei die Aufdeckung der Täuschung, die sie verdrieße und sie in zornige Verlegenheit versetze. Er lächelte zu allen ihren Betheuerungen. Er nannte es am Ende eine sehr zu verzeihende Kriegslist, daß sie, ihre auffallende Aehnlichkeit mit Gabrielen benutzend, sich deren mütterlichen Familiennamen angeeignet habe, um sich auf solche Weise einer größeren Theilnahme im Voraus zu versichern; und es half ihr nicht, daß sie betheuerte, wie der Direktor ihr diesen Namen ausgewählt, und wie sie nicht einmal gewußt habe, daß Gabrielen's Mutter ihn getragen habe. Er glaubte ihr es nicht, glaubte es noch weniger, daß sie es bisher nicht innegeworden war, wie man über ihre Abkunft von Anfang an gesprochen hatte, sondern rühmte ihre Klugheit und ihre richtig berechnende Menschenkenntniß.

Sie nahm ihm das übel, verbarg ihm das nicht, und erklärte in ihrer Gereiztheit, ihn nicht mehr sehen zu wollen. Er war es nicht gewöhnt, daß eine der Künstlerinnen, die auf seinen kritischen guten Willen

vielfach angewiesen waren, und namentlich eine Schauspielerin, der er sich unausgesetzt ergeben bezeigt hatte, wie ihr, mit ihm rechtete und seine Besuche abwies. Er scherzte gegen Philibert über die Ungnade, in welche er bei Hulda gefallen sei, weil er sich es habe beikommen lassen, ihr den Verstand und die Berechnung zuzutrauen, die zu verbergen sie für angemessen halte, und er fand bei diesem ein geneigtes Ohr.

„Man hat sie um ihrer Schönheit willen sehr verwöhnt,“ sagte Philibert. „Sie hat mit ihren unschuldsvollen Mienen gar zu leichtes Spiel bei uns gehabt. Das hat sie sicher werden lassen. Aber Mittel giebt es ja wohl, die spröde Göttin etwas huldreicher zu machen. Stellen wir die Opfer ein, und sie wird den Weihrauch bald vermissen, den wir ihr so freigebig gestreut haben. Wenn wir ihr im Theater fehlen, wird sie schnell genug danach verlangen, uns in ihrem Zimmer zu begrüßen. Denn ohne den fortreißenden Beistand ihres fürstlichen Gönners hätte sie schon bei der Faust-Aufführung — obschon sie ganz vortrefflich spielte — den Unterschied zwischen zurückhaltenden und beflissenen Freunden bemerken sollen.“

Hochbrecht war ganz seiner Meinung. „Ein paar Scenen aus der „Bezähmten Widerspenstigen“ können diesem Käthchen gar nicht schaden!“ scherzte er; und sie hatten, der Eine wie der Andere, ihre Befriedigung in der Vorstellung, der spröden Hulda gegenüber den männlichen Benedikt zu spielen. Es war nur schade, daß sie es nicht gleich bemerkte, weil eine andere

Sorge sie bekümmerte: Lelio war wie verwandelt gegen sie und hielt sich von ihr ferne.

Er hatte schon während der Tage, welche der Aufführung des „Faust“ vorangegangen waren, weniger zutraulich mit ihr verkehrt; nach derselben wurde ihr das noch fühlbarer. Freilich that er ihr gegenüber in den Proben und im Zusammenspiel mit gewohnter Gewissenhaftigkeit, was seine Pflicht war; indeß es schien ihn nicht wie sonst zu freuen, wenn er mit ihr gemeinsam beschäftigt war, und als sie ihn endlich mit der Frage anging, was ihn drücke? was ihn verstimme? behauptete er, in der besten Laune und nur durch den Gedanken an das in Rußland ihm bevorstehende Gastspiel mit Michael, ein wenig hingenommen zu sein.

Hulda kannte ihn genau und hatte ihn lieb; sie war also nicht leicht zu täuschen, und er schien es auch kaum darauf abgesehen zu haben. Das wurde ihr mit jedem Tage schmerzlicher. Sie sagte ihm, sie habe ihm viel zu erzählen, habe viel erlebt, habe ihre alten Gönner wiedergesehen; der Fürst sei bei ihr gewesen, sie habe auch die Fürstin aufgesucht und sei sehr gütig von ihr aufgenommen worden.

Er entgegnete darauf mit einer Verneigung, die ihr auffallen mußte: davon habe er gehört. Wie sie sich dann bei ihm erkundigte, ob und wann er zu ihr kommen werde, beklagte er es, so beschäftigt zu sein, daß er dies für die nächsten Tage nicht bestimmen könne; und sie wußte doch, daß er nach denselben seinen Urlaub anzutreten denke.

Dies ablehnende Verhalten hatte sie auf der Probe sehr gekränkt. Als sie es zu Hause überdachte, fiel es ihr schwerer noch auf das Herz. Das Bewußtsein, den treuen Freund, den einzigen Mann, zu welchem in den zwei Jahren ihr Verhältniß gleich frei und zutraulich und fördersam gewesen war, ihr abgeneigt zu wissen, war ihr unertragbar.

„Was habe ich Ihnen gethan, mein Freund," schrieb sie ihm, „daß Sie sich von mir wenden? Womit habe ich es verdient, daß Sie — und Sie thun das offenbar — ungünstig von mir denken, ohne mir auch nur die Möglichkeit einer Rechtfertigung gegen das Mißtrauen zu vergönnen, das man Ihnen gegen mich eingeflößt zu haben scheint? Zu wissen, wessen man ihn anklagt, hat am Ende Jeder das Recht; der Freund dem Freunde gegenüber hat es doppelt. Ich erwarte Sie noch heute. Ich will nicht noch einmal die Nacht mit dem quälenden Gedanken hinbringen, daß der Freund, den ich mir so sicher verbunden glaubte, mir verloren gehen könnte. Kommen Sie zu mir, ich rechne fest darauf."

Hulda hatte erwartet, daß es nur der Aufforderung bedürfen, und daß Lelio sogleich bei ihr erscheinen würde. Indeß er ließ den Morgen, ließ den Mittag auch vergehen, als wolle er sie es ganz entschieden fühlen machen, daß ihr Verhältniß zu einander nicht mehr das bisherige sei; und es war schon spät am Nachmittage, als er sich endlich bei ihr melden ließ.

„Ich habe angestanden, zu Ihnen zu kommen," sagte er, „um mir und Ihnen eine Unterredung zu ersparen, die für Jeden von uns sein Trauriges hat. Sie wissen, Hulda, wie werth Sie mir gewesen sind; wie es mich gefreut hat, zu Ihnen ein Verhältniß zu haben, daß ohne den Schatten einer begehrlichen Herzensneigung doch so herzlich gewesen ist; und wie ich Ihnen und Ihrer Wahrhaftigkeit in der That mehr als mir selbst vertraut habe."

„Aber was ist denn geschehen?" fiel ihm Hulda ein. „Was ist denn anders geworden? Glauben Sie mir denn jetzt nicht mehr? Und was habe ich denn begangen, daß Sie mir nicht mehr glauben dürften?"

Er gab ihr darauf keine bestimmte Antwort. Er hatte sich zu ihr auf das Sopha gesetzt und das Haupt nachdenklich auf den Arm gestützt. „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf aus Ihrem Thun!" hub er nach wenig Augenblicken an. „Ich bin kein Moralist, habe selbst im Leben viel gefehlt, geirrt, die Leidenschaft in allen ihren Gestalten kennen gelernt und weiß genau, wie wenig es die Reichen, die Vornehmen, die Mächtigen und Welterfahrenen kostet, die Unerfahrenheit nach ihrem Belieben zu umstricken."

„Aber wie kommen Sie darauf?" rief Hulda noch einmal, „oder weshalb sagen Sie mir das Alles? Was soll die Vorrede, die mir doch Gutes nicht verkündet?"

Sie hielt inne Er blickte ihr finster in das Gesicht. „Sehen Sie," rief er, „das ist es, was ich

Ihnen nicht verzeihen, nicht vergeben kann, wodurch Sie mir geradezu unheimlich geworden sind: diese dreiste Unwahrheit mit dem Anscheine der reinsten Unschuld. Das hat etwas so Dämonisches, etwas so —"

„Lelio," rief Hulda, „was soll das heißen? Wann habe ich Sie getäuscht? Wer wagt es, mich einer Lüge anzuklagen? Hat Lippow das gethan, so ist er es, der Sie getäuscht, der Sie betrogen und sich an mir versündigt hat; und Sie haben ein schweres Unrecht an mir begangen, wenn Sie dieses Mannes Worten glaubten."

„Ich spreche nicht davon," sagte er, „daß Sie auch mich in dem Glauben gelassen haben, daß Gabriele Ihre Mutter sei —"

„Habe ich Ihnen, gerade Ihnen nicht oft, nicht immer von meinen Eltern gesprochen? Habe ich Ihnen nicht erzählt, wie entsetzlich meine arme Mutter umgekommen ist?"

„Das haben Sie; — aber Sie haben jenem Gerüchte, das Sie in Umlauf setzten, seit Sie zu uns kamen, niemals, auch gegen mich nicht widersprochen —"

„Weil ich es nicht kannte, weil ich noch heute nicht verstehe, woher es seinen Ursprung nehmen konnte —"

„Und doch kann es Gabrielen eben in ihren jetzigen Verhältnissen ein schweres Unrecht thun!" gab Lelio zu bedenken. „Aber das ist es nicht allein. — Was zwang Sie, mir von Ihrem Leben in dem gräf-

lichen Schlosse, von Ihrer Verbindung mit Baron Emanuel, mit dem Fürsten Severin zu sprechen? Was zwang Sie, Verhältnisse zu berühren, die Sie in Ihrer Wahrheit nicht enthüllen konnten? Diese Freude an der Täuschung, diese Lust, sich auf so gefährlichem Pfade aus reinem Wohlgefallen an der Unwahrheit, und in der blinden Zuversicht zu bewegen, daß Niemand kommen werde, Ihnen das „Halt!" zuzurufen und Sie aus Ihres Gleichgewichtes Sicherheit emporzuschrecken; dieses Spielen mit der Wahrheit, mit der Gefahr, mit uns! dies kecke, leichtsinnige Selbstvertrauen — das ist es, was mich von Ihnen so entfernt hat, das mich Ihnen nicht mehr trauen läßt; nicht etwa, daß sich jene Männer Ihre Jugend und Abhängigkeit zu nutze machen konnten. Wir sind Alle keine Heiligen, keine Engel! Gabriele war es nicht, Feodore noch weit weniger; aber sie spielten nicht die Unnahbaren, sie waren frank und ehrlich."

Hulda war aufgestanden, ihre innere Aufregung hatte einer festen Ruhe Platz gemacht. „Sie gehen zu weit, Lelio!" sagte sie bestimmt. „Es giebt Anklagen, die ein Freund nicht über seine Lippen bringen darf, ohne die Freundschaft zur Unmöglichkeit zu machen; und gegen welche sich zu vertheidigen, sich selber schänden hieße. Sie haben Michael Lippow angehört — Sie glauben seinen Worten und nicht mir. Ich kann also Nichts thun, als eben schweigen; und es bereuen, daß ich diese Unterredung suchte."

Lelio hatte sich ebenfalls erhoben, es war ihm auch nicht wohl zu Muthe. Er hatte Hulda wie

wenig andere Menschen lieb gehabt, besser von ihr gedacht, sie höher gehalten als irgend eine der Frauen, mit welchen er in seinem Bühnenleben bekannt geworden war; und ihre sittliche Entrüstung, ihre maßvolle Fassung, sowie der reine weibliche Ausdruck ihres ganzen Wesens, weckten sein Gewissen auf. Er fing zu fürchten an, daß er zu weit gegangen sei, daß er ihr Unrecht gethan, falscher Verdächtigung leichtsinnig nachgegeben haben könne. Das beschämte ihn, und seine Seele war nicht freimüthig genug, sich eines Irrthumes offen anzuklagen, nicht groß genug, das Mißempfinden, welches ihn überkam, Derjenigen nicht zur Last zu legen, die es ihm, freilich ohne ihr Verschulden, hervorgerufen hatte. Trotzdem wünschte er einzulenken, den Weg einer Versöhnung zu versuchen. Indeß statt ihn entschlossen gradeaus zu gehen, versuchte er es mit einem Seitenpfade, und meinte schmollend: „Hätten Sie mir je auch nur mit Einem Worte davon gesprochen, daß Sie Lippow kannten!“

„Wußte ich denn, daß dieser Lippow des Fürsten früherer Kammerdiener sei? Und wie sollte ich es wissen, da er selber lauter Märchen über seine Kindheit und Jugend in Umlauf setzt, da die Zeitungen, wenn sie von ihm sprachen, sich jenen Märchen anbequemten? Oder was hätte mich bewegen sollen, Ihnen von einem Menschen noch besonders zu erzählen, an den mich nicht mehr zu erinnern, mir ein Bedürfniß war?“

Lelio hatte ihr dagegen Nichts zu sagen, sie schwiegen Beide; er hätte sie eigentlich verlassen müssen,

und konnte sich nicht dazu entschließen. Er sah die müde Gleichgiltigkeit in Ihren Mienen, in ihrer Haltung, und sie rührte ihn mehr als alle ihre Worte.

„So kann ich Sie doch nicht verlassen?“ rief er endlich aus. Sie antwortete ihm nicht. Er fing an, sich zu erklären, das Gewebe der Verleumdungen aufzudecken, welche Michael gegen Hulda in Umlauf gesetzt hatte; und so widrig es ihr war, sie vertheidigte sich dagegen unwillkürlich.

Sie kamen auf diese Weise einander wieder näher, sie meinten endlich, sich verständigt, sich mit einander ausgesöhnt zu haben. Lelio schlug ihr vor, sie auf einen Spaziergang zu begleiten, und sie nahm es an, denn das war oft geschehen. Sie sehnte sich, die heiße Stirne in der Abendkühle zu erfrischen. Sie gingen neben einander wie sonst auch; und Hulda fühlte sich doch wer weiß wie fern von ihm. Sie sprachen mit einander und hatten sich nichts Rechtes mehr zu sagen. Mißtrauen und peinliche Erinnerungen gingen zwischen ihnen, schwebten über Ihnen. — Es war vorbei!

Als sie heimkehrend, vor Hulda's Thüre standen, gab ihr Lelio die Hand. „Löschen Sie die letzten Tage und die letzten Stunden aus Ihrem Gedächtnisse aus,“ bat er, „und denken Sie nicht schlecht von mir. Wir Männer taugen Alle nicht viel; aber die Frauen tragen die Schuld daran, wenn wir nicht gut genug von ihnen denken.“

„Beim Theater mag das wohl sein!“ gab Hulda

zu. Er meinte, die Welt sei ziemlich überall dieselbe; sie sei nirgendwo ein Paradies.

„Es giebt doch Sphären, in denen man leichter lebt und in reinerer Luft athmet!“ wendete sie ein.

„Sie denken an die schöne Fürstin und an das Crucifix,“ entgegnete er, denn sie hatte ihm zu ihrer Rechtfertigung davon erzählt; „aber kennen Sie die Erfahrungen, welche in jenen höchsten Regionen Männer und Frauen an einander machen? Man hat auch sie nicht zu beneiden.“

Sie schieden einsilbig und gedrückten Sinnes, mit Verabredungen für die nächste Probe. Sie hatten nur noch ein paarmal mit einander zu spielen, dann ging Lelio auf seine Reise und zu seinem Gastspiele mit Michael. Es war allen beiden lieb, daß die Reise und die Trennung nahe waren.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Lelio's Urlaub war ihm für sechs Wochen zugesichert. Das Repertoire wurde dadurch beschränkt, und der Direktor hatte beizeiten Sorge dafür getragen, seinem Publikum während dessen einen neuen Anreiz zum Besuch des Theaters zu bieten.

Die Vaudevilles waren durch die, an verschiedenen Orten entstandenen Sommertheater in Aufnahme gekommen, und auf einem dieser Sommertheater hatte ein junges Frauenzimmer, das die Soubretten spielte, durch ihren kecken, bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehenden Uebermuth, durch ihre gewagten Impromptus, besonders aber durch ihre Reize viel von sich sprechen machen; und nicht eben wählerisch, wenn es den Gelderwerb betraf, hatte Direktor Holm die kleine schwarzköpfige Toska zum Gastspiel bei seiner Bühne eingeladen.

Man konnte sie nicht sehen, ohne zu lachen, denn sie sah wie das Mensch gewordene Lachen aus, und wenn sie selber lachte, war ihr nicht zu widerstehen. Die Einen hielten sie für eine Jüdin, die Anderen

behaupteten, sie sei die Tochter einer Zigeunerin und eines Franzosen. Sie war sehr brünett, Nichts an ihr war eigentlich schön, nicht einmal ihr Gang; selbst in diesen wußte sie jedoch eine Originalität zu legen, und Alles an ihr war verlockend. Ebenso verhielt es sich mit ihrem Talente. Man hätte sagen mögen, es sei keine Spur von Kunst in ihr, hätte sie nicht die Kunst besessen, sich und ihre natürlichen Reize beständig in das beste Licht zu setzen, jede Rolle diesem Zwecke dienstbar zu machen, und sozusagen jedem einzelnen Manne, der im Theater war, den Glauben einzuflößen, ihre Augen suchten ihn und sie spiele für ihn allein.

Sie war Komödiantin in jedem Augenblick, im Verkehr mit Anderen wie auf der Bühne, und eben dadurch immer nur sie selbst, immer nur bemüht die Männer zu gewinnen und Aufsehen zu erregen, gleichviel um welchen Preis. Sie war noch keine drei bis vier Tage in der Stadt, als schon Anekdoten über Anekdoten von ihr im Umlauf waren. Da sie nie anders als an der allgemeinen Tafel des Gasthofes speiste, hatte der Gastwirth großen Zuspruch; und lachend und Champagner trinkend, und mit Jedem, der es wünschte, frei verkehrend, hatte sie nach wenig Tagen eine Menge von Bekanntschaften gemacht, eine Masse von Männern an sich gefesselt, die sich sammt und sonders um ihre Gunst bemühten, und sich, wenn immer möglich, auch den Anschein gaben, nicht vergebens um dieselbe zu werben.

Der Gastwirth und die Kellner, die Schauspieler selber, der Direktor nicht zum mindesten, waren von

ihrer rücksichtslosen und lebendigen Keckheit eingenommen und bezaubert. Alles ging nach ihrem Willen, tanzte nach dem Takte, den sie anschlug. Weil sie selber rastlos und im Vergnügen unermüdlich war, gerieth die Männerwelt, so weit sie irgendwie mit dem Theater zusammenhing, durch sie in einen Taumel von Belustigungen. Ohne ein lautes, lärmendes Nachtessen durfte fast kein Abend ihr vergehen, und wie sie nur erst einen festen Fuß in dem neuen Bereiche gefaßt, und die Verhältnisse des Ortes und der Menschen halbwegs hatte kennen lernen, war auch auf der Bühne der tollen Einfälle, in denen sie sich erging, kein Ende mehr, und das Lachen und der Beifall der Hörer immer neu.

Freilich wehrten sich die Besonneneren und die wirklichen Freunde der dramatischen Kunst, gegen Toska's ungewohnte und zügellose Willkür, und die Frauen tadelten die Dreistigkeit des jungen Frauenzimmers, dem der Ruf der Sittenlosigkeit vorangegangen war; aber hinter welchen Verwahrungen sie sich auch verschanzten, sie fehlten trotzdem im Theater nicht, und selbst die ernstere Kritik fand Mittel und Wege, sich vor sich selber zu rechtfertigen, wo es ihr darauf ankam, sich wie die Anderen zu erlustigen.

Hulda's sittlicher und künstlerischer Idealismus fanden sich von diesem Treiben schwer beleidigt. Sie hatte dessen gegen ihre alten Bekannten und Freunde keinen Hehl. Sie verbarg es auch weder ihren Kollegen noch dem Direktor, daß ihr die Bühne wie entweiht erscheine, wenn dieselbe, wäre es auch in der

Posse, sich den niedrigsten Neigungen des Publikums in solcher Weise dienstbar mache.

Der Doktor, der in seinen Jahren und bei seiner wirklichen Bildung an den Lazzi und an den Extempores, in denen Toska sich überbot, auch kein Wohlgefallen fand, stimmte ihr bei; aber Hochbrecht gab ihr in einem der nächsten Artikel, die er schrieb, sehr unzweideutig zu verstehen, daß er ihre Ansicht keineswegs theile. Er sagte, die Schauspieler hätten durch die Pedanterie der Hoftheater und durch die lebenslänglichen Anstellungen der Künstler, welche denselben die träge Sicherheit der Beamten verliehen, die Frische und das Leben eingebüßt. Es sei an der Zeit, daß sie sich neu belebten, daß sie nicht zwanzig, dreißig Jahre lang immer nur die auswendig gelernten Phrasen und Verse mit dem einmal festgestellten Tone und der einstudirten Miene vor dem Publikum abhaspelten. Es müsse Selbstständigkeit, es müsse Freiheit für den Künstler neu geschaffen werden. Ja er verstieg sich sogar zu der Behauptung, der Schauspieler müsse gewissermaßen, wie auf dem altitalienischen Theater, und wie noch bis zu Lessing's Zeit in Deutschland, nach einem festgestellten Entwurfe in freier Gemeinsamkeit mit seinen Kollegen das Schauspiel jeden Abend neu erschaffen. Wenn er dabei noch an jedem Abende das Ereigniß des Tages in seine Improvisation hineinzuziehen wisse, so sei das die wahre und richtige Vermittlung des Lebens mit der dramatischen Kunst; und die reizende, an jedem Abende neue Toska, sei der Genius, welcher dieser nothwendigen Erneuerung der

Schauspielkunst, in ihren Leistungen zuerst den Weg gewiesen und gebahnt habe.

Es half Nichts, daß Einzelne daran mahnten, in welchem Zustande der Verwilderung Lessing und die Neuberin das deutsche Theater angetroffen hätten, daß der Doktor es mündlich und schriftlich in Erinnerung brachte, welch großer Genüsse man eben erst durch die wohldurchgebildete Aufführung der klassischen Meisterwerke theilhaftig geworden sei. Die Einwendung rief den Widerspruch nur lebhafter hervor. Die Theorie, welche zum Besten der einen Person gepredigt wurde, fand Gläubige, wie jede solche Theorie. Sie wurde von allen Denen schnell zur Doktrin erhoben, die unter dem Zauber dieser Einen standen; denn Sinnlichkeit und Halbbildung müssen ihrer Natur nach immer neue, immer stärkere Reizmittel für ihre Unterhaltung haben, und Toska bot sie ihnen bald auf Hulda's eigene Kosten dar.

Sie fühlte sich in den ihr fremden Bühnenverhältnissen, mit raschem Scharfblicke, schon wenige Tage nach ihrem ersten Auftreten wie zu Hause. Sie kannte, Dank den Männern, mit denen sie verkehrte, alle Privatverhältnisse der Schauspieler; und die Delmar und ihr Anhang hatten nicht angestanden, der vielgesprächigen Soubrette Antwort auf alle die zahlreichen Fragen zu geben, die sie unter dem Anscheine kindischer Neugier, in zudringlicher Weise sehr geschickt zu stellen wußte. Eine Künstlerin wie Hulda mußte ihr an und für sich ein Gegenstand des Spottes, wenn

nicht des Neides sein; denn eine reine Schönheit, wie diese sie besaß, war für Toska geradezu vernichtend, und es gefiel ihr in der reichen, lebenslustigen Stadt. Das geschlossene Schauspielhaus behagte ihr doch besser als das Spielen unter freiem Himmel, und die Galanterien des in solchen Fällen nicht kleinlich kargenden Direktors, die Freigebigkeiten der Männer von Hochbrecht's und von Philibert's Art, waren sehr nach ihrem Sinne und Geschmacke.

Sie hatte sich Hulda, als sie Beide an einem Tage in der Probe, wenn auch in verschiedenen Stücken zu thun hatten, mit anscheinender Unterordnung genähert, und war kühl zurückgewiesen worden. Sie erfuhr bald nachher, wie Hulda sich über sie und über das Genre geäußert hatte, das sie in gewissem Sinne ganz allein vertrat; und sie nahm sich dann auch ihrerseits, wie sie sich scherzend ausdrückte, die demüthige Freiheit, vor der Langweiligkeit der klassischen Dichtung, und vor der lähmenden Erhabenheit ihrer Darsteller, in schläfrige Bewunderung zu versinken.

Hulda trat eben in den Tagen wieder einmal in den „Geschwistern“ von Goethe auf. Die Marianne war eine ihrer ersten und eine ihrer Lieblingsrollen gewesen. Der Regisseur spielte den Bruder, der Direktor den Fabrice. Die Vorstellung war eine vollendete; sie hatte jedesmal sich großen Beifalles erfreut, war immer sehr besucht gewesen. Man gab die Geschwister, wie zumeist, nach einem anderen gerne gesehenen Lustspiele; aber das Haus war beiweitem nicht so gefüllt als sonst, und wie liebevoll sich Hulda auch diesmal

wieder an die unschuldsvolle kleine Rolle hingab, wollte die sanfte Poesie nicht die gewohnte Wirkung auf die Hörer machen. Man war an schärfere, an erregendere Kost gewöhnt, man hörte ohne rechten Antheil, ohne ein Zeichen der Theilnahme zu. Das machte den Direktor verdrießlich, auch der Regisseur wünschte das Ende herbei. Er hastete sich in den Scenen mit Marianne; die in sich versunkene, still begnügte Innigkeit derselben, die Hulda mit Vorliebe auszudrücken gewohnt war, bekam dieser Hast gegenüber etwas Langsames und Schleppendes. Sie fühlte das, konnte aber doch den Ton nicht plötzlich ändern, und man war bis zu der vorletzten Scene des kleinen Schauspieles gelangt, als plötzlich Toska in die Theater-Loge eintrat und mit möglichstem Geräusche den vorderen Eckplatz einnahm.

Aller Augen richteten sich auf sie, da sie sie förmlich dazu zwang. Hulda hatte das unbewußte Geständniß ihrer Liebe für Wilhelm unter lauter Störungen zu machen, und wie sie voll tiefer Empfindung endlich die Worte aussprach: „Es hat dich Niemand so lieb wie ich! Es kann dich Niemand so lieb haben!“ gähnte Toska so laut auf, daß man es in dem ganzen Hause hörte.

Ein paar Stimmen zischten, die große Mehrzahl lachte. Man blickte nach Toska hinauf, sie hielt sich wie ein Kind, das Strafe fürchtet, die Hände vor das Gesicht, das machte auf's Neue lachen. Das Ende der Vorstellung wurde kaum beachtet, bis, da der Vor-

hang niederfiel, einige Hände sich in Bewegung setzten, um aus Achtung vor der Künstlerin das Beifallszeichen zu geben. Es fiel karg aus, denn die Männer drängten sich schon nach dem Ausgange, um der Ruhestörerin noch zu begegnen.

Hulda wäre lieber gar nicht mehr hinausgetreten, ihre Partner bestanden jedoch darauf, daß man sich dies Almosen gefallen lassen müsse, und sie erschienen noch einmal.

Kaum aber war der Vorhang niedergefallen, als sie, noch zitternd vor Zorn über die ihr widerfahrene Beleidigung, dem Direktor, der an ihrer Seite stand, bestimmt erklärte: sie werde den Fuß nicht auf die Bühne setzen, so lange Toska bei derselben thätig, und so lange sie also vor den Ungezogenheiten derselben nicht gesichert sei.

Der Direktor, der die Unschicklichkeit des Vorganges natürlich nicht wegleugnen konnte, nahm ihn dennoch leicht. Er versuchte, die Bedeutung desselben abzuschwächen; er sagte, es sei eben die Toska, der man viel nachzusehen gewohnt sei.

„Im Sommertheater!“ fuhr Hulda gegen ihre sonstige Weise heftig auf, „und vor dem Publikum der Schenke, das glücklicherweise nicht das meine ist.“

Der Direktor wollte ihre Heftigkeit nicht aufkommen lassen. Er hoffte, sie mit Einem Schlage rasch zurückweisen zu können. „Kann ich dafür,“ sagte er, „daß Ihr Publikum in die Toska wie vernarrt ist? Es kann ja auch nicht allen Bäumen

eine Rinde wachsen, und jedes Thierl hat sein Manierl!"

„Das ist aber nicht Manier," rief Hulda, welche dieser leichtfertige Ton des Direktors vollends kränkte, „das ist Unmanier und eine beleidigende Frechheit, gegen die ich mich zu schützen habe, und zu schützen wissen werde."

Der Direktor zuckte die Schultern. Er dachte aber doch einzulenken. „Der alte Fehler der Heldenspielerinnen," scherzte er, „das große Pathos bei geringem Anlasse! Welch eine Verschwendung Ihrer Mittel, meine Beste! Die Toska ist ein toller, kleiner Narr, den man ernsthaft gar nicht nehmen darf. Sie macht uns volle Häuser — und es kommt ja auch an Sie die Reihe wieder."

Die Wangen glühten ihr noch vor Zorn, als sie in ihre Wohnung kam. Sie warf den Hut und die seidene Mantille achtlos auf den ersten besten Stuhl, die langen Handschuhe und die Mousseline-Pellerine, die sie bei dem kurzärmligen und ausgeschnittenen Kleide getragen hatte, auf einen der Tische. Sie mußte Luft schöpfen, sich abkühlen; sie war aufgeregt bis zur Haltlosigkeit.

Beate brachte ihr den Thee und das Nachtessen, sie schob es gleichgültig zur Seite. Auf die Frage der Dienstbeflissenen, ob Hulda sich nicht wohl befinde, erhielt sie eine kurze zurückweisende Antwort.

„Sie werden doch Alle sammt und sonders launenhaft, wenn sie emporgekommen sind!" dachte Beate und ging ihres Weges.

Hulda war froh, als sie sich entfernt hatte, aber auch das Alleinsein war ihr unerträglich. Sie hätte einen Menschen haben mögen, dem sie ihren Widerwillen gegen die Toska, ihren Zorn über die erfahrene Beleidigung, ihren Abscheu vor den niedrigen Possen aussprechen konnte, an denen das Publikum mit einemmale Gefallen fand; und wie sie in ihrer Aufregung unruhig bald an das Fenster trat, die Luft der warmen Herbstnacht einzuathmen, bald durch das Zimmer ging, fielen beim Vorüberkommen an dem Spiegel, ihre Augen auf das Kreuz, das sie an ihrem Halse trug.

„Wenn Clarisse es wüßte, daß ich mit solcher Niedrigkeit zu kämpfen habe!“ rief sie aus, und es war ihr, als dürfe sie das kleine Kreuz nicht tragen, als werde es an ihrem Halse entweiht.

Ihre Gedanken wanderten hin und her. Sie wollte den Augenblick überkommen, sich forthelfen über den bitteren Mißmuth, der sie plagte, und gerieth dadurch in weit entfernte Zeiten zu der Erinnerung an Zustände zurück, welche ihr die jetzige Lage noch widerwärtiger erscheinen machten.

Sie überlegte, was sie zu thun habe, wenn der Direktor in den nächsten Tagen ihr Auftreten verlange, und sah voraus, daß es zu einem Zusammenstoße führen würde, in welchem sie nicht nachzugeben dachte. Aber es that ihr leid, daß Lelio nicht da war, daß Niemand da war, der, erfahrener als sie selbst, ihr mit seinem Rathe beistehen konnte; und sie setzte sich eben nieder, dem Doktor zu schreiben, daß sie ihn am nächsten Morgen früh zu sprechen wünschte, als Frau

Rosen ihr meldete, Philibert sei gekommen und bitte ihr noch aufwarten zu dürfen.

„Ich soll doch sagen, daß Sie nicht zu sprechen sind?“ setzte sie aus freiem Antriebe hinzu, denn Hulda hatte sonst nach dem Theater nie mehr den Besuch eines Mannes angenommen.

„Nein! lassen Sie ihn eintreten. Sagen Sie, er wäre mir willkommen!“ antwortete ihr Hulda; denn es war ihr eine Wohlthat, daß sie mit ihrem Zorne und Widerwillen nicht mehr allein zu bleiben brauchte, daß sie Jemanden fand, der mitangesehen hatte, was ihr geboten worden war, daß sie sich beklagen, daß sie zu Jemandem sprechen konnte. Alles Andere trat vor dem Verlangen in den Hintergrund, konnte und mußte darüber vergessen werden.

Rasch, mit einer zuversichtlichen Lebhaftigkeit, die sie ihm nie gezeigt hatte, trat sie ihrem Gaste entgegen. Er war, seit sie ihn vor Wochen abgewiesen hatte, nicht wieder bei ihr gewesen, und nie zuvor zu solcher Stunde. Auch entschuldigte er sein Kommen mit der Sorge, die er um sie gefühlt habe. Er betrug sich überhaupt gemessen und mit Zurückhaltung.

Er sei empört gewesen, sagte er, über die Ungezogenheit der Toska, empört gegen das Publikum, das sie nicht energischer zurechtgewiesen, Hulda nicht lebhafter dafür entschädigt habe. Jedes seiner Worte war für Hulda ein Labsal. Er kam ihr wirklich wie ein Befreier vor, wie eine Stütze in ihrer haltlosen Empörung. Er hatte sie nie in solcher Erregung ge-

sehen; sie war wie umgewandelt, er kannte sie, ja selbst ihre Zimmer kannte er heut kaum wieder.

Die Sachen lagen noch umher, wie sie dieselben bei ihrem Eintritte von sich geworfen hatte. Das Theegeräth und ihr Abendbrod, von dem sie im Umhergehen einige Bissen genossen hatte, standen ungeordnet auf dem Tische; und während sie sonst in ihrer Kleidung äußerst streng und sorgsam war, schien sie es vergessen zu haben, daß sie mit entblößten Armen, die Schultern und den Busen frei und offen, dem Gaste gegenüber saß.

Er war froh, daß er gekommen war, und sehr befriedigt von seiner richtigen Berechnung, die ihn angetrieben hatte, eben heute und eben jetzt sie wieder einmal aufzusuchen.

Er ließ sie nicht nur sprechen, er forderte sie dazu auf, ihm ihr Herz ganz auszuschütten, sich über das Publikum, über den Direktor zu beklagen. Sie sah sehr schön aus mit den heißen Wangen, die der Zorn geröthet hatte, mit den flammenden Augen, in denen die Thränen aufquellen wollten. Er gab ihr Recht in Allem, auch in dem Vorhaben, dem Direktor Trotz zu bieten.

„Sie müssen eben in diesem Falle auf sich halten!“ sagte er. „Eine Künstlerin wie Sie, hat dem Direktor ihre Bedingungen vorzuschreiben, denn sie darf gewiß sein, Alles durchzusetzen, was sie will.“

„Durchsetzen!“ rief Hulda, „und Sie haben es eben erst erfahren, wie mich das Publikum im Stich gelassen hat!“

„Das Publikum! Ja! Theuerste, wenn Sie sich auf das Publikum, auf das große Publikum verlassen wollen, freilich, dann sind Sie verlassen. Aber man muß wie Sie aus tiefer Einsamkeit zur Bühne kommen, um an das Publikum zu glauben; an diese stumpfe, einsichtslose Masse, die müde von des Tages Arbeit in das Theater kommt, um sich von ihrer Gedankenlosigkeit erlösen, in den Verdauungsstunden vor dem ungesunden Einschlafen bewahren zu lassen, und das aus seiner Stumpfheit erst selbstzufrieden aufschreckt, wenn ein paar wirkliche Kenner und Freunde der Kunst ihm das Zeichen geben, daß es sich über etwas Wohlgelungenes, über eine außerordentliche Leistung jetzt einmal zu freuen, und sich für eine solche zu bedanken habe."

„Das ist wahr und niederschlagend!" meinte Hulda, die in ihrer augenblicklichen Verstimmung sehr geneigt war, seinen Worten zu glauben und ihre eigenen besseren Erfahrungen daranzugeben.

„Niederschlagend keineswegs!" entgegnete ihr Philibert. „Ist es Ihnen denn, wie dieser Toska, etwa darum zu thun, die Bewunderung der Rohheit und der Unkultur, und diese sitzt auch vielfach in den höchstbezahlten Plätzen, einstimmig zu gewinnen? — Genügt es Ihnen nicht, wenn eine kleine ausgewählte Freundesschaar Ihnen ihre höchsten künstlerischen Eindrücke verdankt? Wenn die bewundernden Augen eines Freundes Ihnen in jeder Ihrer Bewegungen folgen, wenn jede Ihrer Mienen verstanden, wenn jeder leise

Ton in Ihrer Stimme im Herzen nachempfunden wird?"

„Oh!" rief Hulda und die Erinnerung an manchen schönen Abend erwärmte ihr das Herz, „Sie wissen es ja selber, mit welcher Liebe und Begeisterung ich zum Theater kam; wie stolz, wie glücklich ich mich fühlte, wenn ich mir sagen durfte, daß die Aufgabe sich mir fügte und mir wohl gelang; wenn ich es sah, daß man mit mir zufrieden war."

„Und hat unsere Theilnahme Ihnen denn gefehlt, solange Sie einen Werth darauf legten?" fiel Philibert ein. „Haben Ihre Freunde nicht immer das Publikum, wie es sich gebührt, geleitet?"

„Ich habe das auch stets mit Dank erkannt!" betheuerte ihm Hulda.

„Dank!" wiederholte er, „Dank! Wir danken einem Vorübergehenden, der uns aufmerksam macht, daß wir unser Taschentuch verlieren; und danken dem Menschen, der uns im Versinken hilfreich seine treue, feste Hand reicht. Ihr Dank, schöne Freundin", er hatte sich auf dem Sopha, auf dem er neben ihr saß, zu ihr hinübergeneigt und ihren Arm ergriffen, den er in seiner heißen Hand hielt, wie an dem Tage, da sie sich, beleidigt durch seine Dreistigkeit, von ihm zurückgezogen hatte, „Ihr Dank, theuerste Freundin, war meist von erster Art und kalt genug. Sie dürfen es uns aber wahrlich nicht verargen, wenn uns Ihnen gegenüber endlich auch nach wärmeren Ausdruck Ihres Dankes gelüstet. Selbst die alten Ritter, die Jahr um Jahr in verschwiegener Liebe ihrer Herzenskönigin

dienten, und über Land und Meere zogen auf ihrer Augen Wink, dienten doch auch nicht ohne Hoffnung auf den Minnesold. Ohne Freunde, die zu ihr stehen, auf die sie rechnen kann, setzt keine Künstlerin sich bei der Bühne durch. Warum verschmähen Sie unseren Beistand? Haben Sie es doch schon lange erfahren, wie wenig es Sie kosten würde, mich durch Feuer und Wasser für Sie gehen zu machen!"

Er war so nahe an sie herangerückt, daß sie seinen Athem auf ihren Schultern spürte; das Herz klopfte ihr, daß sie es in den Schläfen fühlte, und sie bereute es, ihn angenommen und zu solcher Stunde angenommen zu haben. Aber sie wagte es nicht, ihm ihre Hand zu entziehen, denn er hatte Recht — sie brauchte ihn. Sie brauchte Freunde, die zu ihr standen in der Krisis, die ihr drohte; Freunde von seinem Einflusse und von seinen Mitteln. Sie durfte ihn nicht zum zweitenmale von sich weisen wie an jenem Morgen.

Er errieth offenbar, was in ihrer Seele vorging, und gab sie selber frei. Sie athmete wieder auf und konnte mit ihm von ihrem Vorhaben sprechen, nicht wieder aufzutreten, wenn die Toska im Theater sei. Er bestärkte sie darin und erbot sich, gleich am nächsten Morgen es zu veranlassen, daß man in der Zeitung der Ruhestörerin die verdiente Zurechtweisung ertheile. Sie dankte ihm dafür im Voraus.

Als sie sich dann erhob und er ihr folgte, bemerkte er, daß ihr Abendbrod noch auf dem Tische stand, und wunderte sich, daß sie so wenig davon genossen hatte. „Aber," scherzte er, „mir kommt das zu

Gute, wenden Sie es mir zu; ich kam geraden Weges vom Theater her, und daß ich es Ihnen gestehe, ich bin wirklich hungrig."

Sie machte ihm ein paar Butterschnitten zurecht, er rückte den Stuhl heran, und wie sie neben ihm Platz nahm und er sich im Zimmer umsah, als suche er Etwas, bot sie ihm in natürlicher Gastfreiheit ein Glas Wein an, und holte es herbei.

Inzwischen war auch ihre Eßlust rege geworden, und da er sich fröhlich gab, wurde sie es allmälig auch, denn ihre Jugend machte sie noch leicht im Augenblick den Augenblick vergessen. Sie brachte Früchte und Backwerk aus dem Nebenzimmer, er trug ihr das Licht dabei. Sie fand ihn angenehmer als je zuvor, sie war nahe daran, zu glauben, daß sie ihm damals Unrecht gethan haben könne, als sie für Sinnlichkeit genommen, was vielleicht nichts als spielende Galanterie gewesen sei.

Draußen schlug es Elf vom Thurme. Philibert entschuldigte sich, daß er sie so lange belästigt habe. Sie sagte, sie wisse ihm den heutigen Abend recht von Herzen Dank, er habe ihr über ein paar schwere Stunden leicht hinweggeholfen.

„Sie wissen gar nicht," entgegnete er, „wie glücklich mich es macht, endlich einmal mit Ihnen im tête-à-tête soupirt zu haben. Morgen sende ich Ihnen eine kleine Provision her, damit wir in einem ähnlichen glücklichen Falle uns nicht so karg behelfen müssen, denn Ihr Weinvorrath war sehr gering."

Es schoß wie ein grelles Licht durch Hulda's Augen. Sie fühlte die Unvorsichtigkeit, die sie begangen hatte, und dankte ihm für sein Anerbieten, das sie nicht benützen möge.

„Aber wozu denn Umstände mit mir?" rief er, „jetzt, da wir auf so gutem Wege sind?"

Er nahm Hut und Handschuhe, sie wußte nicht, was sie sagen solle; zum erstenmale verließ sie ihre Geistesgegenwart. Er reichte ihr die Hand sie verneigte sich wie gegen einen Fremden, und sich endlich zusammennehmend, sagte sie: „Ich bitte Sie, lieber Freund! kommen Sie zu mir nicht wieder um diese Stunde!"

Er lachte hell und fröhlich auf.

„Ich bitte Sie wirklich darum!" wiederholte sie, „und ich rechne darauf, daß Sie mir diese Bitte erfüllen."

„Komödie und kein Ende!" rief er, „aber ich bin es auch so zufrieden. Ich nehme diesen reizenden Abend als den ersten Minnesold, und spiele fortan mit Ihnen, welche Rolle Sie mir immer auferlegen — vorausgesetzt, daß es zu einem guten Schlusse kommt. Und damit gute Nacht, schöne Holde! gute Nacht, lieber Engel!"

Achtundzwanzigstes Capitel.

Hulda hatte an dem Abende gegen den Direktor ihre Aeußerungen über die Toska so laut ausgesprochen, daß auch Andere sie vernommen hatten. Sie waren dem ungezogenen neuen Günstlinge des großen Publikums noch an dem nämlichen Abende wiederholt worden, und man hatte davon gesprochen, ob der Direktor sich von Hulda werde trotzen lassen, oder ob er sie zwingen werde, nach seiner Anordnung aufzutreten, wie der Kontrakt es ihr zur Pflicht machte.

Die Delmar meinte, sie verlange es gar nicht besser, als daß Hulda ihren Willen durchsetze. Denn wenn es dieser Einen nachgesehen werde, daß sie nach Gefallen spiele, so könne man künftig den Uebrigen das Gleiche nicht versagen. Sie freilich habe man nicht gefragt, ob es ihr genehm gewesen sei, in ihren Rollen gleich wieder aufzutreten, nachdem Feodore dieselben eben erst gespielt hatte, und sie habe auch ohneweiteres ihre Schuldigkeit gethan. Sie habe sich nicht dadurch anfechten lassen, daß die Anbeter von Feodore und von Hulda, sie um der Beiden willen damals

mit einer Kälte aufgenommen hätten, die von einem altvertrauten Publikum erdulden zu müssen, viel beleidigender gewesen sei, als das Intermezzo, welches der kleine Affe, die Toska, neulich herbeigeführt, und von dem Hulda gar keinen Nachtheil gehabt habe, da sie gleich danach gerufen worden sei.

Das sprach sich Alles mit der Schnelligkeit herum, mit welcher Klatschereien, wie Motten flüchtig und Schaden anrichtend, durch die Gänge und Coulissen der Theater streifen; und der Regisseur vor allen Anderen gab der Delmar Recht. Sie waren gute Freunde geworden, seit sie angefangen hatte, sich allmälig auf das Altentheil zu setzen, und seit die Bequemlichkeit den alternden Junggesellen dahin gebracht hatte, an jedem Nachmittage mit ihr den Kaffee zu trinken und seine Partie Piquet mit ihr zu spielen, ehe man in das Theater ging.

Die Männer stellten sich überhaupt auf Toska's Seite, und der Direktor war nicht der Mann, eine Auflehnung gegen die Theatergesetze und den Kontrakt zu dulden. Er setzte in dem Repertoire der folgenden Woche ein größeres Schauspiel und ein kleines Lustspiel an, in welchen Hulda mitzuwirken hatte, setzte die Proben fest und schickte ihr die Rollen zu. Sie sendete sie ihm mit der schriftlich wiederholten Erklärung zurück, daß sie nicht spielen werde, wenn die Toska im Hause sei.

Der Direktor wollte und konnte ihr das nicht zugestehen. Doch ließ er sich herbei, ihr in einem Briefe auseinanderzusetzen, daß sie Unmögliches verlange, da

er einer bei dem Publikum beliebten Gastspielerin den Eintritt in das Theater nicht versagen könne. Er machte sich aber verbindlich dafür, daß Toska keine Störung veranlassen und sich ruhig verhalten werde. Der Doktor und Hochbrecht legten sich ebenfalls in das Mittel, und Philibert versicherte, daß sie Nichts zu besorgen habe, daß sie sich auf ihn verlassen dürfe. Sie sah es denn auch bald selber ein, daß sie sich fügen müsse; aber der Weg zur Probe wurde ihr sehr schwer, und das Lächeln, mit welchem Der und Jener sie dort begrüßte, machte es ihr nicht leichter.

Der Konflikt zwischen Hulda und der Direktion war im Publikum bekannt geworden. Man kam an dem Tage, an welchem Hulda in dem Schauspiele aufzutreten hatte, in das Theater, sich zu überzeugen, wie die Sache verlaufen, und was Toska thun werde.

Das Haus war gut besetzt, alle Blicke waren auf die Theaterloge gerichtet, Toska war nicht da. Philibert und die Anhänger von Hulda hatten die gewohnten Plätze eingenommen. Er hatte versprochen, den Anfang zu machen, und da er klatschte, als sie auftrat, machte man ihr einen ermuthigenden Empfang. Indeß derselbe erfreute sie nicht so wie sonst, und sie war weniger als sonst an ihre Rolle hingegeben, weil die Scheu vor Toska sie zerstreute.

Trotzdem ging der erste Akt sehr gut von statten, und beim Schlusse desselben thaten Philibert und seine Freunde ihre Schuldigkeit. Kaum aber war der Vorhang wieder aufgezogen worden und Hulda abermals in die Scene gekommen, als Toska in der Loge er-

schien, und ein kaum zu unterdrückendes Lachen durch das ganze Haus ging. Denn sie hatte ihr Haar kindlich schlicht und glatt geordnet und saß da, die Hände über die Brust gefaltet, mit der Miene eines Schulmädchens, das eine Strafe zu verbüßen hat. Die Aufmerksamkeit auf das Schauspiel war wie mit einem Schlage zerstört. Es half nicht, daß der Direktor selber in die Loge ging und Toska nöthigte, die Loge zu verlassen. Das Publikum war und blieb zerstreut, Hulda spielte ohne Fassung, und der rauschende Beifall, welchen Philibert am Schlusse für sie zuwege brachte, war viel zu künstlich, um ihr eine Genugthuung bereiten zu können.

Philibert war alle Tage bei ihr gewesen und sie hatte sich es gefallen lassen, obschon seine dringliche Bewerbung und der Anschein von Berechtigung, welchen er jetzt in dieselbe legte, ihr mehr als lästig waren.

Er kam gegen die Abrede auch an diesem Abende gleich nach dem Theater zu ihr, und der Doktor und Hochbrecht, denen er es mit Geflissenheit erzählte, daß er noch zu Hulda gehen wolle, meinten, ihm nachkommen zu dürfen, weil man sie zu beruhigen, zu erheitern wünschte. Was konnte sie thun, als ihre Besuche annehmen, da sie Philibert empfangen hatte. Aber die Absicht, sie zu erheitern, schlug den Männern fehl.

Der Doktor, der es redlich mit ihr meinte, sagte, sie müsse sich ein Herz fassen, müsse das Leben leichter

nehmen, mit solcher Schwerlebigkeit komme man auf der Bühne einmal nicht fort. Sie müsse sich zerstreuen und aufheitern. Philibert sagte, damit müsse man gleich den Anfang machen, sie solle erlauben, daß man heute bei ihr zu Nacht esse. Sie lehnte es ab, die Männer redeten dringend zu und immer eifriger, je lebhafter sie sich dagegen sträubte. Endlich gab sie nach, und Philibert eilte hinaus, durch Frau Rosen, der solche Aufträge nichts Ungewohntes waren, ein Abendessen und Champagner von dem nächsten Speisewirthe herbeischaffen zu lassen.

Die Männer hatten ihre Freude daran, ihren Willen durchgesetzt zu haben, und Hulda überwand ihr Mißempfinden, um ihnen und ihrem guten Willen nicht undankbar zu scheinen. Sie gewann es über sich, den wachsenden Frohsinn ihrer Gäste nicht zu stören, und sie waren nur zu bereit, sich täuschen zu lassen. Als sie sich spät genug entfernten, war der Doktor selbst der Ansicht, daß man wohl gethan habe, Hulda aus sich und ihrer pastorenhaften Sprödigkeit ein wenig herauszureißen. Leben und leben lassen, ohne das gehe es doch einmal nicht.

„Freilich nicht!“ rief Hochbrecht. „Sie macht sich Feinde und schafft sich keine Freunde. Sie gehört zu Denen, die man zu ihrem Glücke zwingen muß. Heute haben wir sie endlich auf den rechten Weg gebracht. Es ist ja immer nur der erste Schritt, vor dem man zaudert.“

Philibert sagte Nichts. Als die Anderen ihn aber verlassen hatten, ging er raschen Schrittes weiter,

ein Liedchen vor sich hin pfeifend. Das that er immer nur, wenn er recht guten Muthes war.

Hulda hingegen legte sich den Abend sorgenvollen Herzens nieder. Ihre theatralische Laufbahn fing ihr sehr schwer zu fallen an. Sie mußte es sich mit jedem Tage mehr und mehr eingestehen, daß Philibert's Behauptung, eine Bühnenkünstlerin könne sich nicht allein auf sich verlassen, sie müsse sich eine Partei und Freunde schaffen, die bereit wären, für sie einzutreten, sie zu stützen und zu halten, nur allzu richtig sei. Und wen durfte sie für uneigennützig halten von allen Denen, die sich geneig zeigten, ihr diesen Dienst zu leisten? Nicht nur auf der Bühne sollte sie der Unterhaltung dienen! Jeder, der in ihre Nähe kam, wollte von ihr unterhalten sein, machte Ansprüche an sie — und welche Ansprüche! Mit ihrer Person, mit Aufopferung ihres Idealismus, ihrer Sittlichkeit und ihrer Ehre, sollte sie es bezahlen, daß man ihr den Beifall spendete, den redlich verdient zu haben, sie sich mit Sebstbewußtsein rühmen durfte. Ihr graute vor diesem sogenannten Beifall, und sie mußte ihn doch haben, er war ihr unentbehrlich.

Vergangene Tage tauchten, während sie das bedachte, vor ihr auf. Sie sah sich wieder an dem Theetische der guten alten Kenney, sie hörte wieder die Unterhaltung, die man dort vor der Ankunft von Gabriele gepflogen hatte, und die sanften Worte der Nachsicht, mit denen ihr Vater die Bühnenkünstlerinnen vertreten hatte. Wie weit entfernt war er

davon gewesen, vorauszusehen, daß er in jener Stunde das Wort für seiner Tochter Zukunft führte. Jetzt befand sie sich in jener Ausnahmestellung, die ihr damals und aus der Ferne so verlockend erschienen war. Jetzt huldigten ihr die Männer mit der dreisten Zuversicht, früher oder später doch einmal erhört zu werden, weil ihre Ausnahmestellung sie dieser Art von Bewerbung preiszugeben schien; und weil man ihr verziehen haben würde, was man den Frauen in der wohlgeschützten Häuslichkeit des Familienlebens nicht nachzusehen gewohnt ist.

Alles, was damals halb errathen, halb verstanden, an ihr vorübergegangen war, das hatte sie jetzt erlebt, hatte sie an sich selbst erfahren. Sie kannte die zitternde Erregung der Leidenschaft, welche das Nachfühlen und Durchleben einer großen Rolle in den überreizten Nerven zurückläßt. Sie hatte erfahren, was es heißt, sich dem sinnlichen Begehren eines nicht geliebten Mannes gegenüber behaupten zu müssen; und was war es, das ihr den Muth und die Kraft gab, sich selbst getreu zu bleiben, wie Clarisse es vertrauensvoll erwartet? Ein Traum, ein Schatten, die Erinnerung an ein erhofftes und verlorenes Glück.

Sie mußte endlich den Gedanken an Clarisse zu meiden trachten. Der Hinblick auf das ungetrübte Dasein der Fürstin, machte sie traurig und verleidete ihr das eigene Schicksal, das Loos, das sie sich frei, und gegen den Rath Derjenigen erwählt hatte, die es gut mit ihr gemeint, wie der Amtmann und wie der Pfarrer, dessen junge Gattin nun friedlich und un-

angefochten unter dem trauten, alten Dache lebte, unter dem wohnen zu dürfen, Hulda jetzt oftmals als ein Segen bedünken wollte.

Es war gut für sie, daß sie nicht zuviel Muße hatte, ihrem Sinnen nachzuhängen, daß der Tag den Tag verschlang, und mit den neu einzustudirenden Rollen neue Arbeit an sie herantrat.

Lelio fand sie, als er gegen den Herbst hin von seinem Gastspiele wiederkehrte, sehr gedrückt, und selbst ihre frische und kräftige Gesundheit war durch ihre trübe Stimmung angegriffen worden.

Sein freundlicher Zuspruch that ihr gut. Die neuen Stücke, in welchen sie mit ihm zusammen auftrat, sagten ihr zu; sie und er errangen in denselben Beifall, und Philibert that das Seine, ihn mit seinen Freunden auf jener Höhe zu erhalten, wie die Schauspieler ihn lieben. Aber die Possen der Toska, ihre Koquetterien und Impromptus, hatten wie eine überreizende Kost die Empfänglichkeit der Theaterbesucher abgestumpft; und Hulda und Lelio, deren Bedeutung in einem feinen Spiele bestand, hatten es zu ihrem Nachtheile zu erfahren, mit welch ungeahnter Schnelligkeit der mühsam herangebildete Geschmack eines Publikums irre zu leiten, wie leicht er zu verwildern, und dem Schönen um des Gemeinen willen, abwendig zu machen ist.

Man lobte die neuen Stücke, man erkannte an, daß Lelio und Hulda und alle Mitwirkenden in denselben vortrefflich spielten; aber man hatte es kein Hehl, daß die Toska und die Possen, in denen sie



aufgetreten war, nach des Tages ermüdender Arbeit eine viel erheiterndere Unterhaltung geboten hätten. Man wollte lachen wie über die Toska, wollte lachend nach Hause gehen; man wollte wieder Couplets hören, die man nachsingen konnte. Es fand sich, daß die Soubrette des Theaters wohl im Stande war, die kleinen Manöver der Toska nachzuahmen, und der Direktor fing an, auf Kosten des Dramas und des feinen Lustspieles, der leichten Bühnenwaare ein breites Feld in seinem Repertoire einzuräumen.

Lelio sah das mit Gleichmuth an. Sein Kontrakt lief mit dem Jahre ab, und er hatte eine vortheilhafte Anstellung bei einem der deutschen Hoftheater gewonnen, welche ihm obenein die Verheirathung mit dem von ihm geliebten Mädchen in nahe Aussicht stellte. Hulda's Kontrakt hielt sie bis zum Frühjahre fest, und auch sie hatte Schritte gethan, an irgend ein Hoftheater zu kommen, weil sie sich der Hoffnung hingab, dort von jenen Seiten des Theaterlebens weniger unangenehm berührt zu werden, die ihr die gegenwärtige Stellung so bitter verleideten.

Lelio lachte über diese Zuversicht. „Es ist überall dasselbe! überall die gleichen Menschen und die gleiche Welt! nur ein wenig anders, nur ein wenig heller oder dunkler gefärbt, sagte er. Wer sich nicht damit abzufinden weiß, muß ferne davon bleiben. Ohne Selbstgefühl und Menschenverachtung kann man es nicht ertragen; aber Beides lernt sich, und dann ist man frei und mächtig, wie in keinem anderen Beruf,

und glücklich, wie in keinem anderen, durch den täglich sich erneuernden Triumph."

„Und wenn man ihn einmal nicht mehr erringt?" fragte Hulda.

„Man muß ihn erringen!" gab er ihr zur Antwort, „und man erringt ihn auch. Nur muß man die Mittel wollen, wenn man den Zweck im Auge hat."

Das klang wenig ermuthigend in Hulda's Ohr und Sinn. Sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß sie augenblicklich nicht in dem Grade, wie noch vor kurzer Zeit, der Günstling des Publikums sei. Die Männer waren der Ansicht, daß sie aus eigensinniger Opposition gegen die leichtere Weise der Toska und ihrer Nachfolgerin, auf der Bühne in Geziertheit und Steifheit verfalle, während sie im Leben doch ebensogut wie Andere, ihre Partie zu nehmen wisse, wenn es ihr angemessen scheine. Denn Philibert sei nicht der Mann, sich jahrelang mit bloßen Hoffnungen an den Triumphwagen einer Schauspielerin fesseln, und mit Versprechungen ernähren zu lassen. Die Frauen, welche immer viel von ihr gehalten und ihr die Sittsamkeit und Wohlanständigkeit ihres Betragens hoch angerechnet hatten, widersprachen anfangs den Gerüchten, daß Hulda die erklärte Geliebte Philibert's geworden sei; aber abzuleugnen war es nicht, daß er sie viel besuchte, daß er die Abende zum Oefteren bei ihr allein, bisweilen in Gesellschaft Anderer speiste, und daß sie ihre zurückhaltenden Gewohnheiten also geändert haben mußte.

Welche Ueberwindung es sie kostete, den Schein

leichterer Lebensweise auf sich zu nehmen, wie hart ihr's ankam und wie unablässig sie sich es selber vorhielt, daß man sie falsch beurtheilen, daß sie ihre guten Sitten, ihren Ruf anzweifeln lassen müsse, daran dachte keine der Frauen, welche ihr die frühere Gunst entzogen. Niemand ermaß den Schmerz, mit dem sie sich dazu zwang, einem Beifallssturme im Theater mit freudigem Lächeln zu begegnen, den sie nicht mehr allein sich selbst, den sie der Mitwirkung von Männern, von einer Partei zu danken hatte, welche sie mit dem Opfer ihrer Selbstständigkeit und ihres wahren Empfindens, mit der Verleugnung ihres besseren Wesens, ihres eigentlichen Ich, alltäglich neu an sich zu fesseln hatte.

Darüber ging das Jahr zu Ende und Lelio verließ die Stadt. Hulda vermißte ihn in jeder Hinsicht, denn der junge Schauspieler, der an seine Stelle trat, war noch in keiner Weise ein Ersatz für ihn. Er besaß bei unleugbarem Talente, weder Lelio's Bildung noch seine Schönheit und herrliche Gestalt. Neben Hulda erschien er vollends nicht zu seinem Vortheil. Bei allem guten Willen hatten seine Bewegungen noch nicht die freie Gemessenheit, auf welcher die schöne Wirkung beruht. Der Anfänger war überall zu spüren, es war nicht mehr das Zusammenspiel, das man gewohnt gewesen war.

Hulda that, in der Erinnerung an all die Förderung, die ihr geworden war, was in ihren Kräften stand, ihrem neuen Partner fortzuhelfen; er hatte aber den thörichten Gedanken an eine naturwüchsige, origi-

nelle Entwicklung des Talentes. Er war daher nicht sonderlich geneigt, sich irgendwie in die Lehre nehmen zu lassen, und das Publikum entbehrte, wie gewöhnlich, das, was ihm lieb geworden war, nicht leicht und nicht geduldig. Indeß Hulda's Anhänger, von Philibert zusammengehalten, standen ihr zur Seite; und die Aussicht, im Frühjahre aus ihren bisherigen Verhältnissen ausscheiden zu können, und in eine ihr mehr zusagende Atmosphäre versetzt zu werden, half ihr über dasjenige fort, was ihr das Leben schwer machte. Sie hatte hierhin und dorthin Verbindungen wegen eines neuen Engagements angeknüpft, und meinte die Tage zählen zu können, die sie noch an der Holm'schen Bühne zu verweilen hatte.

Da, mit einemmale verbreitete sich unter den Schauspielern und Theaterfreunden das Gerücht, Hulda habe plötzlich mit Philibert gebrochen. Philibert selber sollte das, und zwar mit dem Zusatze erklärt haben, er sei es müde, sich noch länger zum Spielball einer berechnenden Heuchlerin, einer kalten Koquette brauchen zu lassen, es sei Alles zwischen ihnen aus.

Was geschehen war, was den Bruch herbeigeführt hatte, das erfuhr man nicht, denn Hulda hatte keine Vertraute unter ihren weiblichen Kollegen; aber Jede derselben deutete es auf ihre Weise. Es gab Vermuthungen, Meinungen aller Art; und weil man im Grunde sein Vergnügen daran hatte, daß man die Unnahbare doch auf der Bahn der allgemeinen Mangelhaftigkeit getroffen, und daß diese Bahn ihr kein Glück gebracht, wäre man gutherzig genug gewesen,

sie zu beklagen und zu trösten, hätte sie selber es nur eingestehen wollen, daß sie sich hilfsbedürftig und der Tröstungen benöthigt fühle.

Indeß sie zeigte sich selbstgewiß und zuversichtlicher als man sie in der letzten Zeit gesehen hatte. Sie erklärte dem Direktor aus freiem Antriebe, daß sie sich wohler, zum Spiele aufgelegter fühle als seit lange, und sie selbst veranlaßte es, daß man in rascher Folge ein paar der Stücke ansetzte, in denen man sie immer vorzugsweise gern gesehen hatte. Der „Tasso“, der „Wallenstein“ sollten gegeben werden, ehe die fortreißende Geselligkeit der Karnevalszeit die Gesellschaft von dem Theater ferne hielt, und Hulda hatte, was an ihr war, treu gethan, den neuen Partner in seinen Rollen ihrem Spiele anzupassen.

Die Vorstellungen kamen heran und gelangen über das Erwarten. Das Haus war gut besetzt, Hulda durfte mit sich und ihrer Leistung wohl zufrieden sein. Man unterließ auch nicht, ihr Beifall zu zollen, derselbe fiel jedoch nicht eben warm, nicht so begeistert aus wie sonst; und wenn die ihr geneigte Kritik ihr auch Gerechtigkeit widerfahren ließ, so fing in dem Wochenblatte sich eine entschieden feindselige Stimmung gegen sie geltend zu machen an, und der Tadel, den man gegen sie aussprach, war so vorsichtig, so berechnet, zeigte sich anscheinend so bemüht, ihr nicht zu nahe zu treten, daß alle die kleinen ungerechten Ausstellungen, die man gegen sie erhob, nur um so sicherer Eindruck machten.

Es währte nicht lange, bis man es vielfach hören

konnte, daß Hulda eines der Talente sei, die, am Anfang viel versprechend, keiner vollkommenen Entwicklung fähig seien. Man bemerkte, daß auch ihre Schönheit nicht von langer Dauer sein werde; man glaubte einzusehen, daß es Lelio's sie tragende Kraft gewesen sei, der sie ihre frühzeitigen Erfolge zu verdanken gehabt habe, und daß seit dessen Fortgehen ihre Wirksamkeit nicht mehr dieselbe sei. Man gab zu bedenken, daß der Direktor eines Provinz-Theaters vielleicht nicht weise daran thue, das Drama und das große Schauspiel mit unzureichenden Mitteln kultiviren zu wollen. Man erinnerte an die heiteren Genüsse, welche man der reizenden Toska zu verdanken gehabt hatte, an den Eindruck, den sie gemacht, und der stark genug gewesen war, die sogenannten großen Künstler in krankhaftem Neide entbrennen zu lassen.

Es war in jeder Woche ein neues, behutsames, und darum nur um so mehr wirkendes Untergraben von Hulda's künstlerischem Ruf. Sie empfand das unwiderleglich. Sie legte das Blatt oftmals mit bebender Hand zur Seite, aber eines tröstete sie: sie war jetzt doch wieder einsam in ihren vier Wänden, wenn der Abend kam; sie erkaufte sich keinen Beifall mehr, sie war wieder ihr eigener Herr, sie hatte das Wort gehalten, das sie sich und der Fürstin gegeben hatte.

Sie durfte ihr Haupt noch frei erheben, wie sie es gethan hatte in Clarissen's Zimmer, sie war sich selbst getreu geblieben und hatte sich wiedergefunden — wenn schon sie darüber an äußerem Erfolg verloren hatte.

Neunundzwanzigstes Capitel.

In der Hauptstadt war ein neues Theater von Privatleuten begründet worden, das dem königlichen Theater eine große und gefährliche Concurrenz zu machen anfing. Der Unternehmer und Vorstand dieses Theaters hatte auf Lelios Vermittlung sich an Hulda gewendet, die Unterhandlungen waren im Gange. Mit einemmale zerschlugen sie sich, ohne daß Hulda ermitteln konnte, wodurch dieses Scheitern ihrer Hoffnungen veranlaßt worden war.

Lelio hatte ihr davon geschrieben, und sie hielt seinen Brief noch in ihren Händen, als die Delmar sich bei ihr melden ließ. Das war ein äußerst ungewöhnliches Ereigniß und Hulda erschrak davor, denn die Delmar gehörte zu den Menschen, deren Kommen ihr noch niemals Gutes bedeutet hatte. Auch war dieselbe noch nicht lange bei ihr, als sie mit jener Gefühlsseligkeit, welche sie angenommen hatte, seit sie die unselbstische Freundschaft für den Regisseur auf ihr Panier gesetzt, Hulda zu beklagen anfing, daß sie so allein sei, daß ihr kein treuer Rath zur Seite

stehe, daß Feodorens unersättliche Eitelkeit sich vor Jahren zwischen sie Beide gedrängt, und sie verhindert habe, sich mit einander zu befreunden.

Hulda antwortete ihr darauf das Schickliche; die Delmar zeigte sich darüber sehr erfreut. „Sie stehen ja ganz allein, und wie hart das sein kann,“ sagte sie, „das habe ich in früheren Jahren wohl gefühlt, ehe ich mir die treue Freundschaft unseres guten alten Ehrenberg erworben hatte.“

Hulda bemerkte, ein treuer Freund sei allerdings ein großes Glück, aber ihre Augen hingen ängstlich an dem verdächtigen Lächeln, das auf der Delmar schmalen Lippen schwebte, als diese Hulda's Hand ergreifend, mit mitleidsvollen Blicken hinzusetzte: „Ich habe Sie wirklich aufrichtig beklagt, denn um hier Ihr Glück zu machen, fehlte Ihnen Feodorens berechnende Kälte, und Philibert ist eben kein Van der Vließ.“

„Wie kommen Sie zu der Bemerkung und was wollen Sie mit ihr?“ fragte Hulda hastig.

„So wissen Sie es nicht,“ entgegnete die Delmar, „daß Philibert es ist, der Ihr Engagement bei dem neuen Theater allein verhindert hat?“

Hulda fuhr zusammen. Sie hatte mit Niemandem von ihrer Absicht, von ihren Verhandlungen gesprochen, und Andere wußten mehr davon als sie. Ein unheimlicher Schauer überlief sie.

„Philibert,“ fuhr die Delmar fort, „leugnet das nicht nur nicht, er erzählt es vielmehr einem Jeden, der es hören will. Der Besitzer des neuen Theaters ist, Sie werden das wohl wissen, sein genauer Freund.

Er hat sich also an Philibert gewendet, um Auskunft über Sie zu fordern; und dieser hat ihm sagen zu müssen geglaubt, es scheine ihm, daß Sie nicht fortgeschritten, daß sie eintönig, und Gott weiß was sonst noch Alles, geworden wären. Fände er einen neuen Aufschwung, einen Fortschritt in Ihrer Entwicklung, so wolle er es melden. Er wolle Sie genau beobachten, wolle auch mit Ihnen davon sprechen."

Hulda war blaß geworden vor Erschrecken und Entrüstung. „Mit mir darüber sprechen? Das soll ihm schwer werden," rief sie alsdann, „da ich ihm die Thüre gewiesen habe."

Die Delmar sah sie fragend an. „Sie haben ihm die Thüre gewiesen?" wiederholte sie, als glaube sie dem Worte nicht.

„Und zwar ein= für allemal. Sie brauchen das auch nicht zu verleugnen; sagen Sie es gleichfalls einem Jeden, der es hören will." Sie war ihrer selbst nicht mächtig.

Die Delmar schüttelte schweigend den Kopf. „Wie beklage ich Sie, wie sehr beklage ich Sie! Ein Mann, der Sie anzubeten schien! Aber wem werden solche Erfahrungen von den Männern denn erspart?"

Sie wartete offenbar auf eine Antwort auf eine vertrauliche Mittheilung. Da Hulda stumm blieb, stand sie auf, und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Das Beste ist," sagte sie, „daß man es eben übersteht. Sie dürfen es so schwer nicht nehmen. Sie sind jung, Sie waren unerfahren — wir waren das

ja Alle, Alle! — Sie haben eben sich in ihm getäuscht."

„Nein," rief Hulda, „nein! Ich habe mich nicht in ihm getäuscht! nicht einen Augenblick seit dem ersten Abend, da ich ihn bei Feodorens Abschiedsfeste sah. Nur er hat sich in mir betrogen; und daß er es thun konnte, das bereue ich, das ist meine Schuld; und das allein vergebe ich mir nie!"

„Wie Sie reizbar, wie Sie heftig sind!" sagte die Delmar, während sie ihre Pelzpalatine um die Schultern hing, und den Muff zur Hand nahm. „Glauben Sie mir, solche Dinge wollen kühl, wollen mit vorsichtiger Gelassenheit behandelt sein, und auf die meine dürfen Sie vertrauen. Denn wenn Sie es auch nicht sehen und anerkennen wollten, ich habe es von je gut mit Ihnen gemeint; und kann ich Ihnen vielleicht einmal von Nutzen sein, so rechnen Sie auf mich."

Hulda dankte ihr, begleitete sie, und wußte sich den Vorgang nicht zu deuten.

Daß der Boden unsicher geworden, auf dem sie lebte, daß die Menschen, welche sie umgaben, nicht verläßlich und von kleinlichen Interessen und Leidenschaften hingenommen waren, das hatte sie lange schon erkannt. Jetzt aber tastete sie wie in Dunkelheit umher, und das Herz zog sich ihr bang zusammen. Sie sehnte sich hinaus, hinweg aus dieser Welt, wie sie sich einst hinweg gesehnt hatte aus ihrer Heimat. Sie fing es mit deutlichem Bewußtsein zu bereuen an Schauspielerin geworden zu sein.

In den nächsten Tagen hatte sie wieder aufzutreten. Man hatte in den Zeitungen „Emilia Galotti" zu sehen verlangt, die lange nicht gegeben worden war. Der Direktor hatte das Stück angesetzt und Hulda hatte sich dessen gefreut. Weil es ihr Debut und ihr erster Erfolg gewesen war, hatte sie eine Vorliebe für die Rolle bewahrt. Sie freute sich, als sie vor dem Aufziehen des Vorhanges einmal hinaussah, das Haus so gut besetzt zu finden; sie hoffte auch auf einen guten Erfolg, denn für des Prinzen Rolle war ihr jetziger Partner gewandt genug, und man zollte ihr auch bei ihrem ersten Auftreten und bei ihrem ersten Abgange Beifall. Indeß gleich als dieser sich aus den Logen, in denen sich viel Land-Adel befand, vernehmen ließ, fing man im Parterre zu zischen an. Die Logen wollten ihren Willen durchsetzen, die Stimmen im Parterre gaben nicht nach, die oberen Galerien schlossen sich ihnen an; es entstand ein ärgerlicher Spektakel im Hause, der sich nur langsam legte. — Hulda war fassungslos.

„Das danken Sie Philibert!" sagte die Delmar mit ihrem widerwärtigen Mitleiden. Hulda hatte sich das augenblicklich selbst gesagt.

Wie sie es wieder vermocht hatte, auf die Scene hinauszutreten, wie das Stück zu Ende gebracht wurde, und wie sie es ertragen hatte, daß das Zischen, der Spektakel, der Kampf für und wider sie noch einmal ausbrachen, da man sie aus den Logen und Sperrsitzen mit nicht nachlassender beharrlicher Wärme rief, das wußte sie selber kaum, als sie sich zu Hause, er-

schöpft, und in allem ihrem Fühlen und Denken wie vernichtet, auf ihr Lager warf.

Es war ein Glück für sie, daß ein bleierner Schlaf auf sie herniedersank. Sie hatte lange nicht so tief, so völlig traumlos geschlafen als in dieser Nacht. Als sie spät am Tage die Augen aufschlug, und mit dem Blicke in das helle Sonnenlicht die Erinnerung dessen in ihr lebendig wurde, was sie gestern durchgemacht, lief ihr ein Schauer durch die Glieder. Sie wunderte sich, wie sie vor ihren Spiegel trat, daß die Röthe ihrer Scham, daß das Erbleichen des Schreckens nicht mehr auf ihrem Antlitze sichtbar waren — und vor ihr auf dem Tische lag die Rolle der Marie in Goethe's „Clavigo“. Sie hatte sie stets zu spielen gewünscht, und jetzt endlich, seit vielen Jahren sollte „Clavigo“ zum erstenmale hier gegeben werden.

Sie setzte sich hin und las die Rolle durch, aber ihre Gedanken waren nicht dabei. Sie wußte nicht, was sie las, obschon sie jedes Wort des Stückes kannte. Sie griff zur Zeitung und legte sie wieder aus der Hand. Es fiel ihr ein, wie der Direktor ihr gestern im Vorübergehen gesagt hatte, sie habe sich das Alles selber zuzuschreiben, und er müsse mit ihr sprechen. Was hatte sie denn gethan? Was hatte sie versehen? Was konnte er von ihr wollen?

Sie dachte noch darüber nach, als er sich in der frühen Stunde bei ihr melden ließ.

Er war freundlich, er zeigte sich heiter, als er bei ihr eintrat. Das war ihr überraschend, denn seit

sie damals bei dem ungebührlichen Betragen der Toska mit ihm aneinander gekommen war, hatte er sich das Ansehen gegeben, ihr dies schmollend nachzutragen.

„Nun, mein bestes Fräulein,“ rief er ihr entgegen, „ich mußte doch selber sehen kommen, wie Sie sich befinden. Es ist eben einmal gestern ein bischen lebhaft im Theater hergegangen, und Sie haben, wie ich schon zum Oefteren bemerkt, reizbare Nerven. Sie regen sich leicht auf!“

„Ich glaube,“ entgegnete Hulda, „der Anlaß war geeignet, auch starke Nerven zu erschüttern. Ich wenigstens fühle das Erlebniß noch in mir nachklingen, weit mehr, als es mir lieb ist.“

„Sie nehmen die Sachen zu schwer, meine Theure, viel zu schwer! Wissen Sie, daß Ihnen das kleine Scharmützel den größten Vortheil bringen wird? Jetzt begegnet Ihnen durch, ich möchte sagen, einen glücklichen Zufall, was Sie selber, sehr zu Ihrem Nachtheile, sich zu schaffen versäumt haben. Man nimmt jetzt mit Leidenschaft Partei für Sie, und wir werden bei Ihrem nächsten Auftreten das Haus voll haben bis in das Orchester hinein.“

„Ich wollte Sie heute eben bitten, mir die nächsten Tage freizugeben. Ich muß mich in mir zu fassen, mich zu überwinden suchen; denn ich bekenne Ihnen, übermorgen wieder vor demselben Publikum zu erscheinen, dessen Zischen mir noch in den Ohren gellt, dazu fühle ich mich außer Stande. Ich muß

es zu vergessen suchen. Ich habe ein paar Tage der Ruhe, der Einsamkeit vonnöthen."

„Wo denken Sie hin, Beste!" wendete der Direktor ein. „Warum hören Sie das Zischen, und nicht lieber das Bravo, das Ihnen von den Stentorstimmen unserer Herren vom Lande zu Theil geworden ist, und das die paar nichtsbedeutenden Zischer, deren Ursprung Sie ja kennen werden, sofort siegreich niederschmetterte. Ich will Ihnen ein Geheimniß aus der Bühnenpraxis anvertrauen, das auch im Leben gute Dienste thut: man muß nur hören, was man hören will, nur hören, was uns schmeichelt, und gar nicht merken, was uns etwa entgegen zu sein scheint."

„Das erlerne ich nie!" rief Hulda, „und was hilft es, wenn man sich selbst belügt, sich selber täuscht."

Der Direktor lächelte. „Was es hilft? Meine Theuerste, es belügt und täuscht die Anderen auch — und darauf kommt ja Alles an!"

Hulda antwortete ihm nicht darauf.

„Sehen Sie," fuhr er deshalb fort, „wenn Sie sich heute den kleinen Doktor Berthold kommen lassen, der die Recensionen für die hiesige Zeitung, und hier- und dorthin Theater-Korrespondenzen schreibt, wenn Sie ihn kommen lassen, und sich über das gestrige Ereigniß klagend äußern, so wird er es Ihnen glauben, daß Sie ein Fiasco gemacht. Lassen Sie ihn kommen und sprechen Sie ihm mit Genugthuung von der Freude, welche der Eifer Ihrer Anhänger Ihnen

gewährt, und wie der Sieg über die elende bezahlte Klique, die gegen Sie gewesen ist,. Ihnen das Herz erhoben hat, so wird er es Ihnen gleichfalls glauben, und es Ihnen nachsprechen und nachschreiben, wie Sie es begehren, natürlich nur Leistung gegen Leistung.“

„Ich denke weder das Eine zu thun noch das Andere!“ warf Hulda mit Verachtung ein. „Ich habe ihn nie bei mir gesehen, und habe auch nicht vor, es jetzt zu thun.“

„Sehr mit Unrecht, Beste, sehr mit Unrecht! Die edeln Enthusiasten, die reichen Dilettanten, wie Ihre Freunde, wie der Doktor und wie Hochbrecht, die thun es nicht! Man achtet ihr Urtheil, man liest ihre Sachen gern, aber sie sind nicht rührig, sie haben ihre Hände nicht in jedem Blatte, sie machen keine Reputation. Der kleine Berthold hat Ihnen mehr genützt, als Sie zu glauben scheinen, so lange ihm Philibert die Tinte mit Silbersand bestreute. Das müssen Sie jetzt selber thun, wenn Sie nicht, wozu ich Ihnen dringend rathe, sich mit Philibert in das Gleiche setzen. Er ist ein angesehener Mann, ein Mann . . . .“

Hulda erhob sich. „Herr Direktor,“ sagte sie, „ich muß Sie bitten, das auf sich beruhen zu lassen. Was mir in meinem Privatleben zu thun obliegt, darüber, glaube ich, steht Niemandem ein Urtheil zu als mir allein; und ich bin nicht gesonnen, mir ein anderes aufnöthigen zu lassen.“

Der Direktor stand ebenfalls auf. Er war heftig

von Natur, und sein Ton wurde beleidigend, wenn er sich zur Ruhe zwingen wollte.

„Oh! ich bin weit davon entfernt," sagte er, „mich in Ihre Privatverhältnisse zu mischen! Nur," setzte er hinzu, „nur müssen Sie Ihre Privatverhältnisse, meine Beste, mit Diskretion, und zwar derart behandeln, daß sie meinen Interessen nicht so rücksichtslos entgegenlaufen. Man läutet nicht die große Glocke, wenn man eines immerhin sehr beachtenswerthen Freundes und Verehrers müde wird. Man weist Männern von Stand nicht ohneweiters die Thüre; oder man erzählt es wenigstens, wenn man die Unvorsichtigkeit begangen hat, es zu thun, nicht den guten Freundinnen zu beliebigem Gebrauch! Aber das ist freilich Ihre Sache, Ihre Privatangelegenheit — das geht mich Nichts an."

Sie wollte, weil ihr jetzt plötzlich Alles klar ward, ihm in die Rede fallen. Er ließ es nicht dazu kommen.

„Wir sind fertig, mein Fräulein!" sagte er. „Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu warnen; Sie glauben es nicht beachten zu dürfen — das ist Ihr Recht. Aber Sie bürgen mir für den Erfolg der Mirandolina, die Sie übermorgen spielen, und ich glaube, Sie werden klug thun, wenigstens die jungen Herren von Brinken, welche heute Sie zu besuchen denken, gebührend freundlich zu empfangen; denn mit Grundsätzen wie die Ihren hätten Sie nicht zur Bühne gehen müssen. Wir Schauspieler sind und können keine Gemeinde der Heiligen bilden. Die Bühne ist

kein Kloster! und mit Nonnen weiß das Publikum nicht umzugehen und Nichts anzufangen."

Er hatte das Letztere leichthin, im Tone eines Scherzes ausgesprochen, denn er wollte Hulda, an deren gutem Willen ihm viel gelegen war, in keiner Weise beleidigen. Aber gerade dieser Scherz verwundete sie auf das Tiefste. Er drückte, ohne es zu wollen, schlagend aus, was Hulda sich schon selber vorgehalten hatte; es schien ihr als gipfelte in ihm, wie in einem Schlußsteine, die Reihe der Kränkungen und Unwürdigkeiten, die sie erfahren und mit denen sie zu kämpfen gehabt hatte, er nahm ihr die Fassung und die Sprache.

Der Direktor bemerkte das und wollte einlenken. Er sagte, sie dürfe einen Scherz nicht ernsthaft nehmen, sie solle nicht böse sein, er habe es gut gemeint mit seinem Rathe; sie solle ihm sagen, daß sie ihm nicht zürne.

„Wie könnte ich das?" entgegnete sie, indem sie sich kalt verneigte. „Sie haben Ihre Ueberzeugung, Ihre Ansicht von der Stellung einer Bühnenkünstlerin gegenüber dem Publikum ausgesprochen; dazu waren Sie berechtigt, da ich vorläufig noch in Ihrem Solde bin — und vielleicht ist es gut, daß sie es thaten."

Er bereute seinen Mißgriff, gab ihr gute Worte, indeß, da sie nicht darauf hörte und ihm Nichts entgegnete, verabschiedete er sich endlich mit der Bemerkung, er hoffe, sie werde sich besinnen und ihren gegenwärtigen kleinen Trotz bereuen.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, hielt Hulda sich nicht länger. „Das ertrage ich nicht," rief sie, „an diesen, an solchen Verhältnissen gehe ich zu Grunde! Sie ertödten in mir die Liebe zur Kunst. Sie verleiden mir mich selbst."

Sie weinte bitterlich. Die Thränen befreiten ihr das Herz.

Als sie sich aus diesem Zustande der Niedergeschlagenheit emporrichtete, stieg der Vorsatz, das Theater zu verlassen, der in den letzten Zeiten zum Oefteren in ihr rege geworden war, wieder in ihr auf. Aber einen Entschluß zu fassen, kam ihr nicht leicht an, denn sie liebte ihren Beruf. Sie hatte das Glück rein und voll empfunden, durch ihre Kraft den Widerhall der Begeisterung in den Herzen einer sie umgebenden Menge zu entzünden, und von ihr getragen, sich bisweilen weit hinausgehoben zu fühlen über die Grenzen und Schranken dessen, was sie erreichbar für ihr Können und ihr Talent gehalten hatte. Sie hatte sich oft frohen Sinnes in großen Hoffnungen auf ihre Zukunft gehen lassen.

Und wenn sie die Bühne nun verließ, wo war für sie, die Mittellose, die Einsame, gleich eine neue Thätigkeit, gleich ein Beruf gefunden?

Sie dachte an die Fürstin, an den Beistand, welchen diese ihr zugesagt hatte. Sie meinte, annehmen zu dürfen, daß Clarisse ihr Vorhaben gutheißen und bereit sein würde, ihr fördernd ihre Hand zu bieten. Indeß Clarisse war Emanuels Nichte, und wie es ihr schon in erster Jugend unmöglich gedünkt,

von der Gräfin irgend eine Hilfe anzunehmen, so fühlte sie jetzt ein noch weit entschiedeneres Widerstreben dem Kreise, welchem Emanuel angehörte, freiwillig zu nahen, und vollends als eine Hilfesuchende zu nahen.

Der ganze Tag ging hin in Unentschlossenheit und Sorge. Ihre Gedanken wanderten unruhig von einer Möglichkeit zur anderen, von der frühesten Kindheit bis weit hinein in jene Zukunft, die sie sich in mancher glückversprechenden Stunde so ruhmvoll und so glänzend ausgemalt hatte, und die sie selber nun für immer vor sich verschließen wollte.

In der Rastlosigkeit ihres Sinnes fing sie an, sich mit äußeren Dingen zu beschäftigen. Sie suchte alte Erinnerungen hervor, und betrachtete dabei mit Rührung die wenigen Angedenken, die sie aus der Heimat mit sich genommen hatte, als sie, mit dem Vorsatz, dorthin nicht mehr zurückzukehren, aus dem Amthause fortgegangen war. Dabei fielen ihr ein paar Briefchen ihrer Eltern, die sie ihr aus der Pfarre in das Schloß gesendet hatten, und des Vaters alte Bibel in die Hand.

Es war lange her, daß sie nicht darin gelesen hatte. Sie dachte daran, wie sie sonst wohl in besonderen Fällen die alten Blätter als ein Orakel aufgeschlagen, und wie sie manch gutesmal ihren Trost darin gefunden hatte. Sie las die Stellen nach, welche ihres Vaters Hand mit feinen Strichen angezeichnet, die Verse, auf denen seine lieben Augen geweilt hatten, so lange sie noch licht gewesen waren. Eine sanfte Stille, eine unbeschreibliche Wemuth kamen

damit über sie. Als sie die nächsten Seiten umschlug, traf sie auf ein Blatt, das sie einst mit einem dünnen Schnürchen selber eingeheftet hatte.

Sie faltete es auseinander. Es war ihres Vaters schöne, sichere Handschrift; und fast ohne es zu wissen, las sie mit lauter Stimme die auf dem Blatte stehenden Worte: „Meiner Tochter am Einsegnungstage als Wahlspruch für das Leben ausgewählt und mitgegeben: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse!“

„Alles! Alles! nur unangefochten! und wieder einig in mir selbst, und unangefochten mit mir selbst in Frieden!“ rief sie plötzlich, von einem Muthe beseelt, von einer Zuversicht belebt, als käme die Kraft aller der Unzähligen ihr zu Hilfe, die sich in der Stunde der Noth und der Gefahr, dem Untergange nahe, mit dieser aus fernster Vergangenheit herüberklingenden Mahnung erhoben, und auf den rechten Weg zurückgefunden hatten. Und als leuchte ihres Vaters Auge noch über ihr, als stütze sie noch seine treue Hand, so fest hatte sie sich entschlossen, ihre Seele vor Schaden zu bewahren und sich frei zu machen aus den Schlingen, die sich in ihren gegenwärtigen Verhältnissen verwirrend und umstrickend vor jedem ihrer Schritte ausgebreitet hatten.

Darüber war die Dämmerung angebrochen. Beate brachte ihr die Lampe und die hauptstädtische Zeitung in das Zimmer, die Abends mit der Post ankam.

Hulda glitt heute über die Theater-Nachrichten, die sie sonst zuerst zu lesen pflegte, rasch hinweg. Sie hatten in dieser Stunde für sie nicht mehr die bisherige Bedeutung. Aber gleich hinter diesen Notizen fielen ihr unter den Anzeigen, Angeboten und Gesuchen, einige mit hervorragender Schrift gedruckte Zeilen auf.

„Eine Familie, dem Adel angehörend," hieß es, „und Sommer und Winter auf ihren Gütern lebend, sucht für ein Mädchen von vierzehn Jahren eine Erzieherin, die in der Musik bewandert, im Französischen und Englischen zu unterrichten im Stand ist, und geneigt sein würde, sich für drei Jahre zu verpflichten, wenn gegenseitiges Wohlgefallen stattfinden sollte."

Das Jahrgeld, welches man anbot, war ungewöhnlich hoch zu nennen; der Ort, an den man die Adressen senden sollte, war angegeben. Die Anzeige kam ihr wie ein Wink vom Himmel, dem sie zu gehorchen hatte, ehe Zweifel und Bedenken, ehe neue weltliche Verlockung sie in ihrem Entschlusse schwankend machen konnten. Wie sie dereinst in banger Stunde, nur sich und dem eigenen Bedürfen nach Befreiung folgend, den Brief an Gabriele rasch geschrieben hatte, so setzte sie sich auch jetzt wieder, in demseben Augenblicke an den Schreibtisch, der unbekannten Familie ihre Dienste anzubieten.

Klar und bestimmt sprach sie aus, was sie zu lehren und zu leisten im Stande zu sein glaubte, indeß sie verschwieg es vorsichtig, daß sie seit Jahren Schauspielerin gewesen war. Sie nannte sich eine

Pfarrerstochter, sie wollte die Wahrheit erst gestehen, wenn man zu ihr Vertrauen gefaßt haben, und mit ihren Leistungen zufrieden sein würde; und es schlich ein sonderbares Empfinden durch ihr Herz, als sie seit so vielen Jahren zum erstenmale wieder sich mit ihres Vaters Namen unterschrieb.

Wie sie die Feder aus der Hand legte und den Brief durchlas, kam ein schmerzliches Schwanken über sie. Der Abstand zwischen ihrer gegenwärtigen Freiheit und der Abhängigkeit, der sie entgegengehen wollte, zwischen dem Theater und der engen Stube, in der sie einsam auf dem Lande, dem Willen Fremder fortan unterthan, ihr ganzes Leben einem Kinde opfern sollte, war sehr groß; und ihr bangte vor der Weise, in welcher sie ihn empfinden würde. Indeß das mächtige Wort: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" stand leuchtend und beschützend über ihr.

Sie schloß den Brief, und sendete ihn noch in derselben Stunde fort.

Als sie die Hausthüre öffnen hörte, trat sie an das Fenster. Bei dem Scheine der Laternen sah sie dem Mädchen, das den Brief besorgte, nach, soweit ihr Auge es verfolgen konnte. Dann ging sie an den Tisch, die Papiere fortzuräumen, die treue alte Bibel wieder zu verschließen.

„Also einsam und vergessen!" sagte sie zu sich selbst, „vergessen und unbeachtet nun für immerdar!

Aber rein und mir selbst getreu; der Eltern werth — und seiner Liebe!“

Sie hatte frei in sich entschieden. Was dieser Entschluß ihr bringen und ihr fruchten würde, mußte erst die Zeit sie lehren.

Dreißigstes Capitel.

Der Winter war Emanuel in seinem einsamen Schlosse länger geworden als alle diejenigen, welche ihm vorhergegangen waren. Der Besuch des jungen fürstlichen Paares hatte es ihn wieder lebhaft empfinden lassen, welch eine Befriedigung das enge und tägliche Beisammensein mit Menschen gewährt, auf deren eingehendes Verständniß, auf deren liebevolle Theilnahme man sich verlassen darf; und der kleine Ring, den er an dem Abende, an welchem man die alten Besitzthümer des Hauses gemustert hatte, an seine Hand gesteckt, mahnte ihn jeden Tag an das schöne, geliebte Mädchen, dem er ihn einst als Liebespfand geboten.

Früher hatte er sich den Gedanken an Hulda meist fernzuhalten getrachtet. Jetzt kam sie ihm seit der Unterhaltung mit seiner Nichte kaum mehr aus dem Sinne. Er wollte, er mußte sehen, was sie geworden war.

Sie war eben erst der Kinheit entwachsen gewesen, als er sie kennen gelernt und ihre Liebe ge=

wonnen hatte. Damals hatten ihr gerader Sinn, die unbewußte Klarheit ihres Urtheils, die Einfalt ihres ganzen Wesens, und ihre Empfänglichkeit für alles Gute, Große, Schöne, ihn fast ebenso an ihr entzückt als ihre Schönheit. Was mußten die Jahre, die Erfahrung, das Studium aus ihr gemacht haben, da sie, wie Clarisse es mit warmer Anerkennung ausgesprochen hatte, an sittlicher Würde und Sinnesadel auf dem einsamen Lebenswege keine Einbuße erlitten, sondern sich in sich selbst vollendet hatte!

Mehr als einmal hatte er sich hingesetzt, um ihr zu schreiben, aber er hatte diese Versuche aufgegeben. Was er ihr zu sagen hatte, mußte ein Buch an Umfang werden, wenn er ihr mittheilen wollte, was er seitdem erlebt, oder wenn er ihr klar machen wollte, wie es gekommen sei, daß er sie aufgegeben, daß er gehandelt habe, wie er es gethan hatte. Und was konnte diese lange Erklärung denn auch nützen? Hatte Hulda ihren Sinn geändert, ihre Neigung einem Anderen zugewendet, so war es thöricht, ja sogar lächerlich, ihr begreiflich machen zu wollen, was in diesem Falle keine Bedeutung mehr für sie haben konnte; und seine Scheu vor solchem Thun war bis zur Uebertreibung groß. Wenn sie hingegen, wie er es in seinem tiefsten Herzen hoffte, seiner noch gedachte, wenn sie vergessen, verzeihen konnte, wenn sie ihn noch liebte — was bedurfte es dann ihrer Liebe gegenüber, des Erklärens, da Liebe nichts verlangt, als glauben und vertrauen zu dürfen.

Abends, wenn der Regen gegen die Scheiben prasselte, oder wenn der Schneesturm die Zimmer seines Schlosses wild umtoste, sah er sie im Geiste vor sich, in der voll entwickelten Reife ihrer Schönheit, in dem Costüme ihrer verschiedenen Rollen, in dem lichterfüllten Hause von dem Beifalle eines großen Publikums getragen, wie sie, zufrieden mit sich selbst, immer erneuter Triumphe genoß — und er hielt bedenkich inne vor der Frage: „Wird sie jetzt noch die Einsamkeit zu ertragen vermögen? Wird sie in ihr noch glücklich sein können?"

Es war ja nur zu denkbar, daß sie anstand, dem Reize eines rasch bewegten Lebens, der Huldigung der Männer, um seinetwillen zu entsagen; daß es ihr zu schwer fiel, ihm ihre Aussichten auf eine glänzende theatralische Zukunft zum Opfer zu bringen. Die Partie zwischen ihnen war nicht gleich. Er war nicht jung, nicht schön wie sie; er hatte um ihretwillen keine Aussichten zu opfern, die er mit seiner jetzigen Erfahrung und seiner jetzigen Einsicht, der Liebe gegenüber, noch hoch angeschlagen hätte. Er hatte nur zu gewinnen, wenn sie ihn noch liebte und die Seine werden wollte; denn er wußte, was sie werth war und was er sich von ihr versprechen durfte. Ihr Fall war ganz ein anderer. Er hatte sich ihr nicht bewährt und hatte kein Recht, Vertrauen von ihr zu erwarten. Das machte ihn unentschlossen, machte ihn zögern; aber in dem abwartenden Zögern steigerte sich seine Sehnsucht nach beglückender Entscheidung bis zur Leidenschaft.

Bald wollte er reisen, um sie auf der Bühne zu sehen, bald widerstand ihm eben diese Möglichkeit. Das Mißtrauen in sich selbst, das ihm die Jugend so schwer getrübt, und das durch die Erfahrungen, welche Konradine ihn hatte machen lassen, neue Nahrung empfangen, hemmte und lähmte ihn auch jetzt, obschon er sich's zum Vorwurf machte.

Da kam eines Morgens, als er an dem Fenster seines Arbeitszimmers stand, ein Reiter in raschem Trabe auf das Schloß zu. Emanuel kannte den Schimmel schon von weitem, und den Reiter, den er trug, den immer hochwillkommenen Gast, den alten Herrn von Barnefeld, der freilich in so früher Morgenstunde sonst nicht von seinem Hofe fortzugehen pflegte.

Da er ihn sehr verehrte, ging Emanuel dem Greise entgegen bis hinab zur Halle.

„Wo kommen Sie so früh her, mein theurer Freund?" rief er ihm zu, während der stattliche schöne Greis mit frischer Rüstigkeit vom Pferde stieg.

„Ja! wo komme ich so früh her?" antwortete Barnefeld. „Das fragen Sie nicht mich, sondern meine Frau, die mich hinausgeschickt hat. Und zwar mit einer ganz besonderen Anfrage an Sie!"

Sie waren währenddem in das Haus gegangen, und wie sie dann ruhig bei einander saßen, und der Diener ein Frühstück aufzutragen anfing, sagte Herr von Barnefeld: „Die Frauen haben mich ausgeschickt, mich mit Ihnen über eine Angelegenheit zu be-

sprechen, die Sie persönlich auf der Gottes Welt Nichts angeht."

„Ueber die ich aber hoffentlich doch Auskunft geben kann!" bemerkte Emanuel.

„Meine Frau setzt das zum wenigsten voraus; denn kurz und gut, ich komme, mich bei Ihnen um ein junges Frauenzimmer zu erkundigen."

„Will Einer der Ihren sich verheirathen?" fragte Emanuel.

„Nicht das ich wüßte!" entgegnete Barnefeld, „danach pflegten sie mich auch immer ganz zuletzt zu fragen. Aber meine älteste Schwiegertochter denkt für das Mädchen, für Konstanze, eine Erzieherin in das Haus zu nehmen. Sie hat also vor einigen Wochen eine darauf zielende Anzeige in die Zeitungen setzen lassen, und es sind danach im Laufe der Zeit eine Menge Anerbietungen eingegangen. Unter diesen befindet sich auch ein Brief von einer jungen Person, einer Pfarrerstochter, von den Gütern Ihres Neffen."

„Von Hulda?" rief Emanuel, während das Blut ihm in das Gesicht schoß, daß er sich mit der Hand schnell über die Stirne fuhr, als könne er es damit verscheuchen.

„Mich dünkt, so heißt sie," versetzte Barnefeld, indem er den Brief hervorzog und nach der Unterschrift sah. „Aber lieber Freund! Sie sind ja roth geworden wie ein junges Mädchen! was ist es mit dieser Pfarrerstochter?"

„Nichts! durchaus nichts! — Ich kannte die Eltern — Beide. Die Mutter war hier zu Hause.

Und auch das junge Mädchen kenne ich. Es war eine Weile in meiner Schwester Hause! Es ist wohl unterrichtet! — Sehr musikalisch und eben so gut als schön!"

Herr von Barnefeld schüttelte den Kopf. „Wenn ich Sie nicht kennte," meinte er, „so würden Sie mich trotz des Guten, das Sie ausgesagt haben, an dem jungen Frauenzimmer irre machen!"

Emanuel hatte sich indeß bemeistert, und sprach sich nun gefaßten Sinnes lobend über Hulda aus. Die Ruhe, die er zeigen wollte, fiel ihm aber schwer.

Barnefeld wurde dadurch um so vorsichtiger. Er fragte mit seiner geschäftsmäßigen Genauigkeit, Emamanuel gab ihm darauf Bescheid. „Sie meinen also, daß man das Fräulein kommen lassen soll?" sagte Barnefeld am Ende. „Ich war auch der Ansicht, mir gefiel der Brief. Die Frauen wollten indeß gern sicher gehen, und so kam ich her. Der Brief ist einfach und scheint mir Gutes zu versprechen."

Emanuel fragte, ob er ihn lesen dürfe, sein Gast hatte Nichts dagegen; aber Jener hatte sich mehr zugemuthet, als er wußte. Jedes Wort traf ihn wie ein mahnender Vorwurf, und doch beglückte, doch beseligte es ihn. Er mußte sich Gewalt anthun, die Bewegung seiner Seele nicht noch einmal zu verrathen. Es kostete ihn Ueberwindung, dem behaglichen Gespräche mit dem trefflichen Manne so wie sonst zu folgen, und er war froh, als dieser endlich mit der Versicherung, daß er nicht länger bleiben könne, sein Pferd vorgeführt zu haben wünschte.

Als sie danach schon vor der Thüre standen, sagte Emanuel: „Es freut mich doppelt, daß Sie heute gekommen sind, denn ich verreise in den nächsten Tagen.“

Barnefeld fragte, wohin er gehen werde. Emanuel nannte ihm die Provinz, in welcher Hulda lebte, und die Stadt, in der sie engagirt war.

„Schade!“ sagte Barnefeld. „Wenn Sie einige Wochen später gingen, könnten Sie uns die Gouvernante mitbringen. Sie kann aber nach ihrem Briefe, erst zu Ostern in die Stelle eintreten.“

„Man müßte nachhören!“ meinte Emanuel, in dessen Geist plötzlich ein Plan auftauchte, der seinen Zwecken dienen konnte. „Geben Sie mir den Brief zum Beglaubigungszeichen, oder geben Sie mir nur die Adresse der jungen Dame und eine Karte von sich mit, so will ich mich erkundigen, wie es steht.“

Das leuchtete dem Anderen ein. Er schrieb stehenden Fußes in der Halle rasch noch ein paar Zeilen auf die Karte nieder, und Emanuel eine glückliche Reise wünschend, ritt er sehr zufrieden heim.

Wenige Stunden später war Emanuel schon unterweges — hin zu ihr!

Tag und Nacht war er gefahren, als er gegen den Abend des zweiten Tages an sein Ziel gelangte. Die Stunde der allgemeinen Mittagsmahlzeit war lange vorüber. Er ließ sich einen Imbiß in seinem Zimmer auftragen; der Wirth selber, der ihn von

früherem Aufenthalte in seinem Hause kannte, kam es zu entschuldigen, falls man den Herrn Baron in der Eile nicht zu seiner Zufriedenheit bedient haben sollte, und sich zu erkundigen, was sonst etwa in dessen Belieben stände? wobei er nicht zu bemerken unterließ, daß er die Ehre gehabt habe, im Herbste auch die jungen fürstlichen Herrschaften bei sich aufzunehmen. Die ganze Familie stieg seit Jahren stets in seinem Hause ab.

Emanuel zeigte sich durchaus zufrieden, der Wirth hatte in Beflissenheit die Zeitung und den Theaterzettel mitgebracht. Emanuel griff nach dem Letzteren. Man spielte „Faust“. — Hulda war also in diesem Augenblicke auf der Bühne.

„Wenn der Herr Baron vielleicht ein Freund des Theaters sind,“ bemerkte der Wirth, „so wären Sie gerade noch zur rechten Zeit gekommen, ein paar Akte anzusehen. Unsere erste Schauspielerin, die Vollmar, ist in dieser Rolle ausgezeichnet. Die Frau Fürstin hat sie nach derselben sogar zu sich entbieten lassen. Der „Faust“ ist seitdem nur ein einzigesmal gegeben worden, kurz vorher, ehe Lelio von hier fortging; und es ist sehr möglich, daß die Vollmar heute auch zum lletztenmal als Gretchen bei uns auftritt.“

„Denkt Fräulein Vollmar die Bühne zu verassen?“ fragte Emanuel, während er unentschlossen mit sich zu Rathe ging, ob er sie gleich heute spielen sehen solle oder nicht.

„Bewahre,“ sagte der Wirth, „es ist im Gegentheile von ihrem Engagement für das große König-

liche Theater stark die Rede; denn vor ein paar Tagen ist der Regisseur desselben hergekommen, sie zu sehen." Der Wirth mochte dabei bemerken, daß der Baron in halber Zerstreutheit das Verzeichniß der Personen durchsah, und um ihm die Sachlage klar zu machen, setzte er hinzu: „Die Vollmar hat hier vor einiger Zeit allerlei Verdrießlichkeiten und Chikanen durchzumachen gehabt. Es hatte sich eine vollständige Klique gegen sie gebildet. Der Herr Baron wissen ja, wie es in der Welt und auf den Brettern hergeht. Sie hatte es mit einem unserer ersten Männer sozusagen geflissentlich verdorben, und der trug es ihr nach und ließ sie es fühlen; allerdings ein wenig hart. Damals hieß es denn, sie wolle vom Theater abgehen. Aber gerade in der Zeit machte Herr Philibert von seinem Onkel eine große Erbschaft und ging nach England, sie zu reguliren, wo er nun auch bleiben will. Seitdem hat sich für die Vollmar Alles wieder hübsch zurechtgezogen; und seit man denkt, sie werde an das königliche Theater berufen werden, macht der Direktor ihr hier alle möglichen Anerbietungen, denn das Publikum will sie nun durchaus nicht missen."

Emanuel hörte das Alles Wort für Wort, und mußte sich in seinem Innern fragen: „Ist es denn möglich, daß es Hulda ist, von der man also spricht? Daß es das Mädchen ist, dem Du Dich einst verlobtest, das Du verlassen hast, und das heimzuführen als Dein Weib, Du jetzt gekommen bist?"

Sein ganzes bisheriges Thun und Handeln, Alles, was er erlebt in diesen letzten Jahren, kam ihm un-

begreiflich, fast unmöglich vor. Aber sehen mußte er sie, und auf der Bühne, und gleich in dieser Stunde!

Er verlangte einen Wagen und fuhr in das Theater. Der Abend war schon vorgerückt, die größere Hälfte des Stückes war vorüber, man war mitten in der Aufführung.

Das Herz schlug ihm heftig, als der Schließer ihm leise die Thüre der Orchester-Loge öffnete: die Hand bebte ihm, als er selber den schweren rothen Vorhang zurückschlug, und hinaus sah auf die Scene.

Ja, das war sie! Er setzte sich in der hintersten Ecke nieder, in der sie ihn nicht gewahren konnte. Er hatte Mühe sich zurückzuhalten. Es war ihm selber wie dem Faust, dem das Bildniß Helena's im Zauberspiegel aufersteht.

Gretchen saß in ihrer Stube am Spinnrocken. Sie war ganz unverändert, ganz dieselbe, wie er sie zuerst gesehen, herrlich und hehr, wie der Ceres blonde Tochter in dem Gewoge der goldenen Aehren, den Kranz von Kornblumen in dem blonden Haare.

„Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt."

Das waren die ersten Worte, die er von ihrer Stimme wieder hörte.

Wie oft, wie unzählig oft, mochte sie so gesessen, so geseufzt in Sehnsucht, so in verzagendem Hoffen gedacht haben an ihn, ehe sie sich entschlossen hatte,

ihm den Ring zurückzugeben! Den goldenen Reifen, der ihm jetzt brannte an der Hand.

Es war überwältigend, was er dachte und empfand. Er konnte sich nicht helfen, die Thränen brachen ihm aus den Augen, er durchlebte lange Jahre in diesem Augenblick. Ihr Leiden und das seine traten wie lebendige Gestalten vor ihn hin, und klagten ihn an, und forderten von ihm Ersatz für alle die verlorenen Tage und das in ihnen nicht genossene Glück.

Glück? — War denn der Beifall, den man Hulda zollte, als sie ihr Lied beendet hatte, nicht ein Glück? War das bezaubernde Lächeln, mit welchem sie dankte, als man sie nach der Scene wieder und wieder hervorrief, nicht ein Lächeln des Glückes? Wodurch konnte er dies beseligte Lächeln künftig in seiner Einsamkeit auf ihre Lippen zaubern? Man sah es, wie sie sich heute selbst genoß. Emanuel gönnte ihr die Freude, den Triumph. Was er dabei empfand? — wie konnte sie das ahnen und was konnte es für sie bedeuten?

Scene um Scene griffen tiefer in seine Seele ein. Die Aufführung schien ihm kein Ende nehmen zu wollen: aber er konnte nicht von ihr gehen, so lange alle diese Blicke noch an ihr hingen. Er mißgönnte der Menge den Anblick der Geliebten, und doch entzückte Hulda ihn, doch genoß er mit einer stolzen Freude ihr Talent, und selbst den Beifall, mit welchem man ihr lohnte.

Vor ihm in der Loge saß ein älterer Mann. Er hatte bei Emanuels Eintritt seinen Sessel auf die Seite gerückt, ihm Platz zu machen, und sich offenbar gewundert, daß Jener sich so geflissentlich im Schatten und von der Brüstung ferne hielt. Während des Zwischenaktes hatte er Emanuel angeredet. Der Fremde zeigte sich dabei als ein gebildeter Mann, und voll Anerkennung für die Leistung Hulda's. Er hatte es kein Hehl, daß er ein Mann vom Fache sei; Emanuel errieth in ihm natürlich den aus der Residenz gesendeten Regisseur. Inzwischen war auch der Direktor in die Loge eingetreten.

„Nun," meinte er, gegen den Regisseur gewendet, „begreifen Sie jetzt, weshalb ich vor Ihnen nicht so ohne weiters die Segel streiche?"

Der Regisseur klopfte ihm auf die Schultern. „Ziehen Sie sie nur ein, denn was Sie noch aufsetzen, ich habe mehr in meiner Hand. Sie ist wirklich adorabel und recht des Königs Genre! Hoch, stolz, blond — so Etwas wie die Hochselige! — Aber das ist wahr, Sie macht Ihnen und Ihrer Schule alle Ehre!"

Der Vorhang ging wieder in die Höhe, die Kerkerscene begann. Es war mehr, als Emanuel auszuhalten vermochte. Dies Antlitz, dies heißgeliebte, schöne Antlitz blaß, entstellt, im wilden Wahnsinn, in Todesnoth und Angst vor sich zu sehen, das ging über seine Kräfte. Er verließ die Loge und das Theater.

Es war eine lange, schwere Nacht, die ihm in ernsten Zweifeln und in bangem Hoffen hinschwand, bis er am Morgen aus martervollem Traume erwachte. Die nächsten Stunden mußten jetzt entscheiden.

Einunddreißigstes Capitel.

Der hauptstädtische Regisseur hatte sich bei guter Zeit in Hulda's Wohnung verfügt, um ihr den Kontrakt vorzulegen, den er ermächtigt war, ihr anzubieten, falls sie den Erwartungen entsprochen haben würde, welche man nach Lelio's Aussagen von ihr gehegt.

Damit that sich eine Zukunft vor Hulda auf, wie sie erwünschter einer Bühnenkünstlerin im Vaterlande nicht eröffnet werden konnte. Sie sollte die Stelle der ersten tragischen Liebhaberin ersetzen, die in das Fach der älteren tragischen Rollen überging, und die Verhältnisse in der Residenz waren für bedeutende Bühnenkünstlerinnen, besonders, wenn sie sich selbst zu achten wußten, völlig anderer Art als bei den Theatern in den Provinzen.

In den gebildeten und künstlerischen Kreisen der hauptstädtischen Gesellschaft hatte man das Vorurtheil längst überwunden, das die Schauspieler im Allgemeinen von der Geselligkeit und dem engeren Familienleben der guten Gesellschaft zurückwies. Ein

reger geistiger Verkehr, ein wenigstens nach Außen hin zufriedenstellendes Zusammenwirken mit den ersten Künstlern Deutschlands, unter der Leitung eines gebildeten Intendanten, unter dem Schutze und unter den Augen eines Königs, der einen Theil seiner Abendstunden regelmäßig in dem Theater zubrachte, das waren andere Lebensbedingungen als diejenigen, unter denen Hulda bisher gelebt hatte. Das Gehalt, welches man ihr zahlen wollte, die Aussicht, fortan vor dem gebildetsten Publikum des Landes zu spielen, waren im höchsten Grade lockend. Was Hulda in den frühen Träumen ihrer Kindheit in märchenhaftem Glanze vorgeschwebt hatte, das stand jetzt plötzlich nahe und erreichbar vor ihr. Sie hatte es kaum erwarten dürfen, es kaum gehofft, solch ehrender Auszeichnung und einer so sicher festgestellten Zukunft schon so frühe theilhaftig werden zu können: und wer denkt denn in der Jugend, wenn die helle Frühlingssonne in das Freie und in das Licht hinausruft, an die trüben Nebel und an die Winterstürme, welche diesem Sonnenschein vorangegangen sind?

Die letzten Wochen waren ohnehin für Hulda, wie der Wirth es Emanuel sehr richtig dargestellt hatte, ohne jene Kränkungen und Störungen vergangen, welche ihr das Leben so schwer gemacht, ihr die Ausübung der Kunst verbittert hatten, und auf das Angebot ihrer Dienste als Erzieherin war keine weitere Anfrage an sie erfolgt. Die einfachste Ueberlegung mußte ihr also sagen, daß es ebenso unklug als vermessen von ihr sein würde, dem Antrage, welchen man

von Seiten des hauptstädtischen Theaters machte, nicht Folge zu leisten. Indeß sie hatte weder all der Widerwärtigkeiten vergessen, welche sie erdulden müssen, noch des Abendes, an welchem es ihr in sittlicher Empörung über ihre Lage, unerläßlich erschienen war, sich aus derselben für immer zu befreien, zurückzutreten aus der Oeffentlichkeit, und „ihre Seele zu erlösen", gleichviel um welchen Preis, gleichviel durch welches Opfer. Und mit der Feder in der Hand, bat sie sich plötzlich noch eine Bedenkzeit bis zum Abend aus.

Der Abgesandte des Hoftheaters zeigte sich erstaunt darüber. Er kannte jedoch die Künstlerlaunen, und mochte wohl auch glauben, es mit einer jener Berechnungen zu thun zu haben, welche durch zögerndes Bedenken den Werth der Zusage zu höheren wünschen. Er gestand ihr also das Verlangte zu.

Unten in dem engen Hausflur traf er auf Emanuel. Er hörte, wie dieser Beaten eine Karte mit der Bemerkung übergab, daß er einen mündlichen Auftrag an das Fräulein habe, und wie Beate ihn ersuchte, in dem kleinen Stübchen zu ebener Erde einzutreten.

„Sonderbar!" rief Hulda, als das Mädchen ihr die Karte überreichte. „Sonderbar, daß das eben heute kommen muß!"

Beate hatte, da das Couvert, welches die Karte einschloß, offen war, der Neugier nicht widerstanden, sie herauszuziehen und zu lesen. Sie enthielt nichts als den Namen: „Karl von Barnefeld auf Splitt=

bergen" und darunter die Worte: „Der mir befreundete Ueberbringer wird die Ehre haben, sich von Ihnen noch einige Auskunft in Folge Ihres Briefes vom * * * zu erbitten, und Ihnen jede Auskunft zu ertheilen, welche Ihnen über uns und die hiesigen Verhältnisse etwa wünschenswerth erscheinen könnte."

Es lag für Hulda etwas sehr Beängstigendes darin, daß diese Aufforderung eben noch in dieser Stunde an sie herantrat. Das Schicksal schien sie recht eigentlich zu einer freien Wahl zwingen zu wollen, damit sie die Folgen ihrer Entscheidung nur sich allein, und nicht den Umständen, zur Last zu legen habe, und sie fühlte sich versucht, den Fremden abzuweisen. Indeß ihre Redlichkeit gegen sich selbst hielt sie davon zurück, und nach flüchtigem Bedenken befahl sie Beaten, ihn heraufzuführen.

Emanuel waren die wenigen Minuten lang, sehr lang geworden. Nun stand er endlich an ihrer Thüre, im nächsten Augenblicke stand er vor ihr selbst, und den Aufschrei unterdrückend, der sich auf ihre Lippen drängte, trat sie rasch vor ihm zurück. Sie mußte sich an die Lehne des Sessels halten, die Sinne drohten ihr zu schwinden.

Auch ihm krampfte sich das Herz zusammen. Er sah in ihrem Antlitz keinen Strahl von Freude, und er hatte ja keinen, auch nicht den kleinsten Beweis dafür, daß Hulda ihn noch liebte. Sein Wünschen, sein unberechtigtes Hoffen, wie leicht konnten sie ihn betrogen haben. Ich hätte sie vorbereiten müssen!

sagte er zu sich selbst. Ich hätte nicht so kommen dürfen.

Hulda bot vergebens alle ihre Kraft auf. Es dünkte sie wie ein Hohn, daß Emanuel im Auftrage eines Dritten zu ihr kam, und sich endlich überwindend, versetzte sie: „Sie zu sehen, Herr Baron, hatte ich freilich nicht erwartet!“

Der Zwang, den sie sich anthat, machte, daß ihre Stimme fremd und kalt sein Ohr berührte. Starr und schweigend standen sie einander gegenüber. Das hielt Emanuel nicht aus.

„Sie haben Recht!“ rief er mit einer Lebhaftigkeit, in welcher seine Unruhe, seine angstvolle Freude, sich hörbar machten. „Zu all' den Sünden, die ich gegen Sie begangen habe, kommt meine heutige Vermessenheit hinzu. Ich hätte nicht kommen sollen, und ich werde auch nicht lange bleiben.“

„Herr Baron!“ fiel ihm Hulda in die Rede, und sie faltete die Hände über ihre Brust, während ihr Auge sich besänftigend auf das seine richtete.

„Sie haben Clarisse wieder gesehen,“ sagte er, „Clarisse war bei mir. Sie hat mir wiederholt, was sich zwischen ihr und Ihnen an jenem Tage begeben hat. Sie war voll Liebe, voll Bewunderung für Sie; aber sie glaubte annehmen zu müssen, daß Ihre Laufbahn nicht ganz, nicht in jedem Betrachte, Ihren Neigungen entspräche. Ich habe das beklagt, ich konnte nicht aufhören, daran zu denken.“

Er hielt plötzlich inne, seine heftige Bewegung

ließ sich kaum bemeistern, seine ganze Seele wallte ihr entgegen.

Sie hatte sich niedergelassen, er saß ihr gegenüber.

„Vor wenig Tagen," hub er wieder an, „vor wenig Tagen kam mein alter Freund, mein Gutsnachbar, Herr von Barnefeld zu mir. Er gab mir den Brief zu lesen, den Sie der Zeitungs-Expedition gesendet hatten. Er wollte wissen, ob ich Sie kenne, da Sie sich auf den Gütern meines Neffen heimisch genannt hatten. Urtheilen Sie selber, was ich dabei empfand!" — Und wieder brach er in seiner Rede ab, bis er, als müsse er es vom Herzen haben, rasch hinzusetzte: „Ich mußte glauben, daß Sie die Bühne verlassen wollten —"

„Ich war in der That dazu entschlossen, ich hielt es für unerläßlich!" sagte Hulda in gleicher Ergriffenheit wie er selbst.

„Aber Sie sind anderen Sinnes geworden. Sie haben den Vorsatz aufgegeben!" warf er ihr rasch ein. „Wie sollten Sie auch nicht? Ich begreife das vollkommen. Es war thöricht, Sie noch erst zu fragen." Seine sonstige maßvolle Gemessenheit hatte ihn ganz verlassen. Er sprach ohne rechten Zusammenhang, abgebrochen, hastig, wie die ihn bestürmenden Gedanken ihm nach einander kamen. „Ich erfuhr es schon gestern, was man Ihnen anträgt. Wie könnte Ihnen auch neben den glänzenden Aussichten, die sich vor Ihnen aufthun, noch annehmbar erscheinen, was Ihnen zu bieten, von Ihnen zu erbitten, ich gekommen war."

„Sie, von mir erbitten?“ rief Hulda, und zum erstenmale hörte er in ihrer Stimme den alten, seelenvollen Klang.

„Ich habe Sie gestern Abend gesehen, bewundert!“ sagte er. „Sie sind eine treffliche Künstlerin geworden. Sie werden die große Welt dereinst zu Ihren Füßen sehen —“

„Herr Baron!“ stieß sie mit bebender Lippe hervor.

„Ich,“ fuhr er fort, „ich? — Was kann ich Ihnen dagegen bieten? Wie könnte, ja wie dürfte ich fordern — da ich nicht zu halten wußte, was ich einst besaß!“ rief er, seiner selbst nicht länger Meister.

Sie schlug, sprachlos in ihrem Entzücken, ihrem Ohr, ihren Sinnen nicht vertrauend, die Hände zusammen und hob sie wie im Gebete gegen ihre Stirn. „Ist es denn möglich, kann es denn sein?“ sagte sie kaum hörbar.

„Sieh,“ fuhr er fort, indem er ihre Hände ergriff und fest und leidenschaftlich in die seinen preßte, „wenn Du vergessen könntest! wenn Du verzeihen könntest, wenn Du mich noch liebtest!“

„Und was hab' ich denn gethan, als Dich lieben all die lange Zeit!“ rief sie und hing an seinem Halse. „Was ist denn mein Trost gewesen in mancher Stunde bitteren Kummers, als der Gedanke, daß Du mich doch einst geliebt hast!“

Sie konnten Beide nicht mehr sprechen. Sie hatten einander umschlungen, Freudenthränen löschten die Erinnerung all der Leidensjahre aus.

Wie sie sich emporrichteten und die stürmische Erregung sich in ihnen zu sänftigen begann, fiel ein heller Sonnenstrahl durch das Fenster.

„Ich habe so lange keinen Frühling auf dem Lande mehr gesehen!“ sagte Hulda.

Sie standen am Fenster, er hatte seinen Arm um sie geschlungen.

„Er wird Dir in meiner Heimat keine Lorbeeren bringen,“ sagte Emanuel. „Aber Kornblumen habe ich, Kornblumen ohne Zahl! und Du flichtst Dir wieder Kränze.“

Sie lächelte ihn mit verklärtem Antlitz an. Dann standen sie noch einmal lange schweigend beieinander. Sie mußten sich erst finden in ihr eigenes Glück, verstehen lernen und sich überzeugen, wie nun Alles so gewandelt war. Sie waren noch dieselben, und waren doch Beide völlig Andere geworden.

Emanuel betrachtete mit liebevoller Neugier den Raum, den sie so lange bewohnt hatte. Der Kontrakt lag noch auf ihrem Tische. Er fragte, was es sei, sie reichte ihm das Blatt zum Lesen hin. Die kleine Genugthuung mochte sie sich nicht versagen.

„Du bringst ein großes Opfer!“ sagte er.

„Wenn Du wüßtest, aus welcher Welt Du mich entführst, Du würdest es für eine Erlösung halten!“ entgegnete sie ihm. „Und ich hatte einst in dem phantastischen Spiele meiner kindischen Einbildung gemeint, Deine Erlöserin werden zu können.“

„Bist Du mir es nicht gewesen? bist Du mir es nicht in dieser Stunde wieder?“ sprach er. „Ist

Deine Treue, die ich nicht verdient habe, ist Deine Liebe mir nicht Erlösung von der Sünde, die ich gegen Dich begangen habe, von der Reue, die ich stets in mir gefühlt, so oft ich Deiner dachte? Und ich dachte Deiner immer! selbst wenn ich Dich vergessen, mich betrügen wollte. Es war vergebliches Bemühen. Du warst in mir lebendig immerdar."

Er streifte den kleinen Ring von seiner Hand. „Willst Du ihn wieder tragen, Hulda, den armen kleinen Ring, den Du verstoßen hattest? Soll es nun Wahrheit werden, das schöne alte „Dich und mich trennt Niemand?"

„Niemand!" rief sie und steckte den kleinen Talisman an ihren Finger. — „Nein, Niemand mehr!"

Zweiunddreißigstes Capitel.

Beate klopfte an die Thüre. „Herr Direktor Holm!“ meldete sie und sah es noch mit Staunen, wie Emanuel die Geliebte aus seinem Arme frei ließ.

„Da trennt man uns ja schon!“ scherzte er.

„Nicht auf lange,“ gab sie ihm ebenso zur Antwort, „und unser Direktor liebt die Stücke, die zufriedenstellend enden. Er soll der Erste sein, dem ich mein Glück verkünde.“

„Er wird der Erste sein, der es mir mißgönnt!“ sagte Emanuel, als der Direktor schon vor ihnen stand; und in der That hatte er sich nicht in der Voraussetzung geirrt.

Der Direktor mochte Hulda nicht gleich missen. Er wollte nicht davon reden hören, sie sofort der Verpflichtung zu entheben, die sie noch für die beiden Monate an seine Bühne band. Indeß Emanuel zeigte sich nicht karg, und der Direktor war der Mann, sich in feststehende Thatsachen schnell und gewandt zu finden, und Aushilfe zu schaffen, wo sie gefordert war. Alles in Allem genommen, sah er Hulda lieber die

Bühne ganz verlassen, als zu einer anderen übergehen. Nur Eine Bedingung stellte er, sie sollte noch einmal auftreten, nicht ohne Abschied von der Bühne und von dem Publikum scheiden; und sie selber theilte diesen Wunsch. Emanuel lehnte sich nicht dagegen auf, vorausgesetzt, daß es nicht auf irgend eine theatralische Abschieds-Scene hinauslaufen solle, wie sie Feodore vorbereitet worden war, und daß die Wahl des Stückes Hulda überlassen blieb. Holm war damit gleich einverstanden, Hulda entschied sich für die Rolle der Iphigenie. Mit dieser erhabenen Dichtung wollte sie von der Bühne Abschied nehmen, in der Verklärung dieser Rolle noch einmal vor den Augen ihres künftigen Gatten erscheinen, Iphigeniens Scheideworte sollten auch die ihren werden.

Das Gerücht, daß Hulda das Theater verlasse, war schon am Abende unter den Schauspielern verbreitet. Am nächsten Tage brachte die Zeitung die Kunde von ihrer bevorstehenden Heirath mit einem der reichsten Edelleute des Landes; und die flüchtigen Mittheilungen, welche Hulda in ihrer Freude dem Direktor über ihre frühere Verlobung mit Emanuel gemacht hatte, waren in jener Nachricht schon zu einem kleinen Romane aufgeputzt, der von der Wahrheit nicht allzu ferne blieb.

Die Gräfin befand sich in dem Schlosse des Fürsten, als Emanuel ihr seine Verlobung mit Hulda meldete. Clarisse zeigte sich über das Ereigniß von Herzen froh. Sie rief den Fürsten ausdrücklich zum Zeugen dafür an, daß sie es schon bei ihrem Besuch

im Falkenhorst vorausgesehen, daß sie darauf eine Wette mit ihrem Manne habe eingehen wollen. „Und," sagte sie, „nun kommt ja auch die alte unheilvolle Familiensage zu ihrem Rechte, und der böse Bann wird jetzt gebrochen sein; denn nun kommt ein neues junges Blut in das alte Haus, des Zwergenkönigs Zorn zu sühnen."

„Nur daß das junge Blut sich nicht zum Opfer bringt!" wendete die Gräfin ein.

„Ein Opfer wird trotzdem gebracht," bemerkte der Fürst, „und in der That kein kleines. Emanuel verzichtet mit dieser Heirath für seine Descedenten auf das Majorat."

„Das erwähnt er ganz ausdrücklich," sagte die Gräfin, „obschon es sich von selbst versteht. Die Güter, heißt es in einem Briefe, würden einst nach seinem Tode meinem Sohne oder meinem Enkel in einem anderen und besseren Zustande übergeben werden, als derjenige gewesen sei, in welchem er sie überkommen habe. Er aber denke, falls ihm, wie er hoffe, eine eigene Familie erwachsen sollte, für seine Kinder in einem, von jeder aus der Vergangenheit stammenden Verpflichtung und Beschränkung freien Grundbesitz, eine neue und würdige Heimat zu begründen. — Die Namen Graf Branden und Falkenhorst klingen übrigens sehr gut zusammen!" sagte sie nach einer Weile, während sie mit dem Silberstift, den sie in Händen hielt, den Vornamen ihres Enkels mit dem Zusatze „Graf Branden-Falkenhorst" in schö-

nen, klaren Lettern auf den vor ihr liegenden Brief des Bruders schrieb.

Der Vortheil, der ihren nächsten Angehörigen durch Emanuel's nicht ebenbürtige Heirath erwuchs, söhnte sie bis zu einem gewissen Grade mit derselben aus; und weil Hulda den Wunsch geäußert hatte, in der Heimat, in ihres Vaters Kirche, mit Emanuel verbunden zu werden, erklärte auf Clarissens Zureden und auf das Anmahnen des Fürsten, der sich Emanuel noch näher angeschlossen hatte als vordem, die Gräfin sich bereit, Hulda in ihrem Schlosse zu empfangen, und mit dem fürstlichen Paare der Trauung beizuwohnen, die sofort erfolgen sollte.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Mamsell Ulrike war wie aus den Wolken gefallen, als der Amtmann eines Morgens aus der Posttasche den Brief herauszog, der die Nachricht von der Verlobung Emanuels mit der Pfarrerstochter brachte. Sie konnte es gar nicht fassen, konnte sich nicht darein finden. Es kam ihr Alles gar zu sehr auf einmal, gar zu schnell über ihren alten Kopf, obschon sie ihn noch immer auf dem rechten Fleck hatte.

So zeitig im Jahr, fast noch im Winter, waren die Herrschaften niemals in das Schloß gekommen; und nun kamen sie mit Hulda, für welche die Zimmer neben den Gemächern der Fürstin eingerichtet werden sollten. Sie kam vor lauter Nichtbegreifen und Verwundern mit der Arbeit nicht vom Fleck, und fand vor lauter Arbeit, wie sie sagte, nicht die Zeit, sich nach Gebühr darob zu wundern, daß Simonenens Tochter nun eine Baronin, und zwar eine Baronin Falkenhorst, und die Schwägerin der Frau Gräfin, und die Tante der Frau Fürstin werden sollte. Sie nannte es unbegreiflich,

daß der Bruder das Alles hinnahm, als müsse es so sein; daß er einfach sagte, es sei im Grunde doch nur in der Ordnung, wenn ein Ehrenmann, der gehandelt, wie er nicht hätte handeln dürfen, endlich zu der rechten Einsicht komme und sein Wort wahr mache, wie es sich gehöre. Er wolle weiter nun auch gar Nichts sagen; auch von der Hulda und von ihrem Fortgehen weiter Nichts. Wenn der Baron sie heirathe, so sei das ja ein sicheres Zeichen, daß sie sich gut gehalten habe, und daß ihr Nichts zur Last zu legen sei. Im Uebrigen sei es auch nicht ihre Schuld allein gewesen, daß sie heimlich in die Welt und auf's Theater gegangen sei. „Denn, unter uns gesagt, Schwester," sprach er, indem er ihr gut gelaunt auf die Schulter klopfte, was sonst nicht seine Art war, „mit Dir, Schwester, ein ganzes langes Leben auszukommen, das ist kein Kinderspiel, dazu gehöre ich!"

Sie that, als nähme sie es übel, indeß sie lachte doch dabei. Es gab nun auch im Schlosse wieder etwas Ordentliches zu thun, und sie war neugierig, zu hören, wie das Alles so gekommen war. Hulda hatte es dem Pfarrer zwar in einem langen Briefe ausführlich geschrieben, den die junge Pfarrerin selber in das Amt gebracht und vorgelesen hatte, und den sie edel und schön, und wer weiß was sonst noch Alles, geheißen hatte. Indeß Ulrike meinte, das, was sie eigentlich wissen, und das, was sie hören möchte: vom Theaterleben, von den Komödianten und auch sonst derlei, das stände nicht darin; das müsse ihr die

Hulda selbst erzählen, wenn sie nicht zu hochmüthig dazu geworden sei.

Hulda aber hatte, als sie im Schutze ihrer neuen Anverwandten in das Schloß und in das alte kleine Pfarrhaus kam, die Herzen bald sich wieder zugewendet.

Wie im Märchen sich Alles schön gestaltet, wenn das rechte Zauberwort einmal gefunden und ausgesprochen worden ist, so hell und klar legte sich Alles nun für sie zurecht, wohin sie immer kam; und der Tag des Frühlingsanfanges ward für die Einsegnung ihrer Ehe mit Emanuel bestimmt.

Am Abende, welcher der Trauung voranging, schickte der Postmeister einen Brief per Estafette in das Schloß. Er kam von Konradine und dem Prinzen. Sie sendeten dem Brautpaare ihre Wünsche.

„Sie Beide glücklich zu wissen," schrieb die Prinzessin, „hatten wir nöthig, um unseres eigenen Glücks in ungetrübter Freude genießen zu können; und so lassen Sie uns an einander freien Herzens mit treuen Segenswünschen denken, bis hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, unsere Lebenswege sich wieder berühren, und gute gemeinsame Stunden uns an ihre mannigfachen Vorgänger anmuthig erinnern."

Es war ein heller, klarer Morgen, als die stattlichen Kutschen das Brautpaar und seine Angehörigen aus dem Schloß hinab in das Dorf zur Kirche führten. Der Wind kam frisch vom Meere her, die

Sonne entlockte mit ihrer Wärme der braunen, vom Eis befreiten Erde ihren ersten Frühlingsduft.

„Den Weg sind wir schon einmal gefahren!“ sagte Hulda, der grausen Winternacht gedenkend, in welcher Emanuel sie aus dem Schlosse in ihr Vaterhaus zurückgeführt hatte und in welcher die Mutter ihr entrissen worden war.

„Der Nacht entsprang der Tag, der uns heut' anbricht!“ entgegnete Emanuel, die trübe Erinnerung zu verscheuchen. „Die Nacht gebar die Liebe, die uns jetzt durch ein schönes Leben leuchten soll.“

Die altvertrauten Klänge der Kirchenglocken sprachen schon von ferne ihren Segen zu dem Worte. Des Pfarrers tief empfundene Rede gab dem Bunde die Weihe.

Schöner, glücklicher hatte nie eine Braut an des Altares Stufen gestanden. Selbst die Gräfin konnte Clarissen nicht widersprechen, als diese die Auserwählte ihres Oheims eine königliche Erscheinung nannte. Sie räumte ein, daß Hulda durchaus präsentabel sei.

„Und zu denken, daß sie eine Komödiantin gewesen ist!“ sagte Mamsell Ulrike heimlich zu dem Bruder. „Und wie sie den Strauß von emaillirten Kornblumen und Brillanten vor der Brust trägt! als hätte sie es von jeher so gehabt! Wenn die Eltern das erlebt hätten! Man traut seinen eigenen Augen nicht! — Und nun soll mir Einer sagen, ich hätte nicht recht gethan, darauf zu halten, daß sie es in Küche und Kammer den kleinen Leuten niemals fehlen ließ.

Das bringt Glück und bringt zum Hochzeitstag gut Wetter."

„Narrenspossen!" brummte der Amtmann, als die neue junge Freifrau sich nach den Umarmungen und Glückwünschen der Ihren, zu ihm wendete. Er neigte sich tief vor ihr, sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Sie ist ein Juwel, Herr Baron!" sagte er, als auch Emanuel herantrat, ihm die Hand zu drücken. „Sie ist ein Juwel!" wiederholte er, denn er konnte vor Rührung keine weiteren Worte finden.

„Mir ist sie mehr als das!" sagte Emanuel; — „mir war und ist sie eine Erlöserin."

Ende.

Druck von Otto Janke in Berlin.

